Deutsche Geschichte

im

Zeitalter der Reformation

von

Leopold von Ranke.

Fünfter Band.

Vierte Auflage.

Leipzig,
Verlag von Duncker und Humblot.
1868.

Inhalt.

Seite

Neuntes Buch. Zeiten des Interim 1

Erstes Capitel. Reichstag zu Augsburg 1547—1548 3

Angelegenheiten des Conciliums 3

Entzweiung zwischen Kaiser und Papst 9.

Weltliche Einrichtungen im Reiche 12

Absicht, den schwäbischen Bund zu erneuern 13. Landfriede, Kammergericht, Reichsanschläge 17. Burgundischer Vertrag 19. Reichskriegskasse 21. Belehnungen 23. Rechtsentscheidungen 25.

Das Interim 25

Zweites Capitel. Einführung des Interim in Deutschland 39

Veränderung der Stadträthe 43. Ueberwältigung von Costnitz 44. Leipziger Interim 57.

Drittes Capitel. Stellung und Politik Carls V 1549—1551 62

Verhandlungen mit Rom 79

Reichstag zu Augsburg 1550 81.

Successionsentwurf 83

Die Protestanten in Trient 93

Sächsische und würtembergische Confession 94.

Viertes Capitel. Elemente des Widerstandes in den großen Mächten 102

Seekrieg im Mittelmeer 103

Erneuerung des Krieges in Ungarn 109

Fortgang der Reformation in England 115

Heinrich II und die Farnesen 123

Seite

Fünftes Capitel. Elemente des Widerstandes in Deutschland 126
Belagerung von Magdeburg 129. Kirchliche Gewaltsamkeiten in Augsburg 135. Beleidigung der Reichsfürsten 137. Gefangenschaft des Landgrafen Philipp 139. Deutsch-östreichisches und brandenburgisch-preußisches Interesse 145. Zusammenkunft zwischen Churfürst Moritz und Markgraf Hans 150.

Sechstes Capitel. Kriegszug des Churfürsten Moritz wider Carl V 1552 152
Erste Entwürfe 152. Moritz 161. Unterhandlung mit Frankreich 163. Kriegszug gegen Carl V 167. Auflösung des Conciliums 179.

Zehntes Buch. Epoche des Religionsfriedens 181

Erstes Capitel. Verhandlungen zu Linz und zu Passau 183
Vertrag zu Passau 197. Entlassung Johann Friedrichs 201. Rückkehr des Landgrafen Philipp 203.

Zweites Capitel. Französisch-osmanischer Krieg 1552—1553. . . . 205
Belagerung von Metz 207. Feldzug in Ungarn 209. Italien 211.

Drittes Capitel. Der Krieg zwischen Markgraf Albrecht und Churfürst Moritz im Jahre 1553 215
Carl V in Verbindung mit Albrecht 219. Erneuerung des Successionsentwurfs 221. Heidelberger Bund 223. Verbindung zwischen Moritz, Heinrich von Braunschweig und König Ferdinand gegen Albrecht 224. Stellung und Natur Albrechts 229. Moritz in neuem Bunde mit Frankreich 231. Schlacht bei Sievershausen 235.

Viertes Capitel. Allmählige Beruhigung der deutschen Territorien. . 238
Eintritt Churfürst Augusts von Sachsen 238. Friede zwischen August und Albrecht 239. Erneuerung der Erbverbrüderung zwischen Brandenburg, Sachsen und Hessen 240. Zutritt Ferdinands zum Heidelberger Bund 240. Heinrich von Braunschweig gegen Albrecht 241. Ausgang Markgraf Albrechts 249. Beilegung territorialer Streitigkeiten in Deutschland 251.

Fünftes Capitel. Reichstag zu Augsburg 1555. 253
Berathungen über den Religionsfrieden 257
Geistlicher Vorbehalt 265.
Berathungen über Frieden und Recht. 266
Executionsordnung, Kreisverfassung 267. Neue Kammergerichtsordnung 271.
Beschlußnahme 273

Seite

Sechstes Capitel. Abdankung Carls V 281

Verbindung des Kaisers mit England unter Maria 283. Uebertragung der Erblande auf Philipp 289. Unterhandlungen wegen der Uebertragung des Kaiserthums 297 ff. Anfang der selbständigen Regierung Ferdinands 298. Churfürstenversammlung zu Frankfurt 299. Churverein von 1558 301. Letzte Tage Carls V 305.

Siebentes Capitel. Fortgang und innerer Zustand des Protestantismus 310

Einwirkung des Protestantismus auf die Reichsverfassung 313. Reformation der Rheinpfalz, Badens 313. Concessionen in Baiern und Oestreich 314.

Grundzüge der protestantischen Kirchenverfassung 315

Theologische Streitigkeiten 321

Flacius 323. Major und Osiander 324. Calvin 327. Mängel der Verfassung 333. Unerledigte Fragen 335.

Achtes Capitel. Entwickelung der Literatur 336

Beilagen 362

I. Sommaire de l'Ambassade de feu monsieur de Vienne devers l'Empereur Charles V, en l'année 1550 362

II. Aus den Berichten des florentinischen Gesandten 1553—1556 372

Neuntes Buch.

Zeiten des Interim.

Erstes Capitel.

Reichstag zu Augsburg 1547, 48.

Angelegenheit des Conciliums.

Siege werden bald erfochten: ihre Erfolge zu befestigen, das ist schwer.

Für Carl V war mit dem Siege über die Schmalkaldischen Stände nur erst die Hälfte der Arbeit gethan: wollte er die Gedanken ausführen, von denen er beseelt war, so stand ihm noch ein Gang mit seinem eignen Verbündeten bevor.

Wir wissen schon, wie wenig ihm die Art und Weise genugthat, in der das Concilium unter dem Einfluß des Papstes verfuhr: jene Festsetzung der streitigen Lehrpunkte in einem Sinne, welcher die Protestanten abstoßen mußte, die er herbeizubringen gedachte; noch mehr die Translation der Versammlung, zu der man geschritten war, so bald nur von der so oft versprochenen Reform ein wenig ernstlicher die Rede sein sollte. Keinen Augenblick hatte er diese Dinge aus den Augen verloren. Er hat wohl gesagt, im Laufe des Krieges habe er mehr an Rom und das Concilium gedacht, als an den Krieg selber. Noch war er nicht gesonnen, weder diese Verlegung sich gefallen zu lassen, oder auch nur die publicirten Artikel anzuerkennen.

In Bologna wagte man doch wirklich nicht, zu conciliaren Handlungen zu schreiten[1]): man begnügte sich mit vorläufigen Besprechungen.

1) Mendoza an den Kaiser 26. Mai: Ha sido necesario hablar a Farnesio, para que alli (a Bologna) no hiziesse algun acto, y asegurarme primero con la palabra del papa diziendo que de otra maniera yo haria el protesto.

Wie die beiden Häupter dort einwirkten, davon ist ein Beispiel, daß, als eine solenne Session für Mitte September angekündigt war und der Papst sich gegen Ende August aus Rom erhob, um ihr durch seine Gegenwart so viel größeres Ansehn zu geben, — er versäumte nicht, vorher die Gestirne um die glückliche Stunde zu befragen, — der kaiserliche Gesandte ihm nacheilte und ihn durch Drohungen dahin brachte, daß die Sitzung nur in Form einer Congregation gehalten ward[1]).

So recht römisch kam es dem Kaiser vor, daß der päpstliche Gesandte, der ihn in Bamberg traf, ihn zu überreden suchte, seine siegreichen Waffen nun gegen England zu wenden. Er antwortete, er wolle nicht aufs neue den Hauptmann eines Mannes machen, der ihn in der Mitte der letzten Unternehmung verlassen habe. Der Nuntius erinnerte ihn mit officieller Frömmigkeit an seine Pflichten gegen die Religion. Der Kaiser entgegnete, er wünsche nur, daß Andere ihre Pflicht in dieser Beziehung so gut erfüllen möchten wie er die seine[2]).

Blieb er aber dabei, die Sache des Conciliums in seinem Sinne durchzusetzen, so fand er dafür eine mächtige Unterstützung in dem Uebergewicht, das er jetzt in Deutschland erworben.

Am 1. September eröffnete er den Reichstag zu Augsburg, mit einer Proposition, in der er zunächst die geistlichen Angelegenheiten da wieder aufnahm, wo sie vor zwei Jahren abgebrochen worden: aber nur unter ganz andern Umständen und mit einer ohne Vergleich größern Aussicht, seine Meinung durchzusetzen.

Die protestantische Corporation, welche früher nicht allein nach ihrer eignen Meinung, sondern auch vermöge der ihnen gewordenen Zugeständnisse eine gesetzliche Stellung einnahm und an der exclusiv protestantischen Idee festhielt, war nicht mehr; der Kaiser verbat sich überhaupt abgesonderte Zusammenkünfte und Berathungen. Alle, die in des Kaisers Frieden gekommen, hatten sich mehr oder minder ohne Vorbehalt zum Gehorsam in dieser Hinsicht verpflichtet. Jene protestantische Mehrheit, die sich zuletzt im Churfürstenrathe zu bilden begonnen, war durch die Katastrophe des Erzbischofs Hermann von Cöln vollkommen beseitigt. Die geistlichen Fürsten, die ihre Erhaltung hauptsächlich dem Kaiser verdankten, hingen ihm mit doppelter Ergebenheit an.

1) Mendoza an den Kaiser 27. Aug., 2. Sept., 10. Sept.
2) Bericht von Sfondrato. Pallavicini X, III.

Unter diesen Umständen konnte die Beschlußnahme des Reichstags, als nun der Kaiser aufs neue die Anerkennung des Tridentinischen Conciliums forderte, auf keine besondere Schwierigkeit stoßen. Der Fürstenrath, der abermals die Initiative ergriff, erklärte, der wahre Weg, die Spaltung in der Religion zu heben, sei eben der, die Erörterung einem freien gemeinen Concil anheimzustellen, „immaßen das allbereit zu Trient angefangen worden." Diesem Gutachten stimmten die geistlichen Churfürsten beinahe wörtlich bei[1]). Nicht so entschieden war die Aeußerung der weltlichen Mitglieder dieses Collegiums; aber sie widersprachen wenigstens nicht: sie erkannten an, daß die streitige Religion auf ein gemein frei christlich Concilium remittirt werden sollte, es möge nun zu Trient gehalten werden oder an einem andern Orte deutscher Nation. Die Städte hatten ein abweichendes Gutachten vorbereitet, aber durch die Vorstellung des kaiserlichen Rathes, Dr. Hase, ließen sie sich bewegen, davon abzustehen. Hierauf konnte der Kaiser dem Papst erklären: was er mit so viel Arbeit und Eifer herbeizuführen gesucht, das sei nun geschehen: Churfürsten, geistliche, weltliche Fürsten, sowie die Städte haben sich dem nach Trient ausgeschriebenen und daselbst begonnenen Concilium unterworfen[2]).

Nun enthielt aber dieser Beschluß im damaligen Augenblick nicht mehr einfach die Thatsache der Unterwerfung, sondern zugleich — denn absichtlich ward auf die Bezeichnung des Ortes viel Nachdruck gelegt — eine Erklärung gegen die Translation der Kirchenversammlung. Schon gleich in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft hatten die geistlichen Fürsten den Papst einmüthig um die Zurückverlegung ersucht. Dieses Begehren ward jetzt durch den allgemeinen Beschluß der Stände gewaltig verstärkt.

Und dabei blieben sie nicht stehen. Hatte der Kaiser die Publication der zu Trient gefaßten Beschlüsse gemißbilligt, so traten ihm auch darin die Stände bei. Die Fürsten, denen jene Festsetzungen

1) Unter den Schriften, welche Sastrow in die Hände bekommen und seiner Lebensbeschreibung einverleibt hat, fehlt das erste Gutachten des Churfürstenrathes. Das, was voransteht (II, 112), ist der Zeit nach später als das ihm folgende fürstliche.

2) Instructione al C[l] de Trento 9. Nov. 1547: Lo substantial sara avisar a S. S[d] con quanto trabajo y cuidado nostro se ha procurado que todos los estados de la Germania, assi electores principes ecclesiasticos y seglares como las cibdades, se somettiessen (como han hecho) al concilio ya inditto e celebrado y que se celebre en Trento.

wenigstens amtlich noch nicht mitgetheilt worden, forderten, wenn in den streitigen Artikeln bereits etwas beschlossen sei, so müsse das doch aufs neue vorgenommen und vor allem erst die Erklärung der Protestirenden darüber gehört werden [1]. Jene dogmatischen Bestimmungen, auf welchen später die Rechtgläubigkeit der katholischen Kirche zu beruhen geschienen, wollte fürs Erste so wenig das Reich wie der Kaiser anerkennen. Es versteht sich, daß die protestantisch gesinnten Mitglieder beider Räthe hierin noch eifriger waren. Die weltlichen Churfürsten forderten ausdrücklich die Reassumption der schon beschlossenen Artikel: sie fügten hinzu, nur nach der Norm der göttlichen Schrift würden dieselben zu entscheiden sein. Die Stimmung zeigte sich überhaupt ganz entschieden. Vergebens trug Leonhard Eck darauf an, daß man, um weitergehende Fragen abzuschneiden, den Papst als Vorsitzer des Conciliums bezeichnen solle: die Zeiten seines Einflusses und Uebergewichts waren vorbei; in dem Rathschlag des Fürstenrathes findet sich nichts hievon. Dagegen lautet das Gutachten der weltlichen Churfürsten dahin, daß der Papst die Mitglieder des Conciliums aller Pflichten, mit denen sie ihm verwandt seien, erledigen, und dem Concilium unterworfen sein solle: eine Reformation an Haupt und Gliedern brachten sie aufs neue in Anregung. Und noch lebhafter drückten sich die Städte aus. Die Entscheidung über die streitigen Artikel dürfe mit nichten Sr. Hoheit dem Papst (das Wort Heiligkeit vermieden sie) und den Anhängern desselben überlassen, sie müsse frommen, gelehrten, gottesfürchtigen und von allen Ständen dazu auserwählten Personen, die von jeder Verpflichtung befreit worden, anheimgestellt werden [2].

Auf Forderungen dieser Art konnte und mochte Carl V nun zwar in diesem Augenblicke nicht eingehn. Auf keinen Fall aber war ihm ein Bestreben zuwider, das auf eine Erhöhung der kaiserlichen Gewalt und eine Einschränkung derjenigen zielte, mit der er sein ganzes Leben hindurch zu kämpfen gehabt und so eben wieder in heftige Irrungen verwickelt war. Am Reichstag verlautete das Wort, daß der Kaiser Präsident des Conciliums sein müsse, nicht der Papst. In den Reichsbeschlüssen war von keinem Vorbehalt

1) „Ob auch im vhall von etlichen streitigen Artikeln im Concilio zu Triendt geredt oder beschlossen worden wäre, welches doch nit vor Augen, das dennoch nichtsdesteminder dieselbigen Artikel wiederum für hand genommen und die protestirenden genugsamlich darauf verhort und von inen gute rechenschaft irer lere und glauben vernommen werde."

2) Städtisches Gutachten bei Sastrow 143.

päpstlicher Einwilligung die Rede[1]); der Kaiser versprach in seinem eignen Namen, daß das Concilium in Trient gehalten, und die ganze Tractation — er bediente sich hiebei der Ausdrücke, die die weltlichen Churfürsten gebraucht und die auf die ältesten Schlüsse in dieser Sache zurückwiesen — gottselig, christlich, nach göttlicher und der alten Väter heiliger Lehre und Schrift vorgenommen und zu Ende geführt werden solle. Die weitern Anträge der Churfürsten verwarf er doch nicht geradezu: er bat nur auch in dieser Hinsicht um das volle Vertrauen der Stände.

Hatte der Papst die Zeit des Krieges benutzen können, um das Concil auf seine Weise zu leiten, so machte der Erfolg der Waffen es wieder dem Kaiser möglich, sich dieser Direction mit größtem Nachdruck zu widersetzen.

Am 9. November fertigte er den Cardinal von Trient, Christoph Madrucci, nach Rom ab, um die Zurückverlegung des Conciliums, auf welche er bisher so standhaft gedrungen, nun auch im Namen des Reiches zu fordern.

Der Kaiser erwähnte in der Instruction, daß er die Anträge, welche zum Nachtheil der päpstlichen Autorität gemacht worden, nicht angenommen; er versicherte ausdrücklich, daß das Concilium im Fall einer Vacanz dem Wahlrecht der Cardinäle keinen Eintrag thun solle: aber da jetzt das heilige Werk geschehen, daß sich das Reich dem Concilium einfach unterwerfe, so möge nun auch der Papst die Umstände, die so günstig seien, wie man sie niemals hätte hoffen dürfen, benutzen und das Concilium nach Trient zurückführen[2]): damit werde er seine Pflicht gegen Gott und seine Würde erfüllen.

Was würde wohl geschehen sein, wenn die beiden Oberhäupter sich verstanden, eine ernstliche Verbesserung der augenscheinlichen Mängel vorgenommen und dann mit vereinten Kräften und ungetheilter Autorität auf die Herstellung der alten Kirchenformen hingearbeitet hätten? Würden sie bei einiger Nachhaltigkeit des Verfahrens damit nicht wirklich haben durchdringen können?

Es war ein großes Schicksal, daß in dem entscheidenden Augenblicke die Erbitterung zwischen beiden größer war als je.

Paul III fürchtete nichts mehr, als die Uebermacht eines neu emporkommenden Kaiserthums. So auffallend es auf allgemeinem

1) Wie sich Sfondrato beschwert, Pallav. X, vi, 121.

2) para dio certo e señalado con el mas breve termine que ser pudiere. (Worte der Instruction.)

Standpunkt aussieht, daß er im Frühjahr 1547 dem Vorfechter des Protestantismus eher den Sieg wünschte, so gewiß ist es doch: mit Freuden vernahm er die Nachricht von jenem Rochlitzer Ereigniß; der Hof gab zu erkennen, wie sehr er wünschte den Kaiser in Ungelegenheiten verwickelt zu sehen. Den König Franz ließ man von Rom aus noch wissen, er könne nichts Nützlicheres thun, als Diejenigen unterstützen, von denen dem Kaiser Widerstand geleistet werde; mit dem Nachfolger desselben, Heinrich II, trat der alte Papst sofort in die engste Verbindung: er brachte die Vermählung seines Enkels Horatio mit einer natürlichen Tochter des neuen Königs zu Stande. Hierauf war von einer dem Kaiser entgegenzusetzenden Ligue zwischen Frankreich, Venedig und dem Papst unaufhörlich die Rede. Alle Gegner des Kaisers und seiner Partei sahen in dem Papst und seinem Hause ihre natürlichen Häupter. Pier Luigi Farnese, der Sohn des Papstes, hatte an allen Bewegungen gegen den Kaiser einen mehr oder minder zu Tage liegenden Antheil.

Welch ein Schlag ohne Gleichen war es da, daß eben dieser Pier Luigi am 10. September 1547 in Piacenza ermordet ward.

Er hatte daselbst im Sinne der italienischen Tyrannen alter Schule regiert, die Vorrechte der Edelleute aufgehoben, die Bauern diesen zwar gleichgestellt, aber dann mit harten Frohnden belastet, eine Menge Gesetze gegeben, die nur darauf berechnet schienen, Diejenigen zu strafen, welche sie übertreten würden, und ihre Güter zu confisciren, was dann ohne Weiteres geschah. So eben baute er sich ein Schloß, zu welchem er geweihte Plätze eingezogen, Häuser von Wittwen und Waisen niedergerissen; man sagte wohl, er werde die Angesehensten seines Gebietes dahin einladen und es mit ihrem Blute dem Satan weihen. So zog er denn auch das Schicksal der alten Tyrannen über sich herein. Eine Verschwörung bildete sich, der er erlag [1]).

Wie die Dinge der Welt einmal standen, so griff diese Ermordung mit allen großen Ereignissen zusammen.

Der kaiserliche Befehlshaber in Mailand, Ferrante Gonzaga, der längst mit Mißvergnügen wahrgenommen, daß Pier Luigi französische Soldaten nach Piacenza kommen ließ, säumte keinen Augen-

1) Details aus einer merkwürdigen Vertheidigungsschrift der Verschwornen. Supplica delli conti Agostino Landi, Giov. Angosciola Alessandro e Camillo fratelli de Pallavicini, — nella quale allegano le cagioni che gli indussero a conspirar contra P. L. Farnese. (Inform. politt. IV.)

blick, diese Stadt jetzt im Namen des Reiches, das seine Ansprüche daran niemals aufgegeben, in Besitz zu nehmen. Man glaubte allgemein, er habe das Unternehmen der Verschwornen gekannt und sei damit einverstanden gewesen. Der Florentinische Gesandte versichert es mit Bestimmtheit[1]); und so verhielt es sich in der That. Gonzaga hat die Sache vorbereitet und geleitet; auch der Kaiser hat darum gewußt; er wünschte nur, daß das Leben Pier Luigis geschont würde. Dennoch hat Gonzaga im Namen des Kaisers den Verschwornen in einer besondern Capitulation die Versicherung gegeben, daß sie um keines Mordes willen, der bei dem Aufstand geschehen könnte, zur Rechenschaft gezogen werden sollten[2]). Darauf hin ist Pier Luigi getödtet worden.

Es ist nicht zu beschreiben, in welche Stimmung von Haß und verhaltener Wuth der Papst durch dies Ereigniß und die Vermuthung, die man daran knüpfte, gerieth.

Don Diego Mendoza berichtet, er habe gesagt, wenn man ihm Piacenza nicht wiedergebe, so werde er sich helfen so gut er könne, und sollte er die Hölle zu Hülfe rufen[3]). Mendoza ist überzeugt, ein Bund mit Frankreich sei dem Abschluß nahe, man denke den Herzog von Guise zum König von Neapel zu machen. Ein Wort des Cardinal Farnese, der heilige Vater werde sich mit Jemand verbinden, von dem man es nicht denke, deutet er auf das Vorhaben eines Bundes mit dem Sultan. Dem Gesandten dagegen ging der Gedanke durch den Kopf, sich im Namen des Kaisers der Engelsburg zu bemächtigen: wäre nur der Verdacht nicht so wachsam gewesen.

Diese weltliche Entzweiung machte nun den in den geistlichen Geschäften eingetretenen Bruch vollends unheilbar.

Der Papst sah in den Anträgen, die der Cardinal Madrucci brachte, doch nichts als eine neue Feindseligkeit: er wußte sehr wohl, daß die Forderung der Zurückverlegung noch keineswegs das letzte Wort des Kaisers enthielt.

1) V. Eccel. puo esser certa che D. Ferrante sapeva quel che s'ordinava a Piacenza.

2) Avvertimenti al D^a di Terranuova: Inf. politt. XII. — Vgl. Schreiben Gonzaga's an den Kaiser 6. März 1547 bei Affo 143, und die dort folgenden Actenstücke, besonders die „capitoli concessi al conte Angosciolo" 178.

3) „que hara lo que pudiere y se ajutara con el diablo." (Mendoza 20. Sept.)

Dazu aber, diese Forderung geradehin zurückzuweisen, war jedoch seine Stellung auch nicht angethan. Wie der Kaiser, so mußte auch er maßhaltend, mit der nöthigen Rechtfertigung vor der Welt erscheinen.

Zuerst legte er die Sache einer Deputation von Cardinälen vor. Deren Urtheil war, daß Kaiser und Reich es nicht übel deuten könne, wenn S. Heil. in der wichtigen Angelegenheit die in Bologna versammelten Prälaten selbst zu Rathe ziehe.

Sehr besonders: dieselbe Versammlung, deren Berechtigung der Kaiser leugnete, wurde aufgefordert, sich über die Anträge zu äußern, die er gegen sie machte.

Und diese lehnte nun nicht mit dürren Worten ab, nach Trient zurückzugehn, aber sie machte Bedingungen, die ebenso gut waren, wie eine vollkommen abschlägliche Antwort. Vor allem sollten die in Trient zurückgebliebenen Prälaten nach Bologna kommen und sich mit ihr vereinigen; dann wollte sie im Voraus wissen, ob die deutsche Nation sich dem Concil dergestalt unterwerfe, daß sie die in Trient beschlossenen und bereits bekannt gemachten Decrete über die Glaubensfragen anerkenne, solche niemals in Zweifel zu ziehen sich verpflichte; ferner, ob der Kaiser nicht etwa die bisher beobachteten conciliaren Formen abzuändern gedenke; ob es der Mehrheit des Conciliums freistehn werde, über neue Translation oder Beendigung definitiv zu beschließen [1]).

Eine Antwort, die den Forderungen der deutschen Nation und den Absichten des Kaisers schlechthin entgegenlief. Der Papst händigte sie dem kaiserlichen Bevollmächtigten als seine eigne ein; dieser erkannte, daß hier weiter nichts auszurichten sei, und trat seine Rückreise an [2]).

Dem Kaiser konnte dies wohl nicht unerwartet kommen; er war entschlossen, es nicht zu dulden, sondern die alte Drohung einer feierlichen Protestation endlich zu vollführen.

Auf die förmlichste Art von der Welt kam es zum Bruch zwischen beiden Gewalten.

Am 16. Januar 1548 erschienen die kaiserlichen Procuratoren,

1) Schreiben des Cardinal de Monte an den Papst, Bologna 20. Dec. 1547. Am 19. war die Congregation gehalten, in welcher die Beschlüsse gefaßt worden sind.

2) Vedendo il C^le^ che con tutto il negotio che si è possuto fare non s'havea altra resolutione, pigliò ea S. S^a^ licentia. (Rel. del C^l^ di Trento.)

zwei Spanier, Licentiat Vargas und Doctor Velasco, in der Versammlung der Prälaten zu Bologna. „Wir sind hier", begann der Licentiat, „im Namen unsers Herrn, des römischen Kaisers, um einen Act auszuführen, den ihr längst erwartet. Ihr seht wohl, welch ein Unglück der Welt bevorsteht, wenn ihr hartnäckig auf einer Meinung beharren wollt, die ihr einmal, ohne die gehörige Vorsicht, ergriffen habt." — „Auch ich bin hier," entgegnete der Legat Monte, „im Namen Sr. Heiligkeit, des unzweifelhaften Nachfolgers Petri, Stellvertreters Jesu Christi, und hier sind diese heiligsten Väter, die das Concilium unter Einwirkung des heiligen Geistes fortsetzen wollen, nachdem es rechtmäßig, aus Gründen, die sie selber gebilligt haben, von Trient verlegt ist. Wir bitten Seine Majestät, ihre Meinung zu ändern und uns ihren Schutz zu gewähren, denn man weiß, wie schwere Strafen sich Diejenigen zuziehen, die ein Concilium stören, wie hoch auch die Würde sein möge, mit der sie bekleidet sind."

Nachdem hierauf die kaiserliche Vollmacht vorgewiesen war — das Original auf Pergament, von dem ausdrücklich bemerkt wird, es sei darin ausgestrichen oder radirt gewesen, mit dem kaiserlichen Insiegel [1]), — verlas Velasco die Protestation, in welcher der Kaiser aus den öfter erwähnten Gründen, die er noch einmal zusammenfaßte, die unverzügliche Rückkehr der versammelten Prälaten nach Trient forderte. Würden sie sich, was er nicht hoffe, dazu nicht entschließen, so protestire er hiemit, daß die Translation unrechtmäßig und sammt allem, was darauf folge, null und nichtig sei. Ihnen, die sich Legaten nennen, und den hier versammelten, größtentheils von dem Winke des Papstes abhängigen Bischöfen, könne unmöglich das Recht zustehn, in Sachen des Glaubens und der Reformation der Sitten der christlichen Welt Gesetze vorzuschreiben, am wenigsten für eine ihnen nicht eigentlich bekannte Provinz; die Antwort, welche sie und S. Heiligkeit dem Kaiser gegeben, sei unangemessen, voll von Unwahrheiten, nichts als Täuschung. Er selbst, der Kaiser, müsse sich der vom Papst vernachlässigten Kirche annehmen, und alles thun, was nach Recht und Gesetz, nach altem Herkommen und der öffentlichen Meinung der Welt ihm zukomme, kraft seines Amtes als Kaiser und als König.

Der Legat erwiederte, von dem, was er gethan, wolle er Gott Rechenschaft geben, dulden aber könne er nicht, daß die weltliche Gewalt sich anmaße, ein Concilium zu beherrschen.

1) Datirt Augsburg 27. Aug., man sieht, vorläufig.

Wir sehen: er hielt an seinem Begriffe von der Unabhängigkeit der geistlichen Gewalt fest und ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Andern aber war doch nicht wohl zu Muthe. Der Secretär des Conciliums schließt seinen Bericht hierüber mit dem Gebet, daß dieser Tag nicht der Anfang des größten Schisma in der Kirche Gottes sein möge[1]).

Die Protestation ist eigentlich eine geistliche Kriegserklärung. Der Kaiser war gesonnen, die Feindseligkeit, die er auf diesem Gebiete begann, so ernstlich auszuführen, wie jemals eine andre.

Die vornehmste Maßregel, die er hiezu ergriff, ist aber so durchaus reichsoberhauptlich und bildet ein so wesentliches Stück seiner Reichsverwaltung, daß wir wohl am besten thun, diese zuvörderst in ihren nächsten weltlichen Beziehungen ins Auge zu fassen.

Weltliche Einrichtungen im Reiche.

Wir berührten oben, welche Plane höchst umfassender Art den Kaiser durchflogen, als er den Krieg unternahm.

Wollte er aber das Reich einmal erblich machen, wie er dachte, so mußte er es vor allem regieren: er mußte sich in dem Vereine autonomer, selbständiger Mächte, die ihn umgaben, ein Uebergewicht verschaffen, durch welches sie genöthigt wurden, dem Antriebe zu folgen, den er ihnen geben wollte.

Es ist sehr merkwürdig, daß er dies anfangs weniger auf dem Wege der Verfassung, als durch einen Bund zu thun beabsichtigte. In den ersten Jahren seiner Regierung hatte er empfunden, welch ein Moment der Macht in dem schwäbischen Bunde lag: sowie jetzt sein Glück wieder besser wurde, faßte er den Plan, denselben zu erneuern und zu erweitern, und unaufhörlich sehen wir ihn seitdem dahin arbeiten.

Den Capitulationen der oberländischen Stände wurden Ausdrücke einverleibt, an welche man später die Anmuthung knüpfen konnte, in einen Bund dieser Art zu treten[2]). Im Februar 1547 dachte Carl in Person eine Versammlung in Frankfurt zu halten, um denselben zu Stande zu bringen; wir finden seine Abgeordneten,

1) Actenstücke bei Rainaldus Tom. XXI, p. 373.

2) Dem Herzog Ulrich sagten die kaiserlichen Abgeordneten, sein Beitritt würde der Heilbronner Abkunft gemäß sein. Sattler III, 258.

Caspar von Kaltenthal und Heinrich Hase, jenen Franken durchreisen, diesen die schwäbische Ritterschaft versammeln, um dazu vorzubereiten[1]). So lange jedoch mächtige Feinde im Felde standen, ließ sich hievon wenig Erfolg erwarten. Erst Ende Mai, nachdem der sächsische Krieg glücklich beendigt worden, eröffnete sich wirklich ein Bundestag zu Ulm, an welchem der Bischof von Augsburg und Markgraf Johann von Cüstrin, dieser eigentlich an Statt König Ferdinands, der noch in Böhmen beschäftigt war, als kaiserliche Commissarien auftraten, die alte Bundesformel vorlegten und zur Annahme derselben einluden[2]).

Bei weitem mächtiger aber wäre dieser Bund geworden als der frühere. Er sollte das ganze Reich umfassen, die einzige zugelassene Einung bilden, mit Bundesrichtern versehen sein, um jede innere Streitsache ohne viel Weitläufigkeiten zu Ende zu bringen; der Landfriede sollte darin auf das Ernstlichste gehandhabt, jeder Vergewaltigte namentlich vor allen Dingen wieder in seinen Besitz hergestellt, dann erst seine Sache untersucht werden. Die Reichsverfassung war mit Förmlichkeiten überladen; bei dem Eintritt in die verschiedenen Collegien ward schon jedes Mitglied vom Gefühl seiner Selbständigkeit erfüllt; Heimbringen, Protestiren war fast herkömmlich geworden: — in einem Bunde dagegen, welcher die Voraussetzung freiwilliger Theilnahme für sich hatte, waren die Beschlüsse einmüthiger, durchgreifender; wenigstens der schwäbische hatte kein Heimbringen gestattet; den Schlüssen der Bundesräthe zu folgen war ein Jeder verpflichtet.

Es liegt am Tage, wie da das Uebergewicht der Macht sich bei weitem eher durchsetzen konnte als im Reiche; der Kaiser, der mit den östreichischen und niederländischen Landschaften beizutreten gedachte, würde den Bund ohne Zweifel beherrscht haben. Die herkömmliche Autorität des Reichsoberhauptes würde durch die Bundesgewalt zu doppelter Energie gelangt sein.

Eben darum mußte aber dieser Entwurf doch auch den größten Widerspruch hervorrufen.

Die Städte bemerkten mit Schrecken, daß sie fortan an allen Kriegen des Hauses Oestreich in obern und niedern Landen würden Theil nehmen müssen; schon die Unkosten der Zusammenkünfte würden

1) Relation was Caspar von Kaltentall mit den Stennden des frenkischen Krays der Hilff und des tags zu Ulm ausgericht. (Archiv zu Berlin.)
2) Actenstücke im Berl. Archiv.

ihnen lästig fallen, die unaufhörlichen Hülfleistungen aber sie zu Grunde richten; ihr Gewerbe nach den benachbarten Ländern, wie England und Frankreich, würde sie doppelter Gefahr aussetzen[1].

Die Räthe der Fürsten überlegten, daß sogar die Territorialhoheit dadurch in Gefahr gerathen dürfte. Bischöfe, Grafen und Herren würden sich von der Regierung des Fürsten absondern, dessen Schutz ihnen nicht mehr nöthig sei, sobald aller Schutz vom Bunde ausgehe. Churfürst Moritz erinnerte, die Erbeinung der Häuser Hessen, Brandenburg und Sachsen, durch welche die Kaiser oftmals genöthigt worden, mit deren Rathe zu handeln, werde nicht mehr bestehn[2]; das sächsische Recht, um deswillen man von der Appellation befreit sei, und viele andere Privilegien würden bedroht werden[3].

Wilhelm von Baiern, der wieder in sehr katholischem Eifer war, fand eine Verbindung mit protestantischen Fürsten auch darum unthunlich, weil man dann genöthigt werden könnte, dem Reformationswesen zuzusehen.

Es war schon von schlechter Vorbedeutung, daß der Kaiser in Ulm nicht vorwärts kam und die Verhandlung über den Bund an den Reichstag ziehn mußte. Hier ließ er sie allerdings nicht sogleich fallen: der vorgelegte Entwurf ward von den beiden höhern Collegien begutachtet, ein Schriftwechsel auf die herkömmliche Weise darüber eingeleitet: wohlverstanden jedoch, mit dem Vorbehalt der Unverbindlichkeit; endlich ward, nach langer Weigerung der Churfürsten, ein gemeinschaftlicher Ausschuß darüber niedergesetzt; — so weit können wir die Sache verfolgen: — wie nun aber der Ausschuß zusammentreten soll, wo dann jeder weitere Schritt eine wirkliche Verpflichtung in sich geschlossen haben würde, hören die Acten auf dar-

1) Instruction von Ulm: „Dieweil menigklich unverporgen, wölchermaßen der Kays. und Kon. Mt. Erb und andere lender tagliches von frembden Potentaten angefochten werden;" . . Ks. Mt. sei von den Ständen zu bitten „von diesem Iren beschwerlichen Vorhaben allergnedigst abzusteen."

2) Aus dem Concept zu einem undatirten, jedoch früheren Schreiben Joachims an Moritz: „Weil — wie E. Chf. Gn. erachten, dieser bund hier diesen landen wenig nutzlich oder furtreglich, sondern allein zu untreglichen kosten gereichen wolt, . . bittet Chf. freundlich, s. Chf. Gn. wolten die Unterrede und damals Ir Chf. Gn. Anzeigen ingedenk seyn, sich in diese Bündniß nit bereden lassen, noch dieselb annemen, . . mit ferrer einfürung das unser alte beschworne Erbeinigung dadurch abgethan werden wolt."

3) Rethe zu Torgau an den Churfürsten zu Sachsen. (Dresdner Archiv.)

über zu berichten[1]); die Städte selbst sind verwundert, daß man davon nichts weiter an sie bringt: Alles ward rückgängig.

Es wirkte wohl zusammen, daß die Fürsten eine unüberwindliche Abneigung an den Tag legten, und der Kaiser dagegen die Aussicht fassen durfte, zu einigen der für ihn bedeutendsten Zwecke, die er bei dem Entwurf hatte, in den Formen des Reichstags zu gelangen.

In seiner Proposition hatte er außer den religiösen Angelegenheiten auch die übrigen herkömmlichen Gegenstände der Reichsberathung, Landfrieden, Kammergericht, Anschläge, zur Sprache gebracht. Schon bei den beiden ersten gelang es ihm, das religiöse und reichsoberhauptliche Interesse, worauf es ihm vor allem ankam, bestens wahrzunehmen.

Als Verletzungen des Landfriedens wurden jetzt auch die Beraubungen der Geistlichen ausdrücklich bezeichnet: neben Schlössern, Städten, Dörfern, die Niemand angreifen dürfe, erscheinen zum ersten Mal auch Kirchen, Klöster, Clausen, die Jurisdictionen ganz im Allgemeinen.

Die Churfürsten hatten vorgeschlagen, die Versammlungen herrenlosen Kriegsvolks ohne Ausnahme zu verbieten: Kaiser und Fürsten beliebten, daß sie nur dann zerstreut werden sollten, wenn sie nicht vielleicht eine Erlaubniß des Kaisers und Königs nachweisen könnten[2]).

Nachdem jene Besorgnisse gehoben waren, welche der Bundesentwurf erweckt hatte, zeigte sich überhaupt eine sehr enge Verbindung des Kaisers mit dem Fürstenrathe.

Die Fürsten drangen darauf, daß fortan, wie früher, sämmtliche Mitglieder des Kammergerichts dem katholischen Glauben angehören sollten. Der Kaiser gab es ihnen nach.

Dagegen forderte der Kaiser, daß ihm für dies Mal die Besetzung des Kammergerichts allein anheimgestellt würde. Er brachte dabei die alten Gerechtsame des Kaiserthums, das Gericht am Hofe zu halten, in Erinnerung. Die Fürsten gaben nach.

Hierauf schritt man zur Abfassung einer neuen Kammergerichts-

1) Im Protocoll des Churfürstenrathes kann man die Sache bis zum 31. Januar verfolgen; im Scharerschen Auszug bei Fels heißt es: „aber es ist letzlich alle solche Handlung in ihr selbst ersitzen und den Stätten ferner nichts deshalb vorbracht.“ (Fels I, 211.)

2) In den Acten findet sich undatirt der Entwurf der Churfürsten und die Antwort des Fürstenraths, die Eingabe an den Kaiser.

ordnung [1]). Zwei alte Beisitzer, Dr. Visch und Dr. Braun, sahen die bisherigen Constitutionen durch, brachten sie in Ordnung und stellten, wo sie Mängel und Lücken bemerkten, ihre eigenen Vorschläge auf. Mit aller Weitläuftigkeit, welche legislativen Arbeiten ständischer Versammlungen eigen ist, verfuhr man bei der Berathung. Zuerst ging ein ständischer Ausschuß Artikel für Artikel durch, wobei er denn besonders die neuen Vorschläge in Betracht zog, über welche er seine Bemerkungen machte. So revidirt, gelangte der Entwurf an die beiden Collegien der Fürsten und der Churfürsten, wo er ebenfalls von Anfang bis Ende durchgesprochen ward. Die Collegien setzten sich alsdann mit dem Kaiser in Verbindung, der nun auch seine Bemerkungen machte, worüber man hin und her schrieb, bis man sich endlich vereinigte. Die Weitschichtigkeit dieses Verfahrens hinderte jedoch nicht, die vorwaltenden Interessen, namentlich der Fürsten, die der Kaiser jetzt gewähren ließ, im Auge zu behalten. Bei der Bestimmung, wie die Präsentation in Zukunft vorgenommen werden sollte, ward des Antheils der Grafen, Prälaten und Herren nur noch in Einem Kreise gedacht. Gern hätten die Städte an der Berathung einer Sache Theil genommen, von der, wie sie sagten,

1) Harpprecht hat die meisten zwischen Kaiser und Ständen gewechselten Schriften mitgetheilt. Von denen, die er vermißte, finden sich mehrere in den von mir benutzten Archiven, namentlich dem Berliner: z. B. Bedenken, welche Articul aus der Kammergerichtsordnung in den Landfrieden gezogen und gesetzt werden sollen, 14. Dec. 1547; — Bedenken über den ersten Theil der Kammergerichtsordnung 14. Januar 1548; — des Ausschuß Relation über das ander Theil der Kammergerichtsordnung. „Darin haben berurte Doctores aus allen des Reichs Abscheiden und Constitutionen, desgleichen aus dem Landfrieden, so auf diesen itzigen Reichstag . . gebessert . . alle vhelle und sachen, darin dem kays. Kammergericht Gerichtszwang zugestellt und gegeben, zu hauf getragen und verfaßt; dieselbigen vhelle und sachen, das mehrer theil mit ihren umbstenden und zugehorungen, derwegen sie jederzeit den Abscheiden einverleibt so vil von notten, in die Ordnung gezogen." — Sie haben diesen Theil in zwei Abtheilungen gesondert, 1) personen und sachen dem reich ane mittel, 2) personen und sachen dem reich nit ane mittel untterworffen. „Welchen zweien Stücken die deputirten Doctores hin und wider new Addition und zusetz, und volgends dem darzu verordenten Ausschuß relation, warumb solche newe zusetz von inen fur nützlich eracht, bericht gethan haben. Demnach hat der Ausschuß nit umbgehn sollen oder wollen, ein jeden punct nach dem andern an die hand zu nehmen, was darin befund den alten Abscheiden gemeß, keine enderung zu thun, so viel aber bei der Deputirten neuen zusetzen vom Ausschuß semmtl. für annehmlich geacht, solches ist mit B figniret." (Die Zusätze der Deputirten selbst mit A.)

ihr Genesen und Verderben abhänge: sie blieben aber davon ausgeschlossen.

Ueberhaupt erfreuten sich die Städte an diesem Reichstage keiner besonderen Berücksichtigung. Auf ihre Klage, daß der Landfriede die Straßen noch immer nicht sichere, das Geleite keinen Schutz gewähre, obgleich man gezwungen sei, sich dasselbe zu verschaffen, auf ihre Bitte, die Obrigkeiten für jede Gewaltthat, die in ihrem Gebiete geschehe, verantwortlich zu machen, nahm der Kaiser in seiner Resolution auch nicht mit einer Silbe Rücksicht[1]).

Und nicht besser ging es ihnen, als nun die Reichsanschläge zur Berathung kamen. Die Fürsten bewilligten dem römischen Könige zur Bewahrung seiner Grenzen gegen die Türken 50000 G.; bei der Vertheilung derselben legten sie den Anschlag von Costnitz zu Grunde, gegen welchen die Städte immer protestirt hatten. Diese versäumten nicht zu bemerken, daß dergestalt fast die Hälfte der ganzen Summe auf sie falle. Sie gaben an, von einigen unter ihnen fordere man fast so viel Mannschaft, als sie Bürger hätten, von anderen nicht viel weniger Geld, als ihr ganzes Einkommen betrage. König Ferdinand erwiederte, ihre Klage möge gegründet sein, aber von dem Fürstenrath lasse sich nun einmal keine Abänderung des gefaßten Beschlusses erwarten: er gebe den ehrbaren Städten zu bedenken, daß ihnen ihrer Gewerbe halber noch mehr an einer Bewahrung der Grenzen liegen müsse, als den Fürsten.

Im Grunde eine sehr natürliche Folge der Ereignisse. Die Städte waren immer in der Opposition gewesen; der Fürstenrath hatte sich dem Princip, das den Sieg behauptete, am nächsten gehalten. Das wirkte in den Festsetzungen des Reichstags nach.

Ueberdies kamen eben bei diesen Berathungen ein paar Angelegenheiten zur Sprache, in denen der Kaiser der Gunst der Fürsten bedurfte, und die ihm höchlich am Herzen lagen.

Von allen die wichtigste war eine nähere Verbindung der Niederlande mit dem Reiche, wie schon der Bundesentwurf dahin gezielt hatte. Da es mit diesem nicht gelungen war, so suchte man nun auf dem gewohnten Wege zum Ziele zu kommen. Königin Maria erinnerte den Kaiser, die Gelegenheit nicht zu versäumen, er könne nie eine bessere finden[2]).

1) Schreiben des Frankfurter Gesandten Daniel zum Jungen 17. April. (Fr. A.)

2) Instruction pour Messire Viglius de Zuichem de ce qu'il aura a faire en la presente diete imperiale de Augsbourg a l'endroit des

Nun dürfte man aber nicht glauben, die Absicht der niederländischen Regierung sei gewesen, die reichsständischen Rechte und Pflichten schlechthin zu theilen: nichts würde ihr leichter geworden sein. Schon unter Maximilian, der die zu seiner Zeit vereinigten Niederlande als den burgundischen Kreis bezeichnete, suchte das Kammergericht dieselben seiner Jurisdiction zu unterwerfen und sie zu den Reichsanschlägen herbeizuziehen. Seitdem hatte das Haus Burgund auch Utrecht und Geldern, die zu dem westphälischen Kreise gehörten, erworben: weder das Kammergericht noch die Versammlungen des Kreises hatten sich dadurch abhalten lassen, diese Länder nach ihrem bisherigen Verhältniß zu behandeln. Allein von den Niederlanden hatte man ebenfalls von jeher sowohl gegen das Eine wie gegen das Andere remonstrirt; im Jahre 1542 war die Sache am Reichstag in aller Ausführlichkeit verhandelt worden. Auch jetzt, obwohl im Besitz einer Reichsgewalt, wie sie seit Jahrhunderten keiner seiner Vorfahren gehabt, setzte sich der Kaiser dagegen. Er bemerkte, die Errichtung des burgundischen Kreises sei niemals zur Wirksamkeit gelangt: über Menschen-Gedenken sei daselbst von keinem Proceß des Kammergerichts die Rede gewesen: dasselbe aber sei von Geldern und Utrecht zu sagen: nach dem Bericht der Stände von Geldern seien die Reichsanschläge von ihnen niemals gefordert, geschweige denn geleistet worden; die Landschaft des Stiftes Utrecht habe sich geweigert, die Auslagen wiederzuerstatten, welche Königin Maria bei der letzten Türkensteuer für sie gemacht habe.

Ich möchte nicht behaupten, daß dies nun auch die Ueberzeugung des Kaisers und seiner Räthe gewesen sei: derjenige kaiserliche Rath wenigstens, der diese Sache in Augsburg bearbeitete, Viglius van Zuichem, sagte später den Holländern, als sie Miene machten, eine zu Gunsten des Reiches geforderte Anlage zu verweigern, nach altem Recht würden sie verpflichtet sein, zehnmal so viel beizutragen.

Das Interesse der niederländischen Regierung war, etwas für sich zu sein, die Einwirkungen des Reiches so wenig wie möglich zu empfinden und doch den Schutz desselben zu genießen.

In einer Instruction der Königin Maria heißt es, zur Sicherheit der Niederlande sei es wünschenswerth, ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß derselben mit dem Reiche zu schließen, ohne die

affaires des pays pardeça. „L'occasion pour radresser les dits affaires est a present meilleur qu'elle ne fut oncque pour le bon et heureux succès de S. M[e] imp[le]." (Arch. zu Brüssel.)

Landschaften doch darum in ihren Freiheiten zu beeinträchtigen und dem Reiche zu unterwerfen [1]).

Der Kaiser hoffte dies dem Wesen nach zu erreichen, indem er sich endlich bereit erklärte, mit seinen Erbniederlanden in den Reichshülfen immer mit einer bestimmten Summe aufzukommen, wogegen man jedoch dieselben sämmtlich in Einen Kreis begreifen und in ihren Exemtionen von den Reichsgerichten bestätigen müsse.

Die Dinge lagen so, daß die Stände dieses dem Kaiser bei weitem mehr als dem Reiche vortheilhafte Begehren dennoch nicht ablehnten.

Sie forderten ihn zunächst auf, die Lande, die er in Einen Kreis zu vereinigen gedenke, namentlich zu bezeichnen, und anzugeben, welche Leistungen er von denselben verspreche und was er dagegen vom Reich erwarte.

In seiner Antwort am 14. Mai zählt nun der Kaiser seine gesammten Erbniederlande auf: — die vormals französischen, Flandern und Artois, so gut wie die neuerworbenen, Utrecht, Overyssel, Gröningen, Geldern, Zütphen, selbst Mastricht schließt er ein; das Reich soll sich verbinden, sie wie andere seiner Glieder zu vertheidigen, ohne ihnen darum ihre Exemtionen zu entreißen; dafür will er den Anschlag eines Churfürsten zwiefach zahlen.

Die Stände waren nicht sogleich mit ihm einverstanden: sie bezweifelten die Gültigkeit jener Exemtionen, sie hielten einen dreifachen Anschlag für billiger. Aber der Kaiser blieb bei seinen Behauptungen: sogar die Freiheit des lotharingischen Reiches, die auf seine Vorfahren und demnach auf ihn fortgeerbt sei, brachte er in Erinnerung [2]); was den Anschlag betrifft, so bemerkte er, daß die Niederlande schon an sich für die Bewachung ihrer für das ganze Reich so wichtigen Grenzen sorgen müßten: ein Mehreres lasse sich von ihnen nicht erlangen.

1) A été advisé de trouver quelque expedient et bon moien, pour l'asseurance dudit pays, de les allier avec led. empire tant par ligue offensive que defensive envers et contre tous, moyennant que l'on le pourroit faire sans prejudicier lesd. pays et leurs libertés et priviléges et dans les assujettir aud. empire.

2) „So seint auch sonst der mehrertheil der niderlandt in dem lottringischen reich, so dem lottario zwuschen Frankreich und Germanien gelegen, für ein sonder reich in der Theilung Caroli Magni enikel zugetheilt worden, und erbsweiß auff ir keys. Mt. und deren vorfaren von denselbigen herkommen, welches eine sondere Provinz, welches von allen Jurisdictionen und Appellationen je und allwegen über unverdechtliche Zeit frei und exemt gewesen." — —

Churfürsten und Fürsten erklärten hierauf, es sei nicht ihre Meinung, sich mit kaiserlicher Majestät in Disputation einzulassen, und nahmen den Vorschlag an.

So kam der burgundische Vertrag zu Stande, der am 26. Juni vollzogen worden ist. Der Kaiser gelangte durch denselben zu allen seinen Absichten.

Daß seine Erblande als ein einziger Kreis betrachtet wurden, beförderte die Regierungseinheit, nach welcher er überhaupt trachtete, und befreite ihn von dem fremdartigen Einfluß benachbarter Kreisversammlungen. Es hatte für sein Haus den größten Werth, daß Flandern und Artois, über welche Frankreich noch immer die Oberherrlichkeit in Anspruch nahm, so oft es auch darauf Verzicht geleistet, als Theile des Reiches betrachtet, in desselben Schutz und Schirm aufgenommen wurden. Der zwiefache Anschlag eines Churfürsten war dafür gewiß kein zu hoher Preis, da die meisten europäischen Kriege ohnehin die Niederlande betrafen, und die Feindseligkeit gegen die Türken, die einzige, auf die es noch außerdem ankam, ein anderes dynastisches Interesse darbot. Man trug Sorge, jeden weiteren Anspruch zu beseitigen. Würde z. B. der Reichstag einmal einen gemeinen Pfennig einzubringen beschließen, dann sollten, so ward festgesetzt, die Niederlande, statt den Beschluß auszuführen, nichts weiter als eine Summe zahlen derjenigen gleich, welche diese Auflage in zwei Churfürstenthümern am Rheine einbringe[1]). Uebrigens ward die innere Unabhängigkeit der Provinzen jetzt erst eigentlich bestätigt. Ausdrücklicher als jemals ward zugestanden, daß des Reiches Ordnungen und Satzungen sie nicht verpflichten sollten. Und zwar geschah dies in derselben Urkunde, in welcher man ebenfalls ausdrücklicher als jemals früher festsetzte, daß der Erb- und Oberherr dieser Niederlande Sitz und Stimme am Reichstag haben solle wie Oestreich. Es liegt ein sonderbarer Widerspruch darin, daß der Kaiser in demselben Augenblick, wo er die Ernennungen zum Kammergericht in seine Hand nimmt, sich zugleich so angelegentlich

1) In dem Berliner Archiv finden sich außer den Acten über die Anschläge folgende Stücke in Bezug auf Burgund: 1) Kaiserliche Resolution uf der Chf. FF. und Stend Bedenken der Anschleg halben des burgundischen Kreises, 28. März; 2) der Churfürsten, Fürsten und Stende Antwort 12. April; 3) Kaiserl. Mt. andere Resolvirung 27. April; 4) der Stände Antwort, o. D.; 5) Kais. Mt. Replic, 14. Maji; 6) Antwort der Stände 20. Mai, falsch bezeichnet als vom 20. Juni; 7) Neue kais. Erklärung 28. Mai; 8) Notel des Bündnisses 23. Juni.

bemüht, sein Erbland von demselben zu eximiren, und ist doch sehr gut zu erklären. Reich und Kaiserthum fallen noch mit nichten zusammen: dies ist vorübergehend, jenes bleibt immer. Die Politik der vorwaltenden Mächte ist es allezeit gewesen, selber Einfluß auszuüben, aber keine Rückwirkung zu erfahren.

In diesem Augenblicke setzte der Kaiser aber noch eine andere, sehr ungewohnte, für seine Gewalt sehr bedeutende Bewilligung durch. Wie es bei jenem Bundesentwurf einer seiner vornehmsten Gedanken gewesen war, sich die Mittel zur Fortsetzung des Krieges zu verschaffen, so trug er jetzt auch bei dem Reiche, über das er so viel vermochte, auf Bildung „eines Vorrathes", d. i. einer Reichskriegskasse an. Denn vor allem sei es nun auch nöthig, den erlangten Frieden zu erhalten: er könne nicht dafür stehen, ob sich nicht gar bald Jemand innerhalb des Reiches auflehnen oder ein auswärtiger Fürst das Reich, wenn auch nur durch geheime Praktik, anfechten werde: nun wisse Jedermann, welchen Nachtheil die bisherige Unverfassung veranlaßt habe, verfaßte Hand dagegen wehre Beschwerungen ohne Mühe ab; ihm, der schon so viele Bürden trage, könne man keine weitere Anstrengung zumuthen: er müsse die Stände ersuchen, einen namhaften Geldvorrath zusammenzubringen, der dann, aber nicht ohne ihr Vorwissen, zur Erhaltung Friedens und Rechtens angewendet werden solle [1]).

Eine Summe Geldes in der Hand eines ohnehin so mächtigen Kaisers, um jede innere Bewegung auf Kosten des Reiches zu ersticken: wahrhaftig, man braucht nicht zu erörtern, wie sehr dieser Gedanke außerhalb alles Herkommens deutscher Stände lag.

Auch fand derselbe, wie wir aus den Protocollen des Churfürstenrathes sehen, starken Widerstand. Mainz bemerkte: durch die letzten Kriege sei ein Jeder in seinem Kammergut erschöpft, eine neue Forderung an die ohnehin beschwerten Unterthanen dürfte Unruhen veranlassen. Brandenburg meinte, der Kaiser sei wohl an sich mächtig genug, zumal bei den Ordnungen des Kammergerichts und des Landfriedens, einen auftauchenden Widerstand zu erdrücken: man möge doch ja nicht etwas bewilligen, was dann vielleicht nicht geleistet werden könne [2]). So erklärten sich auch Pfalz und Trier.

1) Kais. Mt. Proposition und begeren etlich Geld im Reich zum Vorrath zu erlegen. Actum am Pfingstabend 20. Mai 1548. (Berliner Archiv.)

2) Votum von Brandenburg. „Kan nit erachten, das die kais. Mt. darumb beweget werden solt, in dem das unmöglich; were besser die ursachen jetzo anzuzeigen, denn das man zusagen solt und nicht leisten; das h. Reich

Sachsen wünschte wenigstens Aufschub. Cöln, jetzt am meisten kaiserlich gesinnt, rieth doch in diesem Fall, den Kaiser lieber mit der Beitreibung der noch aus dem letzten Türkenkriege rückständigen Steuer zu befriedigen. Genug, sie waren im Grunde Alle dagegen.

Allein es schien jetzt, als könne das Reich dem Kaiser nichts mehr abschlagen. Ein Ausschuß ward niedergesetzt, dessen Gutachten alle Gegengründe aufzählt, und doch mit der Bewilligung eines halben Romzugs zu dem angegebenen Zwecke schließt. Fürsten und Churfürsten zogen dasselbe in weitere Berathung: sie endigten damit, dies Erbieten auf einen ganzen Romzug zu erhöhen. Es bezeichnet die Einfachheit der Epoche, daß sie den ersten Termin dieser Zahlung auf Weihnachten ansetzten, weil man den Unterthanen Zeit lassen müsse, ihre Ernte einzubringen und zu verkaufen[1]).

Seit vielen Jahrhunderten hatte nie ein Kaiser eine größere Hingebung erfahren. Bemerken wir nur, mit welcher Rücksicht ihm die gerechtesten Beschwerden vorgetragen wurden. Denn gewiß lief es seiner Capitulation entgegen, daß er spanische Truppen ins Reich geführt und sogar hie und da in Besatzung gelegt hatte. Nichts erregte lebhaftere Klagen, und endlich entschlossen sich die Stände auf den Antrag von Pfalz, die Abschaffung dieses Kriegsvolks in Erinnerung zu bringen. Sie thaten das aber nur, indem sie die Worte wegließen, die dem Kaiser hätten empfindlich fallen können: spanisch, fremd: und es dem kaiserlichen Ermessen überließen, ob die Zeit dazu schon gekommen. Der Kaiser erwiederte: er wisse wohl, daß die Klagen, die man gegen sein Kriegsvolk erhebe, größtentheils ungegründet seien, doch wolle er sie untersuchen lassen: an der Abschaffung der Mannschaften aber werde er durch unvermeidliche Nothwendigkeit gehindert. Und für diese „allergnädigste" Antwort nun, die doch abschläglich ist, danken ihm die Stände unterthänigst, flehen ihn nur an, das nothwendige Einsehen zu haben: dann werde er ein gottgefällig Werk thun: „so sind es", schließen sie, „gemeine Stände um Kaiserl. Majestät auch unterthänigst zu verdienen willig, und thun sich derselben zu Gnaden hiemit unterthänigst befehlen."

stehe jetzt in ruiglichem wesen, obgleich was entstund, seyen die kais. Mt. also gefaßt dasselbig zu hindern; . . wann solchs füglich mit erzellung des unvermogens kaiserlicher Mt. fürgetragen wirdet, wird es kais. Mt. zu keinen ungnaden bewegen." (Protocoll im Berl. Arch.)

1) Bedenken des Ausschusses 28. Mai; Antwort der Stände 5. Juni; Kaiserl. Resolution 6. Juni; der Stände letzte Antwort 10. Juni.

Welch eine Häufung des Gnädigst und Unterthänigst in einer Sache, die sie mit gutem Rechte hätten fordern können.

Der Kaiser hatte nicht allein den Sieg erfochten und die Macht im Allgemeinen in Händen, sondern es lagen ihm auch Streitsachen vor, die ihm auf das Wohl oder Wehe der einzelnen Fürsten und ihrer Häuser einen großen Einfluß sicherten.

Seinen Geburtstag, im Februar 1548, beging Carl V damit, daß er, „sitzend in seiner kaiserlichen Krone, Zierheit und Majestät", wie ein gleichzeitiger Bericht sagt, die Chur Sachsen auf seinen Verbündeten Moritz übertrug. Zehn Fahnen bezeichneten die verschiedenen Rechte und Gebietstheile, welche Moritz in Empfang nahm[1]).

Am 8. April ward Adolf von Schaumburg in Gegenwart des Kaisers und des Königs mit allem kirchlichen Pomp zum Erzbischof von Cöln geweiht. Es war die zweite Churwürde, die der Kaiser in Folge seines Sieges vergabte.

Und schon lag die Entscheidung über eine dritte Churwürde in seiner Hand. Herzog Wilhelm von Baiern sah mit Verdruß, daß der neue Churfürst von Sachsen und König Ferdinand von dem Kriege große Vortheile zogen, er dagegen, der das Meiste gethan zu haben glaubte, leer ausging. Mit verdoppeltem Ernst forderte er in die pfälzische Chur eingesetzt zu werden: — gleich als sei er der Entsetzte und Beraubte, wollte er den Besitz der Vettern gar nicht mehr anerkennen, und lehnte, auf seinen Vertrag vom J. 1546 sich stützend, jeden weiteren Rechtsgang ab. So deutlich kam jedoch dem Kaiser seine Verpflichtung mit nichten vor: der Herzog mußte sich zu weiteren Erörterungen bequemen, und in den Acten finden wir einen weitläuftigen Schriftwechsel über die Sache. Es kam hiebei zu einem Aeußersten, das man gar nicht erwarten sollte. Herzog Wilhelm erkannte die goldene Bulle noch nicht an: er zog in Zweifel, ob Carl IV ohne Bewilligung des Papstes eine Bestimmung über die Churfürstenthümer habe treffen können[2]). Was war aber Rechtens

1) Reimar Kock Lübeckische Chronik: „Den 24. Febr. hefft Hartch Moritz tho Außborch mercedem iniquitatis, ik wolte seggen de Herlchet . . duth, hefft de gode alde Cörforste angesehen und gelachet, dat me mit untruw sodane herrlchet vörbenen shal und kann."

2) „Zu dem allen ist nit ein kleiner zweiffel, dieweyl die Ordenung der Churfürsten von dem bepstl. Stul erstlich gesetzt, ob in König Carls gewalt gestanden sey one bepstl. Heil. bewilligung und vorwissen inn sachen die chur betreffende etwas news zu verordnen und zu setzen." Herzog Wilhelms von Baiern Gegenbericht 22. Martii 1548.

im Reiche, wenn diese Urkunde nicht zu Recht bestand? Allerdings war sie im Geiste der Opposition gegen das Papstthum gefaßt: wir erkennen darin nur ein neues Motiv für die Verbindung der Ludwigschen Linie des Hauses Wittelsbach mit Rom; aber wie hätte der Kaiser darauf eingehen können, der nur kraft der goldenen Bulle regierte? Mit den Pfalzgrafen, die ihm nahe verwandt waren, versöhnt, mochte er um so weniger daran denken, den Ansprüchen des Herzogs Statt zu geben.

Schon begann derselbe noch einen andern Streit gegen seine Vettern. Er forderte die Besitzungen des Pfalzgrafen Otto Heinrich, der mit dem Kaiser noch nicht ausgesöhnt war. Von pfälzischer Seite erwiederte man, daß die Landschaften dann wenigstens nicht an Baiern, sondern an eine andere Linie des pfälzischen Hauses fallen müßten.

Und ein noch wichtigerer Rechtshandel war indeß von König Ferdinand anhängig gemacht worden. Er erhob Anspruch auf Würtemberg, weil Herzog Ulrich den Vertrag von Cadan, auf welchem sein Recht beruhe, durch seine Theilnahme an dem Schmalkaldischen Kriege gebrochen habe. Im Februar ward ein Gericht aus den kaiserlichen Räthen Seld, Haas, Viglius, Veltwyk unter dem Präsidium des neuen Erzbischofs von Cöln zusammengesetzt, welche bald eine so entschiedene Hinneigung zu Gunsten des Königs kundgaben, daß die Anwälte von Würtemberg sich nur noch auf das unverwirkte Recht des jungen Herzogs Christoph beziehen zu können glaubten[1]).

Einen andern Proceß, der seit 20 Jahren schwebte, zwischen Nassau und Hessen, hielt der Kaiser für gut endlich zu entscheiden. Am 5. August, nachdem der Reichstag bereits beendigt war, saß er in seinem Palast zu offener Audienz auf seinem Stuhl; die Procuratoren beider Parteien erschienen vor ihm: die nassauischen baten um Eröffnung des Urtheils, die hessischen auch wegen der Gefangenschaft des Landgrafen um ferneren Verzug; der Kaiser antwortete dadurch, daß er seinen Protonotar herbeirief und ihm anbefahl, das Urtel, das er ihm zugleich übergab, bekannt zu machen. Ein großer Theil der bisher von Hessen behaupteten streitigen Pfandschaften, Nutzungen und Gebiete, darunter halb Darmstadt, ward dem Grafen von Nassau zuerkannt, der nun wirklich, wenigstens auf einige Zeit, in Besitz gelangte[2]).

1) Sattler III, 269.
2) Arnoldi Gesch. von Nassau III, 1. 130. Sastrow II, 563.

Nicht so entschieden trat der Kaiser in der preußischen Sache auf, die zu Augsburg aufs neue in Anregung kam. Der Deutschmeister Wolfgang Schutzbar von Milchling forderte die Execution der vorlängst über Herzog Albrecht ausgesprochenen Reichsacht. Dagegen brachte ein polnischer Gesandter, weil Preußen der Krone Polen angehöre, die Aufhebung derselben in Antrag[1]. Ende Januar 1548 ward ein Ausschuß für diese Angelegenheit niedergesetzt. Dieser vereinigte sich leicht darüber — selbst der Churfürst von Brandenburg stimmte dafür —, daß die Acht ohne ein neues Rechtsverfahren nicht aufgehoben werden dürfe. Streit erhob sich erst, als man nun fragte, ob sie exequirt werden solle oder nicht. Mit vielem Eifer erklärte Baiern, man müsse dem Rechte seinen Lauf lassen und die ergangenen Urtel ausführen, ohne erst auf Gefahren, die daher entspringen könnten, Rücksicht zu nehmen: sonst werde bald Niemand mehr zur Erhaltung des Kammergerichts beitragen wollen. Damit drang nun Baiern zwar nicht vollständig durch; die Majorität des Ausschusses, welche keinen Bruch mit Polen wollte, der den Osmanen zu Statten kommen könne, empfahl dem Kaiser einen erneuten Versuch gütlicher Beilegung, jedoch so, daß die Acht weder suspendirt noch cassirt werde[2]. Die Execution blieb, wenn keine Verständigung erfolgte, immer in Aussicht. Der Gesinnung des Kaisers entsprach dies eben. Es war ein Mittel mehr, das Haus Brandenburg, das an dieser Sache ein so großes Interesse hatte und dies auch gar nicht verhehlte, an sich zu fesseln.

Ueberhaupt gab es kein großes Haus im Reiche, das nicht durch die eine oder die andere Sache von dem Wohlwollen des Kaisers abhängig gewesen wäre.

Daher kam es eben, daß Alles sich beugte, Alles gehorchte. Es war einmal wieder ein Oberhaupt von durchgreifender Macht in Deutschland, und Jedermann fühlte, daß ein solches da war.

Das Interim.

Zur Entwickelung dieser reichsoberhauptlichen Macht gehört es nun recht eigen und wird davon bedingt, daß der Kaiser es unternehmen konnte, auch in den religiösen Angelegenheiten Maß zu geben.

1) Petit rex serenissimus odiosam illam proscriptionem abrogari, evelli et eradicari. Oratio Stanislai Laski ap. Dogiel Cod. dipl. Poloniae IV, 318.

2) Protocoll bei Bucholtz IX, 442.

Im Anfang der Versammlung, als die altgläubig gesinnte Partei sich so zahlreich und stark sah, ward wohl ein Gedanke laut, der auch dem Kaiser einmal früher in den Sinn gekommen, ob es nicht das Beste sei, die Religion in den früheren Stand wiederherzustellen. Der Beichtvater hielt die Sache noch immer für nothwendig und die Umstände für günstig. Er meinte wohl: vor allem müsse man die lutherische Predigt verbieten, ihr unbedingt ein Ende machen: möge dann das Volk glauben, was es wolle; fürs Erste komme es nur auf die Erneuerung des alten Ritus und die Herstellung der Kirchengüter an [1]). Er drückte die Tendenz der kirchlichen Restauration aus, welche dem Kaiser vom südlichen Europa her allerdings zu Hülfe gekommen war, aber den Krieg doch nicht entschieden hatte.

Denen, welche Deutschland kannten und die Lage der Dinge ohne confessionelles Vorurtheil ansahen, kam dies jedoch unausführbar vor. König Ferdinand erwiederte dem Beichtvater, man möge es unternehmen, wenn man sich in einen neuen Krieg stürzen wolle, der aber noch gefährlicher ausfallen werde, als der eben beendigte, — wenn man die Mittel, die Kraft und den Muth dazu besitze: er erinnerte, daß man keinen Heller im Schatz habe. Er seinerseits hatte schon längst einen andern Gedanken gefaßt.

War die reine Restauration unmöglich, so durfte man, wie die Dinge nun einmal gingen, auch von keiner künftigen Entscheidung des Conciliums etwas Förderliches erwarten; man konnte nicht denken, daß das Concilium etwas anderes, als die vollständige Restauration beschließen würde.

Ließ sich aber, nach der Niederlage, welche die strengprotestantischen Meinungen erlitten, bei dem Uebergewicht, das der Kaiser in allen Angelegenheiten besaß, jetzt nicht vielleicht eine Absicht erreichen, die, obwohl auf einer andern Stufe, schon früher gefaßt worden, nemlich: innerhalb des Reiches, ohne Theilnahme des Papstes, eine Vereinbarung beider Parteien zu treffen?

Schon im Januar 1547, sowie die Irrungen mit dem Papst wieder ernstlich ausbrachen, rieth Ferdinand seinem Bruder, sich nicht allein auf die Beschlüsse des Conciliums zu verlassen [2]), da man

1) Disp. fiorentino 19. Nov. 1547: Il confessore et altri theologi sono in oppenione che si rimetta in Alemagna il culto divino creda ogn'uno cio che vuole, restituischinsi i bene ecclesiastici et tolgasi via la predicatione luterana, fomento di tutte eresie.

2) Il semble chose dangereuse, s'en arreter simplement sur la determination du dit concil general. Bucholtz IX, 407.

dort wohl nicht alle Punkte durchsetzen werde, auf die es ankomme, zumal wenn der Papst fortfahre, wie er angefangen; dem Urtheil erfahrener Theologen zufolge sei es vielmehr, nachdem die streitigen Artikel so vielfach besprochen und verhandelt worden, so schwer nicht, in Deutschland selbst eine solche Consultation und christliche Reformation nach den Bedürfnissen der Deutschen aufzustellen, von der man hoffen dürfe, daß die Protestanten wenigstens zum größten Theile sie annehmen und auch Papst und Concil sie nicht verwerfen würden. Zur Abfassung eines solchen Entwurfes brachte der König gleich damals einige Männer, die er für geeignet hielt, in Vorschlag, namentlich Julius Pflug, Bischof von Naumburg, und Michael Helding, Weihbischof zu Mainz.

Eine sehr erwünschte Vorbereitung hiezu war, daß der Fürstenrath bei der ersten Antwort auf die Proposition dem Kaiser heimgestellt hatte, einstweilige Ordnung zu treffen.

Wiewohl darin lag, daß eine solche nur bis zum Schluß des Conciliums gültig sein sollte, woher sich denn der Name des Interim schreibt, so hatte die Sache doch an sich eine allgemeine Bedeutung, da jede Vereinbarung dieser Gegensätze, wie bedingt auch immer, ein neuer großer Schritt war, und da ferner die conciliaren Angelegenheiten so eben hoffnungsloser wurden, als sie jemals gewesen.

Bei der Sendung des Cardinal Madrucci hatte Carl dem Papst bereits angekündigt, daß er die Dinge unmöglich in dem Zustande lassen könne, worin sie seien; als dieser nicht allein unverrichteter Sache zurückkehrte, sondern nun erst der völlige Bruch erfolgte, hielt er sich für doppelt berechtigt, zum Werke zu schreiten.

Die politisch-religiösen Interessen des Reiches, die Machtentwickelung, die es möglich erscheinen ließ, jetzt etwas zu erreichen, und die Differenz mit dem Papst wirkten zusammen, um den Gedanken des Interim in Gang zu bringen.

Es hätte aber nicht zum Ziele führen können, hiebei den alten Weg ständischer Berathung einzuschlagen. Der Kaiser schien wohl einen Augenblick darauf zu denken. Er ersuchte die Stände, zur Berathung über die Mittel einer christlichen Vereinigung ihre Abgeordneten mit den seinen zusammentreten zu lassen; als sie, bei ihrer Heimstellung beharrend, ihm überließen, diejenigen selbst zu wählen, die er hiezu für tauglich halte, machte er diesen Versuch wirklich; allein sogleich gab sich die Unmöglichkeit kund, mit diesem Verfahren weiter zu kommen. Er konnte doch nicht vermeiden, von beiden

Seiten Männer zu ernennen, die schon an den bisherigen Streitigkeiten Theil genommen: noch einmal saßen der Carmeliter Billik, der päpstlich gesinnte Politiker Leonhard von Eck neben dem Vorkämpfer des Protestantismus Jacob Sturm. Jene forderten, wie der Beichtvater, die Herstellung der geistlichen Güter; dieser trug, wie vor 25 Jahren, auf ein Nationalconcilium an. Man kann sich darüber nicht wundern. Die großen Ereignisse der letzten Jahre enthielten doch nichts, was eine innere Annäherung der beiden Parteien hervorgebracht hätte. An eine Vereinigung aber war unter diesen Umständen nicht zu denken: nach einigen Tagen löste die Versammlung sich auf und gab ihren Auftrag dem Kaiser zurück.

Es mußte nun doch dahin kommen, was auch von Anfang Ferdinands Gedanke gewesen, daß ohne so viele Rücksprache mit den entzweiten Ständen, sowie ohne Rücksicht auf den Papst, unter kaiserlicher Autorität allein, der Versuch einer Festsetzung gemacht würde, bei der sich beide Theile beruhigen könnten.

Wie die Ereignisse vor allem den Erfolg gehabt, die Macht des Kaisers zu heben, so kam es hauptsächlich darauf an, wie dieselbe hiezu benutzt werden würde.

Der Kaiser nahm wirklich die ihm von seinem Bruder vorgeschlagenen Theologen an, Julius Pflug und den Weihbischof Helding. Churfürst Joachim II von Brandenburg, in dessen Ideen es von jeher lag, eine Vermittelung zu suchen, ließ seinen Hofprediger Johann Agricola an der Arbeit Theil nehmen. Die drei Männer waren in gewissem Sinne die Repräsentanten der drei vornehmsten theologischen Parteien: Agricola, der an Luthers Tisch gesessen, der protestantischen, Helding der altkatholischen, Julius Pflug der erasmischen. Julius Pflug hatte wohl schon früher die Grundlage des Entwurfs ausgearbeitet[1]; von Helding findet sich einiges Handschriftliche, dessen sich Pflug bedient zu haben scheint; daß der Antheil Agricola's nur gering gewesen ist, dürfte schon die Ruhmredigkeit beweisen, mit der er davon spricht, wie denn auch sonst darüber nichts erhellt.

Das war nun aber hier nicht die Frage, welche Meinungen in dem Gespräche dieser drei Gelehrten die Oberhand bekommen, sondern vielmehr inwiefern sie Mittel und Wege finden würden, den kaiserlichen Gedanken zu verwirklichen.

1) Vgl. Formula sacrorum emendandorum a Julio Pflugio proposita, ed. Gottfr. Müller, Praef. XIII.

Dieser war aber nicht eigentlich religiöser, sondern kirchlich-politischer Art. Die Absicht des Kaisers mußte sein und war es auch, die Hierarchie aufrecht zu erhalten, in der er selber einen so hohen Platz einnahm, auf der sein Kaiserthum beruhte, und dabei doch den Protestanten die Möglichkeit zu verschaffen, sich ihm wieder anzuschließen oder wenigstens nicht in offenen Widerspruch mit ihm zu treten. Es ist unleugbar, daß darin zugleich ein großes Interesse der Nation lag, sowohl für ihren Frieden im Innern, als für ihre Macht nach außen. Die Frage war nur, ob es mit dem Versuche gelingen, ob die Theologen den vereinigenden Mittelweg entdecken würden.

Wir haben ein Schreiben des Fürsten, dessen Seele wohl an diesem Geschäft den größten Antheil nahm, Joachims II von Brandenburg, über die Punkte, auf die es hiebei vorzüglich ankomme. Es sind folgende: der Artikel über die Justification, der Genuß des Abendmahls nach der Einsetzung des Herrn, Entfernung des Opus operatum aus der Messe, und die Ehe der Geistlichen. Er versichert: der selige Doctor Luther habe sich oft erboten, wenn diese Punkte erhalten würden, dem Papste den Fuß zu küssen und den Bischöfen ihre Gewalt zu lassen.

Mag es mit dem Sinne dieser Aeußerung stehen wie es wolle, gewiß ist, daß vor allem die bezeichneten Punkte wirklich der Erledigung bedurften: und wir haben nun zu sehen, wie der zu Stande gebrachte Entwurf, den der Kaiser jedoch, um der katholischen Orthodoxie vollkommen sicher zu sein, noch von zwei spanischen Theologen, Soto und Malvenda, durchsehen ließ, ehe er ihn den Ständen vorlegte, diese Aufgabe angriff.

Noch einmal haben wir den schon so oft vorgekommenen theologisch-kirchlichen Streitfragen unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Mit denjenigen Artikeln nun, die am meisten in die Augen fielen, der Priesterehe und dem Genusse von beiderlei Gestalt, hatte es die wenigste Schwierigkeit: die kaiserlichen Bevollmächtigten urtheilten, in diesen Stücken sei die Neuerung zu weit eingerissen, zu allgemein geworden, als daß man sie ohne die größte Bewegung abstellen könne: das Concilium, dem sich die Stände unterworfen, werde ohne Zweifel dafür sorgen, daß darin dem Frieden der Gewissen und der Kirche gerathen werde.

Dagegen war bei dem Artikel von der Justification, über den sich seit den früheren Discussionen das Concil von Trient ausgesprochen hatte, eben hiedurch die Schwierigkeit sich zu vereinigen

nur noch größer geworden. Waren diese Beschlüsse auch vom Kaiser nicht anerkannt, auf seine Theologen mußten sie gleichwohl wirken; von dem Begriff der inhärirenden Gerechtigkeit konnten und wollten diese nicht abweichen. In diesem Lehrstück kam es aber dem Kaiser vorzüglich darauf an, die Beistimmung der Protestanten möglich zu machen. Gewiß war es keine Täuschung, wenn trotz der Annahme jenes Princips Julius Pflug sich auf der andern Seite doch wieder den Protestanten annäherte; seine ganze Ueberzeugung ging dahin. So wenig wie die Dreistigkeit der Unbegnadigten, die ihm Luthers Auffassung zu veranlassen schien, wollte er doch auch die Sicherheit der Vorgeschrittenen, die auf ihre Werke trotzten[1]). Genug, man setzte zugleich fest, daß Gott den Menschen gerecht mache, nicht aus dessen Werken, sondern nach seiner Barmherzigkeit: lauter umsonst, ohne sein Verdienst, daß sich ein Jeder immer an Christi Verdienst zu halten habe. Wie sich Beides mit einander vereinigen lasse, war freilich eine andere Frage: man hütete sich aber wohl, darauf einzugehen: man hätte fürchten müssen, die Zwistigkeit damit wieder zu erneuern, und war sehr zufrieden, eine Satzung gefunden zu haben, welche das als das vornehmste betrachtete Dogma der Protestanten gelten ließ.

Und noch mehr konnte man sich ihnen in dem Artikel von der Messe nähern, über den in Trient noch nichts beschlossen war. Julius Pflug gab zu, daß darin lange Zeit ein hochbeschwerlicher Mißverstand geherrscht habe: er ließ den Begriff von dem Sühnopfer, der darnach dennoch festgehalten worden ist, fallen: indem er den Ausdruck „Opfer" festhielt, verstand er darunter doch nur ein Gedenkopfer, ein Dankopfer, wie sie in dem alten Testament vorbildlich bestanden und Christus sie erneuert. In diesem Sinn ist der Artikel abgefaßt. Durch das Blutopfer am Kreuz habe Christus die Versöhnung erworben; das Dankopfer sei nicht dazu eingesetzt, damit wir dadurch Vergebung der Sünden verdienen, sondern daß wir sie, wie sie am Kreuz verdient ist, uns durch den Glauben zu Nutze

1) Julius Pflug: „Aus was guten und loblichen Bewegnussen die Kais. Mt. verursacht worden ihre Declaration in Religion sachen dermaßen wie zu Augsburg auf jüngst gehaltenem Reichstage geschehen, vorzunehmen und zu publiciren." Abgedruckt in Tzschirners und Stäudlins kirchengesch. Archiv Bd. IV. Daß damit Pflug nur seinen Entwurf meine, wie der Herausgeber Müller annimmt, nicht das publicirte Interim, widerspricht dem Titel geradezu und ist überhaupt eine Chimäre. Jenes Motiv wird p. 115 auseinandergesetzt.

machen. Eine Auffassung, die sich von der protestantischen hauptsächlich nur durch die Beibehaltung des Wortes „Opfer" unterscheidet. Julius Pflug ist der Meinung, daß diese Erklärung Niemand mehr einen Vorwand lasse, sich von der Kirche abzusondern[1]).

Das war eben die Absicht, bei allen Concessionen, die man machte, doch die große kirchliche Einheit aufrecht zu erhalten.

Auch in dem Artikel über die Kirche findet sich eine gewisse Annäherung an neuernde Vorstellungen: er ist wenigstens durchaus nicht papistisch. Der Papst wird als der oberste Bischof betrachtet, der den andern vorgesetzt ist, um alle Spaltung zu verhüten; aber auch den andern wird zugestanden, daß sie wahrhaftige Bischöfe seien aus göttlichen Rechten. Der Papst wird erinnert, seine Gewalt sei ihm verliehen zur Erbauung, nicht zur Zerstörung. Uebrigens aber wird doch der Begriff der Kirche in aller Strenge behauptet: es wird ihr das Recht vindicirt, die Bibel auszulegen, die Lehre daraus festzusetzen, „sintemal der h. Geist bei ihr ist", und auch über die Ceremonien Bestimmung zu treffen.

Die Formel bestätigt die Siebenzahl der Sacramente, sucht Chrisma und letzte Oelung zu rechtfertigen, und hält fest an der Transsubstantiation. Auch für das Anrufen der Jungfrau Maria und der Heiligen um ihre Fürbitte, sowie für die Beibehaltung der Fasten findet sie Gründe; den Pomp der Processionen, überhaupt die Ordnung und Pracht der bisherigen Ceremonien trägt sie Sorge zu behaupten.

Wir sehen wohl: es ist die alte Kirche, was hier aufs neue proclamirt ward, etwas weniger abhängig von dem Papst, mit einer in einigen Artikeln dahin modificirten Doctrin, daß die Abweichungen der Protestanten nicht geradezu verdammt wurden, aber übrigens sie selbst mit ihrem Kirchendienst und in ihrer alten Einheit, als deren Mitrepräsentanten sich der Kaiser betrachtete. Es war ohne Zweifel der kaiserliche Gedanke selbst, der sich hier aussprach, und man mußte nun sehen, welchen Anklang er bei der Reichsversammlung finden würde.

Der Kaiser legte den Entwurf zuvörderst den mächtigeren der Augsburger Confession beigetretenen Fürsten zur Annahme vor.

1) Pflug: „Da man sich einer solchen wohlgegründten und scheinbarlichen Erklärung von der Messe vor 30 Jahren hätte vergleichen können, würde die Kirche ohne Zweifel solcher Messe halben in die beschwerliche Verbitterung und Weiterung nit gefallen sein."

Was auf diese Eindruck machte, war die Meinung, daß diese Formel für das ganze Reich, auch für den altgläubigen Theil gelten sollte.

Auch war dies ohne Zweifel der ursprüngliche Sinn des Kaisers: was hätte sonst die Erklärung über das göttliche Recht der Bischöfe zu bedeuten gehabt? Nur gegen den Papst war sie gerichtet. Churfürst Joachim II versichert, er habe nicht anders gewußt, als daß dies die Meinung sei: eben darum ließ er sich so leicht bewegen, die Formel anzunehmen. Er sah darin eine Bestätigung der von ihm von jeher gehegten Meinungen über Justification, Sacrament, Priesterehe und Messe, und glaubte, daß diesen auf solche Weise der Weg über ganz Deutschland hin eröffnet sei. Sogar einen Fortschritt der evangelischen Lehre meinte er voraussehen zu können [1]). Der Churfürst von der Pfalz trat ihm bei.

Etwas mehr Schwierigkeiten machte der dritte weltliche Churfürst, Moritz von Sachsen, obwohl er seine Chur derselben Gewalt verdankte, deren Ausfluß diese Anordnung war. Man dürfte nicht sagen, daß dies ganz in seiner Willkür beruht habe. Er hatte seinen Landständen in einem wichtigen Augenblick, und zwar auf das Wort des Kaisers, unzweideutige Zusagen über die Beibehaltung ihrer Religion gegeben. Daran erinnerte er jetzt den Kaiser, und behielt sich vor, erst mit seiner Landschaft zu berathschlagen. Der Kaiser erwiederte, er habe nichts weiter versprochen, als daß er die Lande nicht mit Gewalt von ihrer Religion bringen, sondern die Vergleichung nur auf gebührlichem Wege suchen wolle, wie er das jetzt thue; in dem Reiche sei es nicht Herkommens, über das, was Fürsten und gemeine Stände bewilligt, an die Landschaften zurückzugehen: Moritz möge sich nicht auch von seinen Theologen verführen lassen, wie seinem Vetter geschehen. Moritz versprach zuletzt, in dem Reichsrath nicht durch offenen Widerspruch Irrung zu veranlassen, sondern

1) In dem Berliner Archiv findet sich ein Aufsatz zur Vertheidigung des Interim, worin es heißt, Luther habe dreierlei gewollt: 1) quod Pontifex Romanus non sit caput ecclesiae, sed Christus; 2) missam non esse sacrificium ex opere operato, quae possit applicari pro vivis et mortuis; 3) cerimonias debere esse liberas et adiaphoras. . . Jam, heißt es weiter, in hoc scripto omnia haec tolluntur; conceditur: 1) Romanum pontificem esse primum quidem episcopum propter tollenda schismata, . . et alios episcopos esse simili modo episcopos ut ipse jure divino, et eis esse commissam a Christo administrationem suarum ecclesiarum jure divino; 2) missam non esse sacrificium ex opere operato, sed sacrificium commemorativum etc. etc.

sich dahin zu erklären, daß er sich zwar in dieser Sache für seine Unterthanen nicht verpflichten könne, aber er denke, sie würden wohl einsehen, daß es nicht in seiner Macht stehe, etwas abzuändern, was alle andern Fürsten und Stände gewilligt [1]). Der Kaiser schien das nur für eine eigenthümliche Form vollkommener Einwilligung zu halten; wenigstens gegen Andere drückte er sich so aus, als sei an solcher kein Zweifel.

Leicht waren die jungen kriegslustigen Fürsten gewonnen, Albrecht von Brandenburg, Erich von Braunschweig, die bisher überhaupt noch keine entschiedene protestantische Meinung kundgegeben. Dagegen gab es auch unter den eifrigsten Anhängern des Kaisers einige andere, wie Pfalzgraf Wolfgang, besonders Markgraf Johann von Cüstrin, die sich widersetzten. Beim ersten Ueberlesen der Formel faßte Johann — dem es besonders nicht zu Sinne wollte, daß man die Heiligen anrufen solle, da doch Christus der einzige Mittler sei —, einen heftigen Widerwillen dagegen.

Viel zu schwach waren jedoch diese Fürsten, als daß sich der Kaiser um sie gekümmert hätte. Es war ihm genug, daß er sich der mächtigsten versichert halten durfte. Die ganze weitere Frage lag für ihn darin, was nun die altgläubige Partei dazu sagen würde. Mit Rücksicht auf sie hatte er den Entwurf so überwiegend katholisch eingerichtet. Er hatte bisher hauptsächlich mit der Majorität des Fürstenrathes regiert, er mochte hoffen, denselben auch jetzt auf seine Meinung zu ziehen.

Wäre das geschehen, so würde er einen factischen Einfluß auf das Innere der Kirche gewonnen haben, der ihm eine überaus großartige Stellung dem Papst und dem Concilium gegenüber gegeben, Alles, was dort ihm zum Verdruß unternommen worden, aufgewogen hätte. Dann erst konnte von der Einheit der Nation in

1) „Ist endlich dahin gehandelt, dieweil sich mein gnädigster Herr ane s. ch. G. Landschaft Rat nicht hat entschließen können, wue gemeine Stende durchaus das gestelte Interim annhemen worden, das in Reichsrathe m. gn. Herre keine zerruttung machen, Sondern vor sein Suffragium sagen mochte, es were s. ch. Gn. nicht zu thuen sich seiner unterthanen zu mechtigen, s. ch. Gn. aber konnten wol erachten, was alle andern Chff. FF. und Stende schlössen, das s. ch. Gn. dasselbige weder endern noch wenden konten. Das ist also der kais. Mt. durch die kön. Mt. angezeigt, die seint dorann zu frieden gewest.“ Protocoll im Dresdner Archiv über die Verhandlungen mit den beiden Churfürsten am 17. 19. 20., und mit dem Kaiser am Palmabend, 24. März.

religiöser Hinsicht wieder die Rede sein. Man hätte sehen müssen, was mehr gewirkt hätte, die Wiederherstellung einiger Aeußerlichkeiten auf der protestantischen, oder die den neuen Lehrmeinungen gemachten Concessionen auf der katholischen Seite.

Wie wäre es aber möglich gewesen, daß nicht auch jetzt der alte Widerstand sich geregt hätte, der in Momenten dieser Art, auf den verschiedenen Stufen der Entwickelung dieses Ereignisses, immer hervorgetreten war?

Wir berührten, daß Herzog Wilhelm von Baiern, seitdem seine Absicht auf die Chur nicht durchgegangen, nicht mehr der Freund des Kaisers war. In seinen Anschreiben sprach er das Gefühl seines Verdienstes immer hochfahrender, seiner Kränkung immer bitterer, übellauniger aus [1]. Als ihm dieser Entwurf vorgelegt wurde, mit dem doch auch die Macht des Papstes eingeschränkt werden sollte, hielt der Herzog für gut, erst bei dem Papst anzufragen, ob er eine Genehmigung desselben billigen würde. Es könnte aussehen wie Ironie, wäre nicht ein so bitterer Ernst dabei.

In Rom und selbst in Frankreich war man schon längst auf diese Entwürfe des Kaisers aufmerksam. Cardinal Bellay schlug dem Papst vor, seine Legaten mit den katholischen Ständen entfernt vom Reichstag zusammentreten zu lassen, um zu einer freien Berathung außerhalb der vom Einfluß des Kaisers beherrschten Kreise zu gelangen [2]. Desto erwünschter kam nun die Anfrage des Herzogs dem römischen Stuhl. Der Papst, der nicht versäumte, die Hingebung desselben zu beloben, antwortete ihm, er könne eine solche Genehmigung nur mißbilligen [3].

Bei allem Ansehen, das der Kaiser genoß, machte das doch so viel Eindruck auf das fürstliche Collegium, daß die Antwort, die es gab, durchaus im Sinne des Papstes ausfiel. Darin wurde das

1) Ein solches Schreiben aus der Sammlung von Arrodenius bei Sugenheim p. 37.

2) Instructio C[lis] Bellaji super rebus concilii (MS. St. Germ. Paris 140, I): Ubi convenient legati ubi Caesar non sit, erit major libertas. Vgl. s. Schreiben vom 31. Mai.

3) Responsum Pauli III datum „cuidam praepotenti Germaniae duci“, der sehr deutlich als der Herzog von Baiern bezeichnet wird: es wird an die Forderung erinnert, die von eben dort an Pius IV ergangen. Ohne Zweifel sind die Antworten vor der Bekanntmachung des Interim geschehen, weil davon die Rede ist, daß es in den Landen des Herzogs eingeführt werden sollte, was späterhin nicht nöthig war.

jetzt auch von Rom her in Erinnerung gebrachte Argument wiederholt, daß ein Gestatten des früher bei schweren Pönen Verbotenen, z. B. des Laienkelchs und der Priesterehe, ein Bekenntniß begangener Ungerechtigkeit enthalten würde: es sei sogar zweifelhaft, ob der Papst in diesen Stücken nachgeben dürfe, wenn er auch wolle, weil darin eine Abweichung von den Satzungen der Concilien liegen würde. Bestimmungen über die Lehre, die doch dem Concilium heimgestellt worden, seien aber vollends unstatthaft: man wisse recht gut, was in der gemeinen christlichen Kirche zu glauben, und bedürfe dazu keiner Ordnung des Kaisers. Die Fürsten gaben dem Kaiser zu verstehen, er überschreite seine Befugnisse, nicht alle seine Sätze möchten sich als gut katholisch bewähren: lieber möge er die Protestanten vermögen, von der Augsburgischen Confession abzustehen [1]).

Der Kaiser antwortete mit großer Lebhaftigkeit. Man sage ihm, die Lehre sei dem Concilium heimgestellt: aber solle er wohl bis dahin einen Jeden in seinem selbstgeschöpften Glauben und bei unwidersprechlichen Mißbräuchen lassen? Man fordere, er solle die Protestanten bewegen, von der Augsburgischen Confession förmlich abzustehen: das hieße, unmögliche Dinge verlangen. Er wisse jedoch, daß man damit nur die Eintracht deutscher Nation verhindern wolle; er kenne die Leute wohl, deren verbittertes Gemüth ihn allenthalben verhaßt zu machen strebe [2]).

Und so weit gab der Kaiser dies Mal wirklich nicht nach, daß er sich eine so anzügliche Ansprache hätte gefallen lassen: er ließ sie dem Fürstenrathe zurückstellen, als so beschaffen, daß er sie nicht annehmen könne.

Allein auch dahin brachte er es doch nicht, daß er seinen ursprünglichen Gedanken hätte durchführen können. Die Fürsten schlossen sich dem Gutachten der geistlichen Churfürsten an, das allerdings bei weitem milder ausgefallen war, aber doch auch sehr starke katholische Anregungen enthielt, z. B. Herstellung der Güter, Nothwendigkeit der Dispensation in Hinsicht der Priesterehe und des Kelchs, und

1) Der Fürsten und verordenten Stend Bedenken auf das Interim, bei Sastrow II, 327, jedoch unvollständig.

2) Bucholtz VI, 236. Daniel zum Jungen an Frankfurt 23. April: „Ks. Mt. ist solch ires Bedenkens ganz übel zufrieden gewest, und sie weidlich erputzet, mit Vermeldung, daß J. Mt. inen die Artikel nit haben zustellen lassen, daß sie ir Gutbedunken darüber anzeigen solten, sondern daß sie es inen wie es gestellt, gefallen lassen sollten."

vor allem dabei stehen blieb, daß die Anordnung Niemand angehe, der bisher bei der alten Religion geblieben.

Das Letzte mußte der Kaiser wirklich nachgeben. Er erklärte endlich, daß seine Declaration sich nur auf die protestantischen Stände beziehen solle: nur unter diesem Vorbehalt konnte er dazu schreiten, ihr gesetzliche Autorität zu verleihen.

Am 15. Mai 1548, Nachmittag 3 Uhr, versammelten sich die Reichsstände in der kaiserlichen Behausung, vor Kaiser und König. Erzherzog Maximilian sprach einige einleitende Worte; dann ward, was wir als Vorrede bei dem Buche finden, als Proposition verlesen; der Kaiser erinnerte an die ihm geschehene Heimstellung, legte die Schrift vor, und verlangte unverweilte Annahme derselben. Während Kaiser und König auf ihren Stühlen sitzen blieben, traten die Stände vor ihren Augen in dem Saale selbst nach ihren Collegien zusammen. Es ist gewiß, daß sich manche abweichende Meinungen regten. Den mächtigeren Protestanten war es neu und unerwartet, daß die Erklärung nicht auch für die Katholiken gelten sollte[1]); unter den Churfürsten machte Moritz, unter den Fürsten Johann von Cüstrin einige Opposition; mehrere verlangten, daß die Schrift erst abgeschrieben und nochmals regelmäßig in Berathung gezogen werden sollte; aber zuletzt drang doch der kaiserliche Wille durch.

Nachdem die Unterredung wohl eine Stunde gewährt, trat der Churfürst von Mainz im Namen der Stände mit der Antwort hervor, daß sie sich dessen, was S. Maj. begehre, gehorsamlich halten würden. Der Kaiser nahm diese Bewilligung als den Ausdruck der allgemeinen Meinung an und betrachtete seine Schrift nunmehr als Reichsgesetz. Jetzt erst ließ er zu, daß sie in den verschiedenen Collegien abgeschrieben ward: es war dafür gesorgt, daß man keine Berathung darüber eröffnete.

1) In der Instruction des Churfürsten von Brandenburg zum Reichstag von 1550 heißt es: „Und wann es nochmalen dahin konnt gehandelt werden, wie es denn auch von anfang und (in) allen Handlungen nit anders gemeinet, noch von uns und andern stenden verstanden worden, allein daß die kais. Mt. hernach ohne jemands vorwissen in der Vorrede ein anders eingefürt, daß die so der alten religion seyn dasselbige so wol als die welche der augsb. Confession, annehmen und halten wollten, so wäre dasselbe unsers Erachtens nicht auszuschlagen, denn wir erhielten ja die vornehmste Punct unser christlichen Religion, den Articul von der rechtfertigung, den rechten Brauch der Sacramente, die Priesterehe, .. nemen inen auch den Canon aus der meß."

In diesem Augenblick war ein neuer päpstlicher Nuntius angekommen. Das Interim war der römischen Curie und von dieser der Versammlung zu Bologna mitgetheilt worden: hier hatten ein paar Theologen Anmerkungen darüber gemacht, welche darauf hinausliefen, daß in den Artikeln, die in Trient noch nicht entschieden worden, gar manches Unkatholische aufgenommen worden, in den übrigen aber ohne Zweifel das Beste sei, einfach die Tridentinischen Satzungen zu wiederholen[1]). Es erhellt nicht ganz, ob diese Einwendungen dem Nuntius schon bekannt waren, welche Aufträge er überhaupt in dieser Hinsicht hatte: auf keinen Fall aber durfte er die Bekanntmachung des Interim billigen. Eben darum eilte der Kaiser seinem Einspruch zuvorzukommen. Er gab ihm erst Audienz, als die Sitzung vorüber, die Publication geschehen war.

Hatte nun aber der Kaiser seinen ursprünglichen Gedanken, die Formel von allen Ständen annehmen zu lassen, aufgeben müssen, so blieb ihm doch noch ein anderes Mittel übrig, auch auf das katholische Deutschland kirchlichen Einfluß zu erlangen.

Von jeher war über das Verderbniß des Clerus geklagt, eine durchgreifende Reformation desselben gefordert worden, zuletzt noch auf dem Concilium; da sich von demselben nichts erwarten ließ, so trug Carl V kein Bedenken, auch in dieser Rücksicht auf eigne Hand ans Werk zu gehen.

Schon in dem Pflugischen Entwurf handelt der dritte Theil von diesen Gegenständen: bei weitem ausführlicher aber und praktischer war die Reformationsformel, welche der Kaiser wirklich zur Berathung brachte.

Ueber die Wahl der Kirchendiener, ihre verschiedenen Aemter, Predigt, Verwaltung der Sacramente und Beobachtung der Ceremonien, ihre Zucht und Sitte wurden hier ganz umsichtige und nützliche Anordnungen gemacht. Einige Mißbräuche, über die man immer geklagt, z. B. Cumulation der Pfründen, wurden abgeschafft; der Kaiser versprach, den römischen Stuhl zu bewegen, gewisse Vorrechte in dieser Hinsicht fallen zu lassen; den größten Werth legte er darauf, daß allenthalben Visitationen gehalten und besonders die Provinzialsynoden wiederhergestellt würden; den Bischöfen ward ein

1) Am 2. Mai ging die erste Antwort der Legaten des Concils auf das Interim ab (Rainaldus XXI, 397. nr. 51); davon hätte der Nuntius, der den 11. Mai in Augsburg ankam, allenfalls auf dem Wege Notiz bekommen können. Ihre ausführlichere Erklärung war aber erst vom 12.

bestimmter Termin hiefür gesetzt, welchen sie auch größtentheils eingehalten haben [1]).

Denn darauf war die Hauptabsicht des Kaisers gerichtet, die deutsche Hierarchie wieder zu erneuern und ihre Wirksamkeit zu beleben.

Noch war das deutsche Bisthum fast überall aufrecht erhalten: da wo es erschüttert worden, z. B. in Meißen und Thüringen, war es jetzt wieder hergestellt; es bedurfte nichts weiter, als die päpstliche Erlaubniß, in den dem Protestantismus zugestandenen exceptionellen Fällen zu dispensiren, um die bischöfliche Jurisdiction überall wieder zur Anerkennung zu bringen.

Unter den Befugnissen, die der Kaiser noch außerdem für die Legaten forderte, die ihm der Papst schicken sollte, finden wir auch die, über die Herstellung der geistlichen Güter zu verfügen, mit deren Inhabern unter kaiserlicher Beistimmung darüber Vertrag zu schließen.

Wir sehen, der Kaiser hoffte noch mit allen diesen Dingen zu Stande zu kommen: die Protestanten, er allein, ohne Zuthun des Papstes zu beruhigen und sie zur Unterwerfung unter die Hierarchie des Reiches zu vermögen, — diese auch selber durchgreifend zu verbessern, ebenfalls durch eigene Macht, ohne besondere Mitwirkung von Rom —, und dann an der Spitze des wiedervereinten Reiches die alten Rechte des Kaiserthums auf die allgemeine Kirche zur Geltung zu bringen.

Zunächst mußte sich zeigen, was er mit den Protestanten ausrichten würde.

1) Valde nobis probatur, quod de celebrandis synodis dioecesanis ad festum divi Martini proximum constituistis. Caroli V Reformatio ecclesiastica, unter andern bei Goldast Constit. III, 325.

Zweites Capitel.

Einführung des Interim in Deutschland.

Wenn es dem Kaiser gelungen wäre, wie er ursprünglich beabsichtigte, der interimistischen Anordnung, die er traf, für alle deutschen Landschaften, auch die altgläubigen, Geltung zu verschaffen, so würde die Einführung derselben einen ganz andern Charakter entwickelt haben, als den sie annahm, da dies nicht durchgegangen war. In jenem Falle hätten die nachtheiligen Einwirkungen, denen sich die Protestanten unterwerfen mußten, durch die Fortschritte, die nach der andern Seite hin möglich wurden, eine Art von Ausgleichung gefunden. Von den leitenden Ideen der religiösen Bewegung wäre wenigstens die, welche auf eine nationale Selbständigkeit in religiösen Dingen hinzielte, genährt und gefördert worden.

Nun aber war Alles anders.

Da der Kaiser sich bewegen ließ, die Altgläubigen ausdrücklich anzuweisen, bei der Einheit der alten Kirche zu verharren, so war an keinen Fortschritt der reformatorischen Bestrebungen, an keine gemeinschaftliche und nationale Entwickelung des religiösen Geistes zu denken.

Der Kaiser seinerseits fand noch ein Mittel, seine kirchliche Gewalt aufrecht zu erhalten: er konnte auf dem politischen Standpunkte, auf dem er sich befand, allenfalls nachgeben. Für die Protestanten aber wurde nun jede Herstellung des von ihnen Abgeänderten, jede Annäherung an das entgegengesetzte Princip, von dem sie sich erst losgerissen, zu einem Verluste ohne allen Ersatz.

Bisher hatte sich der protestantische Geist nach den eigenen innern Trieben in freier Autonomie entwickelt; er hatte die Lehre

durchaus umgestaltet und von den Ceremonien nur das behalten, was ihm gemäß war. Jetzt sollte er zwar nicht das gerade Gegentheil seines Wesens anerkennen: er ward in seinen Grundmeinungen, in einigen der vornehmsten seiner Abweichungen geschont, geduldet; allein dabei wollte man ihm Aeußerlichkeiten und Gebräuche, auch wohl Meinungsbestimmungen aufdringen, die er mit vollem Bedacht, als eigenthümliche Ausflüsse des von ihm verworfenen Princips, hatte fallen lassen.

Die Anordnung, die von dem Gedanken der Versöhnung ausgegangen, erhielt den Charakter der Unterdrückung. Die Protestanten bekamen zu empfinden, was es heiße, daß sie sich hatten entzweien lassen und ihre Oberhäupter, welche ihr System darstellten, besiegt worden waren.

Allein es gab nun keinen Ausweg mehr: der Reichstag hatte den Beschluß gefaßt, die vornehmsten Fürsten, auch der protestantischen Seite, hatten eingewilligt, und der Kaiser war entschlossen, die Sache mit aller Kraft ins Werk zu setzen. Wie heftig bedeutete er zwei mindermächtige Fürsten, die sich widersetzten. Dem einen, dem Markgrafen Johann, ließ der Kaiser, wie die officielle Relation sagt, mit runden und dürren Worten vermelden, er werde die Gebühr dagegen vornehmen müssen; dem andern, Pfalzgrafen Wolfgang, ward noch gröblicher angekündigt, er werde nächstens ein paar tausend Spanier in seinem Lande sehen.

Die erste große Frage in diesem Augenblicke lag nun darin, wie sich die Städte verhalten würden. Hier hatte ein lange schon dazu vorbereitetes populares Element die religiöse Bewegung mit der größten Freude und Zustimmung empfangen; die städtischen Gewalten hatten ihren Wirkungskreis dadurch mächtig erweitert und sich großentheils in sich selber demgemäß umgebildet; unzählige Mal hatte man sich und Andern gelobt, Leib und Gut bei der Religion zu lassen. Jetzt kamen die Tage der Prüfung.

An dem Reichstag zu Augsburg regte sich in den Städten die Absicht, zu einer gemeinschaftlichen Protestation zu schreiten; sie scheiterte aber: der Frankfurter Gesandte trägt Bedenken zu sagen wodurch. Es muß wohl noch etwas anderes gewesen sein, als die Verschiedenheit der Religion, von der er ohne Rücksicht hätte reden können. Der kaiserliche Hof behielt auch in dieser Sache den Vortheil, mit den einzelnen verhandeln zu können.

Die Zusicherungen, die denselben bei den Capitulationen meistentheils mündlich gegeben worden, hinderten ihn nicht, auf die An-

nahme des Interim zu bringen, als bei welchem, wie ihnen versprochen war, ihre Religion bestehen könne.

Zuerst ward diejenige Reichsstadt aufgefordert, in der die populären Elemente am schwächsten waren, die sich von jeher dem kaiserlichen Hofe am nächsten gehalten, Nürnberg. Der Kaiser wollte sich aber dies Mal nicht mit dem Gesammtnamen „Rath" abfinden lassen: er ließ die Mitglieder desselben wissen, von jedem einzeln werde er sich Resolution einholen [1]). Hierauf unterwarfen sie sich sämmtlich: die Aelteren des Rathes, der Rath selbst, und die Genannten des Rathes; sie baten nur, daß man ihnen Zeit lassen möge.

Nicht ganz so gefügig zeigte sich der Rath von Augsburg: er reichte eine Schrift ein, in welcher er sich nur zu einigen Annäherungen erbot. Granvella weigerte sich, dieselbe auch nur anzunehmen, und forderte eine einfach bejahende Antwort. Er drohte, wenn diese nicht erfolge, werde der Kaiser sich auf eine Weise erzeigen, daß andere Ungehorsame ein Exempel daran zu nehmen hätten. Hierauf, am 26. Juni, wurde der große und kleine Rath zusammenberufen und folgender Beschluß gefaßt: in wie fern die Ordnung die Gewissen belange, könne man mit derselben nicht übereinstimmen; aber ein gesammter Rath habe vor allem auf das Wohl der Stadt zu sehen, deren Verderben eine abschlägliche Antwort herbeiführen würde: und so unterwerfe er sich dem kaiserlichen Gebot [2]).

Dieser Widerstreit zwischen Gehorsam und Gewissen trat an mehreren Stellen hervor, z. B. in der Antwort der Memminger, der Regensburger. Einige Rathsherren von Regensburg bedienten sich des Ausdrucks, sie könnten nicht für ihre Person einwilligen, sondern nur im Namen der Stadt [3]). Schmerzliche Nothwendigkeit, die eigne Gesinnung zu verleugnen, um das Gemeinwesen nicht zu Grunde gehen zu lassen. Sie sagten mit alle dem doch zuletzt nur, daß sie genöthigt seien, der Gewalt zu weichen.

Die kaiserlichen Beamten spotteten ihrer Bedenklichkeiten, nicht ohne wegwerfenden Hohn. „Ihr habt Conscienzen", rief der Vicecanzler Heinrich Hase dem Frankfurter Abgeordneten zu, der sich auch auf das Gewissen bezog, „wie Barfüßerärmel, die ganze Klöster

1) Am 19. Juni langte der kaiserliche Gesandte in Nürnberg an, am 22. wußte man schon, daß die Stadt sich unterwerfe.

2) Gründliche und ordentliche beschreibung der . . Handlungen in der Stadt Augspurg . . ao 1548 und an den folgenden Reichstagen. MS. der kön. Bibliothek zu Dresden.

3) Gemeiner, p. 231.

verschlingen." Bescheidentlich antwortete der Frankfurter Rathsfreund, er wisse nicht, daß seine Herren den Geistlichen das Mindeste mit Gewalt entfremdet. „Redet mir nicht davon", versetzte Hase, „ich weiß es so gut wie ein Anderer; aber das ist des Kaisers Meinung, daß er das Interim gehalten haben will, und sollte er ein Königreich darüber zusetzen. Lernt nur das Alte wieder, oder man wird euch Leute schicken, die es euch lehren: ihr sollt noch spanisch lernen" [1]).

Zuweilen trat auch noch eine andere Schwierigkeit ein, die in der Verfassung lag, wie in Straßburg. Der Rath war nach langen vergeblichen Gegenvorstellungen am Ende geneigt, dem Beispiele der übrigen Städte zu folgen; allein die Schöffen entschieden, daß dies ein Fall sei, in welchem die Gemeine gefragt werden müsse. Von dieser Gemeine aber, welche eine sehr entschieden protestantische Gesinnung hegte, war niemals zu erwarten, daß sie sich unterwerfen würde. Nur mit großer Mühe und unter allgemeiner Aufregung wurden die Schöffen bewogen, ihren Beschluß zurückzunehmen. Hierauf ward auch hier dem Bischöf vergönnt, wenigstens in einigen Kirchen das ganze Interim einzuführen, während man sich in andern die freie Predigt vorbehielt [2]).

Der Kaiser fühlte sehr wohl, daß er auf einen Gehorsam dieser Art nicht lange zählen, daß er überhaupt mit Magistraten, welche Krieg wider ihn geführt, schwerlich zum Ziel der äußern Einheit, das er sich einmal gesetzt, werde gelangen können.

Er war nicht in einer Stimmung, um vor durchgreifenden Mitteln zurückzuschrecken, und hatte die Macht, die dazu gehörte, um sie anzuwenden. Zuerst Augsburg, wo er sich aufhielt, sollte ihn kennen lernen.

Eines Tages, ganz unerwartet, ließ er die Thore der Stadt schließen und großen wie kleinen Rath, Doctoren der Rechte, Schreiber und Diener sämmtlich in seinen Palast entbieten. Nachdem sie eine Weile im Hof gewartet, ward ihnen der große Saal geöffnet: und hier erschien nun gegen Mittag der Kaiser mit einigen seiner Räthe, und ließ ihnen durch Georg Seld, einen gebornen Augsburger, kund thun, wie er mit Schmerzen den Verfall, die Schmälerung und die Unordnung ihrer Stadt ansehe, und sich, um dem Uebel an die Wurzel zu graben, nach fleißiger Nachforschung und

1) Bericht des Frankfurter Gesandten Humbrecht in der Sammlung kaiserlicher Briefe im Frankf. Archiv.

2) Röhrich II, 196.

seinem besten Verstand entschlossen habe, die Form ihres jetzigen Regiments zu verändern und ihnen einen neuen Rath zu verordnen. Man habe ihm vorgestellt, daß die Verjagung des alten Clerus und die Theilnahme am Schmalkaldischen Krieg allein von dem Uebergewicht der Zünfte und der dadurch herbeigeführten gewaltsamen Herrschaft des Bürgermeisters Herbrot herrühre. Dadurch seien die Ehrbaren, die Geschlechter, die dem Kaiser mit Leib und Gut anhängig, Fugger, Paumgartner, Welser, Reithart, Hörwart, unterdrückt worden. Sei es wohl billig, daß die Feinde des Kaisers auch jetzt noch Herren der Stadt blieben? — Man hatte ihm als das vornehmste Uebel bezeichnet, daß bisher so viele unerfahrene Leute, die besser ihres Handwerks gewartet, in dem Rath gesessen, und er eilte es abzustellen. Sofort, in Gegenwart der Versammelten, wurden die Namen Derjenigen verlesen, denen der Kaiser die Aemter der Stadt und den kleinen Rath anvertrauen wolle. Es waren ihrer 41. Wir finden unter ihnen 3 Fugger, 3 Paumgartner, 4 Rehlinger, — denn auch dem Aeltesten von ihnen, der schon 80 Jahre zählte, Alt-Conrad, ward diese Verpflichtung nicht erlassen —, 2 Welser, 2 Peutinger, überhaupt 31 solche Namen, die entweder den wenigen wirklich alten Geschlechtern, die noch übrig waren[1]), oder denen, welche im Jahre 1538 diesen mit gleichen Rechten beigefügt worden, angehörten. Der Gemeinde wurden nur 10 Stimmen bewilligt. Die Zünfte wurden mit Einem Schlage aufgehoben, ihre Häuser, Baarschaften, Privilegien mußten ausgeliefert werden. Am 7. und 8. August ward dem neuen Rath in den verschiedenen Vierteln geschworen. Der Kaiser empfahl ihm noch besonders die Religion und das von den Ständen bewilligte Interim. Bei der Eidesleistung kam die Formel „bei den Heiligen" wieder vor, doch ward sie nur von den Wenigsten nachgesprochen[2]).

Aehnliche Veränderungen nahm der Kaiser auch in anderen Orten, z. B. in Ulm vor. Der Rath bestand bisher aus 24 Geschlechtern und 46 aus der Gemeine. Der Kaiser besetzte ihn für die Zukunft mit 20 Geschlechtern und 11 aus der Gemeine.

1) Von den 33 alten Geschlechtern waren im Jahre 1538 nur noch 8 übrig, 2 Häuser Langenmantel, Ravenspurger, Rehlinger, Welser, Hofmeier, Ilsung, Hörwart.

2) Wie Kaiser Carol der V ainen cleinen und großen rath zu Augsburg entsetzt, geurlaubt, einen neuen Rath und Gericht geordent, in der gründlichen und ordentlichen beschreibung — — 43. Die Taxe für die Confirmation des neuen Regiments betrug 1200 G. an das Sigel und Canzleygelt.

Es hat einen tiefen Zusammenhang, daß sich einst in dem plebejischen Element, das in den Städten emporkam, die erste Opposition gegen die Hierarchie geregt hatte, und daß nun der Kaiser, der diese aufrecht erhalten wollte, wenn auch in seinem besondern Sinn, eben diese plebejische Macht von ihrem Antheil an der öffentlichen Gewalt zurückzudrängen unternahm.

Nicht überall aber genügte dies. Zuweilen schien wohl auch der gegenwärtige Widerstand ein Recht zu verleihen, alte Pläne gegen die Freiheit einer Stadt zu vollführen.

Am 6. August 1548 ward Costnitz, das nichts mehr verbrochen als andere, aber von dem Haus Oestreich schon längst angefochten ward, plötzlich, während die Abgeordneten noch mit dem Hofe unterhandelten, in die Acht erklärt, und an demselben Tage machte auch schon ein Haufen Spanier einen Versuch, sich der Stadt selber durch Ueberfall zu bemächtigen.

Die Einwohner, obgleich überrascht, wehrten sich doch vortrefflich: sie sahen ihre Weiber und Kinder an, und waren entschlossen, sie gegen den wilden Feind, dessen Lüste- und Räubereien ihnen satanisch erschienen, zu vertheidigen, und sollte die Stadt ihr Kirchhof werden. Als die Vorstadt schon erobert war und die ersten Feinde auf der Rheinbrücke erschienen, so daß man befürchtete, sie möchten zugleich mit den Fliehenden in das Thor eindringen, geschah jene That, die man nicht mit Unrecht der des Horatius Cocles verglichen hat. Ein Bürger, mit zwei Spaniern im Handgemenge, erfaßte sie endlich beide, schrie zu Gott um Vergebung seiner Sünden und stürzte sich mit ihnen über die Brustwehr in den Rhein, so daß seine Mitbürger wirklich Zeit behielten, das Thor an der Brücke zuzuschlagen, und sich überhaupt für dies Mal des Feindes erwehrten.

Das konnte aber Alles ihre Freiheit nicht retten. Da sie jetzt von keiner Seite Schutz hatten, weder auf der deutschen, noch auch von der Schweiz her, wo die evangelischen Verbündeten durch die katholischen Gegner zurückgehalten wurden, hörten sie am Ende auf den Rath eines Hauptmanns in König Ferdinands Dienst, eines gebornen Constanzers, Hans Egkli, sich in des Königs Schutz zu begeben, als das einzige Mittel, um dem Zorne des Kaisers zu entgehen. Am 14. October 1548 rückten daselbst einige Ferdinandeische Fähnlein ein.

Die Stadt hatte sich indeß schon von selber bequemt, das Interim anzunehmen; damit war der König aber nicht zufrieden. Er

befahl seinen Commissarien, die alte wahre Religion wieder in Wesen zu bringen; nach einiger Zeit ward die evangelische Predigt bei Todesstrafe verboten.

Mit der reichsständischen Freiheit und der evangelischen Lehre war es in demselben Augenblick vorüber.

Ueberhaupt entwickelte die Regierungsweise, wie sie der Kaiser nunmehr ausübte, den Charakter einer gehässigen Gewaltsamkeit.

Nachdem man sich der Gemeinheiten versichert, kam man nun an die Einzelnen, vor allem an die Prediger. Es waren noch fast überall die Männer, die in den ersten Zeiten der Gefahr sich erhoben, alle Wechselfälle, die seitdem vorgekommen, bestanden, an der Entwickelung der dogmatischen Festsetzungen lebendigen Antheil genommen, die kirchlichen Einrichtungen ausgebildet hatten; ihr Name war vor dem Volke gleichsam die Sache selbst. Die Frage ward an sie gerichtet, ob sie nun auch festhalten, oder im Angesicht des Unglücks, das ihnen ohne allen Zweifel bevorstand, nachgeben würden.

Die ehrlichen, frommen, beherzten Männer zweifelten nicht: sie zogen vor, das Unglück über sich ergehen zu lassen.

Noch unter den Augen des Kaisers, in Augsburg, erklärte Wolfgang Meuslin dem Rath, er könne und wolle das Interim nicht annehmen: auch nur den Chorrock, von dem zunächst die Rede war, könne er nicht anziehen: nicht als ob daran so viel gelegen wäre, aber er habe dagegen gepredigt, er könne es nicht thun. Er dankte dem Rath für die Wohlthaten, die er in Augsburg genossen, und verließ die Stadt unverzüglich.

Vergebens hatte Agricola die Prediger in Nürnberg für seine Formel zu gewinnen gesucht. Veit Diedrich, so mild er sonst war, gab zu erkennen, in der Annahme derselben würde eine Verleugnung des evangelischen Glaubens liegen. Als der Rath den Predigern seinen Entschluß ankündigte, das Interim anzunehmen, und sie ermahnte, nicht dawider zu sein, hörten sie stillschweigend zu und entfernten sich, ohne eine Antwort zu geben. Nur die geistig unbedeutenderen aber unterwarfen sich. Veit Diedrich ward durch den Tod diesem Sturme entrissen. Osiander meinte, er wolle weichen, bis das Wetter vorübergezogen, und verließ Nürnberg; die Stadt kündigte seiner Frau das Bürgerrecht auf.

In Ulm trotzte Frecht auf den Artikel seiner Vocation, daß er das Evangelium ohne allen Zusatz von Menschenlehre predigen solle; er ließ sich auch die Anwesenheit des Kaisers nicht daran hindern. Dafür ward er sammt seinen vornehmsten Amtsgenossen in Ketten

und Bande gelegt und unter der Obhut einer spanischen Wache dem kaiserlichen Hoflager nachgefahren. Hinter dem Wagen lief ein Schulknabe her, der es sich nicht nehmen lassen wollte, seinen geistlichen Meistern in ihrem Gefängniß Dienste zu leisten [1]).

Johann Brenz in Schwäbisch-Hall saß mit Frau und Kindern bei Tisch, als er erfuhr, ein spanischer Hauptmann sei angekommen und dringe auf seine Auslieferung. Er that, als wolle er einen Kranken in der Vorstadt besuchen und eilte, davon zu kommen. Auf einem Edelhofe in der Nähe fand er eine Zuflucht und auch seine Familie folgte ihm dahin nach; doch wagte er nur die Nächte daselbst zuzubringen, denn fortwährend ward er gesucht; bei Tage hielt er sich in dem dichten Dunkel einer unwegsamen Waldung auf. Eine bessere Freistatt fand er endlich in dem würtembergischen Schloß Wettlingen auf dem Gipfel des Hohberges. Er hat daselbst eine Auslegung des 93. Psalm geschrieben, mit dessen Verheißungen er sich tröstete. „Die Wasserströme erheben sich, erheben ihr Brausen, heben empor ihre Wellen: größer aber ist der Herr in der Höhe. Herr, dein Wort ist die rechte Lehre" [2]).

So hielten sie sich allenthalben. In Regensburg erklärte Dr. Nopp und seine Gehülfen: sie wollten sich mit Weihwasser, Oel und Chrysam nicht beflecken; in Frankfurt Ambach und Lullus: sie würden eher Hunger, Elend und den Tod ertragen, als von der reinen Lehre weichen. In Reutlingen nahm Matthäus Alber, welcher dieser Gemeine jetzt 29 Jahre vorangegangen, an dem Tag seinen Abschied, als die erste Messe gehalten ward. Ambrosius Blaurer in Costnitz hatte um die Durchführung des protestantischen Princips in dem obern Deutschland das Verdienst eines Reformators: von der Katastrophe seiner Vaterstadt ward Niemand tiefer betroffen: gleich nach Annahme des Interim verließ er sie. Am 1. November 1548 hielt Erhard Schnepf seine Abschiedspredigt in Tübingen, denn sein Fürst konnte ihn nicht länger schützen; in langem Zuge begleitete die Gemeinde den ehrwürdigen Greis weit hinaus vor die Stadt [3]). Ein wenig länger als die übrigen Städte hielt sich Straßburg; aber der Kaiser hatte auch hier an den Begüterten, den reichen Handelsleuten Verbündete: schon hatten ihrer Funfzig die Stadt verlassen, noch meh-

1) Auf Fürbitte der Stadt antwortet Arras dem Ulmischen Gesandten Marchtaler: „daß sie sich in irer antwurt so übel gehalten, das sie nit werd weren, das sich die von Ulm jrer annemen." (Marchtaler 1. Sept. 1548.)
2) Eins der merkwürdigsten Pseudonymen: „Joanne Witlingio autore."
3) Adami Vitae theologorum.

rere drohten nachzufolgen, wenn man die Ungnade des Kaisers nicht vermeide. Hierauf entschloß sich die Stadt, Anfang Februar 1549, dem Bischof zu versprechen, daß in ihren Mauern nicht mehr wider das Interim gepredigt werden solle[1]). In diesem Beschluß sahen Männer wie Butzer und Fagius ihre Entlassung. Butzer fühlte sich ohnehin durch den Ruf, daß er allzu nachgiebig sei, zu viel auf Vergleichung denke, der wie ein Schicksal auf ihm lastete, gedrückt, und wollte denselben um keinen Preis bestätigen. Fagius entschuldigte in seiner Abschiedspredigt den Rath, der so lange als möglich festgehalten, und die zurückbleibenden Prediger, die gewiß von der rechten Lehre nicht abfallen würden: für sich bat er um die Fürbitte der Gemeine, daß er standhaft bleibe in seinem Kreuz[2]).

Ich nenne nur die vornehmsten Namen: eine große Menge Anderer gesellte sich den Flüchtigen zu. Man wollte bei 400 verjagte Prediger im Oberland zählen.

Diese Standhaftigkeit fand nun aber auch weiter im Norden und Osten Nachahmung.

Einer Vereinbarung, welche Markgraf Albrecht von Culmbach mit seinen Landständen auf den Grund des Interim getroffen, widersetzten sich die Prediger um so mehr, da man sich vorbehalten hatte, daran zu mehren oder zu mindern. Ein langes Sorgen, sagten sie, sei ein langes Sterben: sie verpflichte ihr Eid, nur das lautere Gotteswort zu lehren; wolle man sie zwingen, davon abzuweichen, so wollten sie hiemit sammt und sonders um ihren Abschied gebeten haben. Albrecht schrieb dem Kaiser, er sei nicht abgeneigt, sie zu entlassen: er wisse nur keine anderen zu bekommen[3]).

Im Calenbergischen, zu Pattenhausen, hielt die Geistlichkeit förmlich eine Synode, in der sie eine Erklärung gegen das Interim, die ihr Superintendent Corvinus verfaßt hatte, unterzeichnete.

Fand doch selbst Churfürst Joachim von Brandenburg, der seiner Geistlichen eher sicher zu sein glaubte, da eins ihrer Oberhäupter an der Abfassung des Interim Antheil genommen hatte, als er sie nach Berlin zusammenrief, den größten Widerspruch. Sie erklärten, sie würden die ewige Verdammniß fürchten, wenn sie von der er-

1) Bucerus Calvino 9. Jan., 7. Febr., in Epistolis Calvini nr. 96 (ein vortrefflicher Brief) und nr. 98.

2) Ein Auszug dieser Predigt findet sich in der schwäbischen Chronik des Martin Crusius, der sie hörte, II, 274.

3) Lang II, 209. 212. Bucholtz VI, 329.

kannten Wahrheit abweichen wollten: der Kaiser sei mächtig, aber Gott noch viel mächtiger [1]).

Auch in Sachsen, in dem Lande des Churfürsten Moritz sowohl, wie in den Landstrichen, welche den Söhnen Johann Friedrichs verblieben, war man in derselben Stimmung. Auf einer Versammlung, die Moritz kurz nach seiner Rückkehr vom Reichstage nach Meißen berief, zeigten sich die Theologen besonders über die Vorrede der kaiserlichen Formel, die ihnen hier erst bekannt ward, betroffen, da darin die Doctrin, von der sie abgewichen, als ächt katholisch bezeichnet ward: sie erklärten, daß sie nur die Neuerungen abgeschafft und zu den ursprünglichen Lehren der katholischen Kirche zurückgekehrt seien [2]). Das Verfahren des Kaisers, so mild es auch aussehen möge, bezeichneten sie als verderblich und tyrannisch; auch die einzelnen Bestimmungen des Interim griffen sie mit vielem Ernst an; in einer Erläuterung der Justification von Melanchthons Hand werden die protestantischen Grundsätze mit aller Schärfe hervorgehoben. Ganz nach diesem Vorgang stellten die Stände dem Churfürsten vor, daß die Lehre ihrer Lande eben die sei, welche die Glieder der wahren katholischen Kirche von jeher bekannt: sie erinnerten ihn an sein Versprechen, sie dabei zu schützen, das auf allen Canzeln dem Volk und durch offenen Druck der Welt bekannt gemacht worden sei.

Und dazu kam nun, daß es im Reiche noch unüberwundene Regionen gab, welche dem kaiserlichen Willen zugleich politischen und geistlichen Widerstand entgegensetzten.

In ganz Niedersachsen sprachen sich die Oberhäupter der Geistlichkeit dagegen aus, Aepinus zu Hamburg, Johann Amsterdamus zu Bremen, Medler zu Braunschweig; überall wurden Synoden gehalten: zu Minden, Mölln, Hamburg; die Städte correspondirten darüber unter einander und wurden endlich einig, wie der kaiserliche Truchseß Könneritz berichtet, das Interim sämmtlich zu verwerfen, Leib und Gut darüber zusammenzusetzen.

Besonders heftig lautete die Erklärung von Magdeburg. Das Interim verdunkle den Hauptartikel des christlichen Glaubens, daß

1) Leuthinger Commentarii 219. 228.

2) Grave et hoc est quod nobis tribuitur, fuisse et esse nos autores schismatum et novitatis, cum partis adversae recens excogitatis et in ecclesiam invectis doctrinae corruptelis et abusibus cerimoniarum rejectis et repudiatis redierimus ad primam et veterem catholicae ecclesiae doctrinam et traditiones.

wir durch den Glauben ohne alle Werke gerecht und selig werden; es richte die Anrufung der Verstorbenen, Vigilien, Seelmessen und die ganze Gotteslästerung des Papstes wieder auf; es wolle „uns Alle" um unsre Seligkeit bringen[1]). Und da die Stadt nicht allein unausgesöhnt, sondern in der kaiserlichen Acht war, da sie nichts weiter zu verlieren hatte, so ward sie plötzlich der Heerd einer lebhaften literarischen Opposition. Eine Fluth von Gegenschriften in jeder Form, — Satire und Predigt, in Prosa und Versen, — gab das Interim der Verachtung und dem öffentlichen Hasse preis; in abenteuerlichen Caricaturen ward es verspottet; man hat sogenannte Interimsthaler, auf denen ein dreiköpfiges Ungeheuer den Ursprung und Inhalt dieser Schriften versinnbildet. Da so viele Fürsten schwankten oder abfielen, wendeten sich alle Blicke auf Johann Friedrich, der, obwohl ein armer Gefangener und in der Gewalt des Kaisers, doch jedes Ansinnen, dem Interim beizutreten, standhaft zurückwies. Denn wohl wisse er, daß es in vielen Artikeln dem Worte Gottes zuwider sei: würde er es billigen, so wäre es, als ob er Gott droben in seiner Majestät und die weltliche Obrigkeit hienieden mit gefährlichen Worten betrügen wolle: er würde die Sünde gegen den heiligen Geist begehn, die nicht vergeben werde. Ruhig sah er zu, als man ihm seine Bibel und seine lutherischen Bücher wegnahm: er werde schon behalten, was er daraus gelernt. Seine Haltung flößte selbst den Feinden Hochachtung ein; in den Gleichgesinnten nährte sie den stillen und standhaften Widerstand der gläubigen Gemüther. War Johann Friedrich früher als der Vertheidiger des reinen Glaubens geachtet und geliebt worden, so ward er jetzt als Held und Märtyrer bewundert und verehrt. Man erzählt sich, bei der Uebergabe jener ablehnenden Erklärung habe ein Donnerschlag von heiterm Himmel gleichsam das göttliche Wohlgefallen bezeugt; man meinte die Gestalt des Churfürsten in der Luft in den Bildungen der Wolken zu sehen.

Was würde erst geschehen sein, wenn der Kaiser wirklich, wie man ihm gerathen, den Versuch hätte machen wollen, die alten kirchlichen Zustände geradehin zurückzuführen. Er suchte jetzt nur einige Aeußerlichkeiten herzustellen, eine Modification in Lehre und Leben zu Stande zu bringen, in welcher doch auch protestantische Elemente unverkennbar enthalten waren: und doch wurde sein Entwurf mit

1) Der von Magdeburg Entschuldigung, bit und gemeine christliche Erinnerung 1549.

tiefem und allgemeinem Widerwillen empfangen. Die Unterwürfigkeit der besiegten, mit dem Ruin ihrer Städte bedrohten oder erst jetzt im Gefolge der Niederlage eingesetzten Magistrate und einiger schwächeren Seelen, welche das Exil fürchteten, wollte doch wenig sagen. Der protestantische Geist, in seiner ganzen ursprünglichen Energie, setzte sich dagegen.

Dieser protestantische Geist aber sollte in demselben Augenblick einen Angriff erfahren, der ihm noch bei weitem tiefer ging und gefährlicher wurde.

Churfürst Moritz hatte das Interim, wie wir wissen, nicht geradezu angenommen: er hatte es aber auch nicht entschieden abgelehnt. Er war dem Kaiser und dem König viel zu sehr verpflichtet, um sich so dringenden Wünschen derselben zu widersetzen: hatte man ihn doch einst in Eger der katholischen Messe beiwohnen sehen! Dagegen aber hatte er seiner Landschaft, welche die protestantischen Doctrinen um so lebendiger aufgenommen, je länger sie derselben hatte entbehren müssen, das Versprechen gegeben, sie bei ihrer Religion, wie sie jetzt sei, zu schützen, eine Zusage, die der Kaiser um der Gefahren des Krieges willen bestätigt hatte. Die protestantische Gesinnung war durch die Vereinigung der ältesten evangelischen Länder mit seinem bisherigen Territorium nur um so stärker geworden. Moritz erklärte endlich dem Kaiser, er für seine Person habe nichts gegen die Formel des Interim: was seine Landschaft anbetreffe, so wolle er alles Mögliche thun, um sie zur Annahme desselben zu bewegen[1]).

Bei dem ersten Versuch aber ward er inne, daß dies so geradezu nicht möglich sei. Wenn wir recht unterrichtet sind, fand er überhaupt bei seiner Rückkehr in das Land eine schlechte Aufnahme[2]). Bei der ersten Zusammenkunft seiner Stände in Meißen empfing er, wie berührt, eine entschieden abschlägliche Antwort.

Der Kaiser forderte ihn auf, ungefähr ebenso zu verfahren, wie er selbst in den oberen Landen und Städten verfahren war, vor allen Dingen Melanchthon zu entfernen, von dem ein Gutachten wider das Interim im Druck erschienen war. Die Stände dagegen

1) Dem Markgr. Hans läßt König Ferdinand Dienst. nach Trin. sagen: „J. Königl. Mt. wolle J. f. Gn. unangezeigt nicht lassen, daß Herzogk Moritz das Interim vor sein person angenommen, sich auch dabeneben erboten, höchsten und muglichen Fleiß anzuwenden seine Landschaft dahin zu bereden, daß sie solches auch annehmen solte."

2) Marillac 19. Sept. Vgl. ein späteres Schreiben bei Ribier II, 218.

hielten ihm sein Versprechen entgegen: sie schienen bereits ihre Augen auf seinen Bruder August zu werfen.

Von entgegengesetzten Ansprüchen und Pflichten gedrängt, faßte Churfürst Moritz den Gedanken, wenn es ihm nicht möglich sei, das ganze Interim einzuführen, den Kaiser doch wenigstens durch möglichste Annäherung an die Formel zu befriedigen. Er forderte seine Stände und Theologen auf, nochmals in Erwägung zu ziehen, was sich dem Kaiser mit gutem Gewissen nachgeben lasse.

Näher ward dieser Gedanke für ihn besonders dadurch bestimmt, daß Julius Pflug in das Bisthum Naumburg zurückgekommen war, sich aber hier trotz aller Befehle des Kaisers der Beihülfe des weltlichen Armes überaus bedürftig fühlte. Und dieser Bischof war nun von den gelehrten Theologen der katholischen Kirche wohl der gemäßigtste, den Protestanten in seinen Meinungen verwandteste, nächste. Churfürst Moritz meinte, die Modificationen, welche in der Augsburgischen Formel nothwendig sein würden, durch den Bischof, dessen Autorität er dafür wieder anerkannte, dem Kaiser empfehlen zu lassen.

Hätte irgend ein andrer deutscher Fürst diesen Plan gefaßt oder auch ausgeführt, so würde es so viel nicht zu sagen gehabt haben, da die Wirkung doch immer auf ein einziges Land beschränkt geblieben wäre.

Hier aber war es von der größten Bedeutung. Das Kriegsglück, das für den Kaiser entschied, hatte die Metropole des Protestantismus, jenes Wittenberg, von dem bisher die Festsetzung der dogmatischen Normen hauptsächlich ausgegangen war, in die Hände des Churfürsten Moritz gebracht. Einst, bei den ersten Verfolgungen der Lehre, unter Friedrich dem Weisen, war Wittenberg das allgemeine Asyl gewesen. Und noch lebte daselbst der Mann, der nächst Luther das Meiste zur Entwickelung der neuen Kirche beigetragen. Dahin war noch immer die Aufmerksamkeit aller Gläubigen gerichtet. Es war ein nicht allein für Sachsen, sondern für die ganze evangelische Welt im höchsten Grade wichtiges Ereigniß, wenn es dem Churfürsten gelang, diesen Mann und seine Amtsgenossen zu einer Annäherung an die kaiserliche Formel zu vermögen.

Indem er dies versuchte, kam ihm zu Statten, daß er die in den Kriegsunruhen zerstreute Universität wieder aufgerichtet, die alten Professoren zurückberufen, sich um alle zusammen und jeden besonders persönliche Verdienste erworben hatte, auch um Melanchthon. Melanchthon war nach England und nach Dänemark, nach Tübingen

und Frankfurt a. d. Oder berufen worden. Auch die Söhne Johann Friedrichs hatten ihm Anträge gemacht; er zog es aber vor, nach Wittenberg zurückzukehren, an das ihn alle Gewohnheiten des täglichen Lebens fesselten, wo seine Familie sich wohl befand, — seine liebsten Freunde, einverstandene Collegen lebten [1]); sein Ehrgeiz war, aus dem großen Schiffbruch, wie er sagte, die Trümmer zu retten, die Universität, deren Ruf und Dasein mit dem seinen verwachsen war, wiederherzustellen. Die neue Regierung zog ihn bei den Geschäften zu Rathe, nahm auf seine Empfehlungen Rücksicht; — als sich einst der Kaiser darüber beklagte, daß der mit ihm noch unausgesöhnte Professor in Wittenberg wieder auftrete, und auf seine Auslieferung dringen zu wollen drohte, denn eben der sei es, der den vorigen Churfürsten in seiner Widersetzlichkeit bestärkt habe, nahm die Regierung den Gelehrten in Schutz und ließ ihn wissen, daß sie das that. Einst, auf einer Reise, hat sie ihn sogar, gleich als sei die dringendste Gefahr vorhanden, einen Augenblick entfernt: es schien ihm wohl, als hänge von ihrer Gunst und Fürsprache sein ganzes Dasein ab. Und zu diesem Gefühl der Dankbarkeit kam noch ein andres. In den letzten Jahren hatte sich Melanchthon, aus Furcht, den alternden Luther zu verletzen, nicht mit voller Freiheit bewegt, besonders seine Gedanken über die Abendmahlslehre nicht, wie er wünschte, zu entwickeln gewagt; auch von dem am Wortlaut festhaltenden Hofe hatte er sich beschränkt gefühlt. In dem Umsturz der Regierung, unter deren Schirme die neue Lehre emporgekommen, sah doch Melanchthon auch wieder auf seinem wissenschaftlichen Standpunkte gleichsam eine Erleichterung. So geschah, daß er sich dem neuen Herrn mit einer ganz unerwarteten Hingebung anschloß. Mit jenen Räthen, deren bloßer Name Luthers Widerwillen erweckte, trat er in Verhältniß: wir finden ihn den Dr. Komerstadt auf dessen Landgut besuchen, er correspondirt mit Carlowitz. Wer wollte ihn an und für sich darum tadeln? Mit dem Einen berieth er die Geschäfte der Universität, die Herbeibringung der zerstreuten Einkünfte; bei dem Andern suchte er etwa für einen alten Freund, Dr. Jonas, die Erlaubniß der Rückkehr an seine Stelle in Halle nach. Aber indem man diese Wendung seiner Hinneigung und Abhängigkeit beobachtet, erschrickt man schon vor der Gefahr, in welche seine per-

1) „als ich bedacht habe, daß die Personen, wie wir viel Jahr beisammen gewesen, zu Pflanzung löblicher Künsten und christlicher Lehr nützlich gedienet haben.“ An Markgr. Joachim, Corp. Ref. VI, 734.

sönliche Haltung dadurch geräth. In einem unbewachten Augenblick, in welchem er dem Carlowitz für die Gewährung eben jener Fürbitte für Jonas dankte[1]), verlor er das größte Verhältniß seiner frühern Zeiten, das ihn zu dem Manne in der Welt gemacht hatte, der er war, die Feundschaft zu Luther, ganz aus den Augen. Das Gefühl der Befriedigung brachte ihm ältere, vorübergegangene Verstimmungen ins Gedächtniß. Er ließ Klagen über Luthers Eigensinn und Streitsucht einfließen: er erlaubte sich Seitenblicke auf die frühern Herren. Melanchthons Briefwechsel erweckt sonst immer Theilnahme, Verehrung, Liebe: diesen Brief aber, wollte ich, hätte er nie geschrieben. Es mag sein, daß er, wenigstens bis auf einen gewissen Grad, Recht hatte: wer würde es ihm verargen, wenn er seine Klagen, zu jener Zeit, in den Busen eines Freundes ausgeschüttet hätte. Jetzt aber, nach der Katastrophe seines Fürsten, nach dem Tode des Freundes, Klagen gegen den, in welchem dieser immer einen Widersacher gesehen und der das Meiste dazu beigetragen hatte jenen zu stürzen! — nun, man sieht, wohin auch ein edler Mensch, von momentanen Beziehungen übernommen, gerathen kann. Melanchthon glaubte wohl in seiner Bescheidenheit, daß er ein einfacher Gelehrter sei. Ein Gelehrter aber wie er, der an den großen Ereignissen mithandelnd Antheil nimmt, führt kein Privatleben: er hat die Pflicht eines Staatsmanns, immer das Ganze seiner Thätigkeit im Auge zu behalten, seine Vergangenheit, die unaufhörlich fortwirkt, nicht aufzugeben im überwiegenden Gefühl der Nothwendigkeiten des vorhandenen Augenblicks. Und für ihn war diese Pflicht ganz besonders dringend. In ihm mehr als in irgend einem andern lebenden Menschen lag die Einheit der protestantischen Kirche; der freie Fortgang ihrer Entwickelung knüpfte sich an ihn. Jetzt war die Zeit gekommen, wo er die Zweifel an seiner moralischen Stärke, die sich schon regten, widerlegen, durch eine männliche und unnachgiebige Haltung das Zutrauen zur allgemeinen Sache befestigen mußte. Welche Autorität würde er dann gewonnen haben! Wie hätte er mit dem wissenschaftlichen Sinn und dem religiösen Gefühl, die sich in ihm durchdrangen, die vereinigten Geister noch eine Strecke weiter führen können! Die Werkstätte der unabhängigen protestantischen Gelehrsamkeit und Theologie, wo sie auch aufgeschlagen werden mochte, die war für ihn Wittenberg; nicht jener Ort an der Elbe. Eine unglückliche locale Vorliebe aber führte ihn in den Be-

1) 28. April 1548. Corp. Ref. VI, p. 879.

reich einer staatsklugen und verführerischen Gewalt. Melanchthon drückte sich in jenem Briefe auch über den ihm schon mitgetheilten Entwurf des Interim sehr entgegenkommend aus. Er billigte den Artikel über die Kirche und die Herstellung der Gebräuche: er erwähnte selbst, mit welchem Vergnügen er in seiner Kindheit die kirchlichen Ceremonien mitgemacht; er brachte Vorschläge bei, wie die Prediger zu gewinnen seien, und meinte noch, seine Mäßigung werde den Mächtigen nicht genugthun. Sie gereichte ihnen zum höchsten Erstaunen. Carlowitz theilte den Brief Jedermann mit, der ihn sehen wollte: zahlreiche Abschriften gingen in Augsburg von Hand in Hand: die Anwesenden können nicht ausdrücken, wie zufrieden sich die Prälaten darüber äußerten, wie unglücklich sich die Evangelischen darüber gefühlt haben; die Gesandten schickten das Actenstück ihren Höfen ein. Auch dem Kaiser ward das Schreiben vorgelesen: „den habt ihr", soll er ausgerufen haben, „seht zu, daß ihr ihn festhaltet."

Von einer Regierung, wie diese Moritzische war, so nachhaltig und gewandt, so fest in den einmal gefaßten Gedanken und gnädig gegen jeden Einzelnen, die sich vor allem der Persönlichkeiten zu bemächtigen suchte, ließ sich wohl erwarten, daß sie das verstehn würde.

Am 23. August ward eine neue Zusammenkunft zu Pegau gehalten, wo die drei Bischöfe, unter ihnen noch Georg von Anhalt, der die geistliche Administration von Merseburg führte, neben Melanchthon noch ein andrer Wittenberger Professor, Paul Eber, und eine Anzahl fürstlicher Räthe erschienen.

Was man den Theologen damals bereits abgewonnen hatte (es darf wohl angeführt werden, daß Melanchthon ein paar Tage vorher, unter dem 20. August, dem Carlowitz eine Schrift gewidmet hat), zeigt sich recht, wenn man das Gutachten über die Lehre, das sie hier vorlegten, mit dem in Meißen abgegebenen vergleicht, obwohl das Pegauer eigentlich eine Ueberarbeitung von jenem ist.

Der Unterschied war nicht allein, daß sie Sätze wegließen, worin die Verfasser des Interim und die Tridentinischen Schlüsse zugleich angegriffen waren, z. B. über die Zweifellosigkeit der Erlösung[1]), oder in denen der ursprüngliche Gegensatz beider Systeme lebhaft hervorgehoben war, wie da, wo von den Werken die Rede war, aus

1) Adfirmamus igitur falsum esse et mendacium horribile quod dicunt adversarii, dubitandum esse an habeas remissionem peccatorum, was gegen § 8 des Interim gerichtet ist. In dem deutschen Exemplar heißt es schon milder: „Und ist diese Rede nicht recht, daß man zweifeln soll." Aber in der Pegauischen Schrift fehlt es ganz.

denen man ohne Grund Gottesdienst gemacht: in der Lehre von der Rechtfertigung nahm man selbst den Ausdruck „eingegossene Gerechtigkeit" auf, der der entgegengesetzten Ansicht angehört[1]). Julius Pflug war jedoch mit der Art, wie das geschah, noch nicht ganz befriedigt. Wenn die Theologen festsetzten, die Gerechtigkeit des Versöhnten bedeute nur, daß Gott sich den schwachen Anfang des Gehorsams um Christi willen gefallen lasse, so forderte man katholischer Seits die Formel, daß der Mensch durch den heil. Geist erneuert werde und das Rechte mit der That vollbringen könne. Die Theologen haben auf Einreden der fürstlichen Räthe endlich zugegeben, daß beide Sätze vereinigt wurden. So ist eine Formel zu Stande gekommen, in der allerdings das protestantische Princip vorherrscht, die aber nichts weniger als aus Einem Gusse ist: man sieht gleichsam mit Augen, wie eine Vorstellung von anderm Ursprung mit demselben in Berührung geräth und dagegen vorzudringen sucht. Höchlich zufrieden erklärte sich Julius Pflug. Da man über die Lehre im Allgemeinen, über die Autorität der Kirche und die Sacramente einverstanden sei[2]), so hofft er, daß man sich auch in den übrigen Punkten im Sinne der kaiserlichen Anordnung vereinigen werde.

Indessen gewann die Sache doch nicht den raschen Fortgang, den er vielleicht erwartete. Bei einer Zusammenkunft einiger Mitglieder der Ritterschaft und einiger churfürstlichen Räthe mit den Theologen, die im October zu Torgau veranstaltet wurde, zeigten sich die Letztern unerschütterlich. An der Universität und in der Population war die Stimmung, daß man nichts mehr nachgeben dürfe. Man verglich wohl das Interim mit dem Apfel, welchen Eva dem Adam dargereicht: ein einziger Bissen habe dem Manne den Zorn Gottes zugezogen. Es ging eine Schrift von Hand in Hand, unter dem Titel, „daß man nichts verändern soll"[3]). Dr. Cruciger meinte

1) In der alten Redaction heißt es: Etsi igitur inchoari obedientiam oportet, tamen non est cogitandum hominem habere remissionem; in der neuen: Etiamsi nova obedientia inchoata est et justitia infusa in homine, non tamen cogitandum est quod propter eam persona habeat remissionem. Es ist auffallend, daß sie es nichts desto minder nennen „Caput ex formula Mysnica descriptum."

2) Epistola Pflugii ad Georgium Anhaldiae principem 14. Cal. Oct. 1548: Cum de doctrina de ecclesia ejusque autoritate et potestate, de sacramentis denique jam conveniat inter nos, et ea probemus quae a Caesaris consilio atque voluntate Christiana aliena non sunt.

3) Entschuldigung Matthiä Flacii an die Universität zu Wittenberg Bog. 2, III.

noch in den Phantasien, die seinem Tode vorausgingen, mit Disputationen dieser Art geängstigt zu werden, aber Widerstand zu leisten[1]). Immer dringender jedoch wurden die churfürstlichen Räthe. Am 17. November, als ihr Herr sich bereitete, nach Trient zu reisen, um mit dem Bischof von Augsburg den Sohn des Kaisers, Don Philipp, an den deutschen Grenzen zu empfangen, hielten sie eine neue Zusammenkunft zu Klostercelle mit den vornehmsten Superintendenten und Predigern des Landes; nur die drei mildesten Professoren, Major, Camerarius und Melanchthon, waren zugegen. Die Räthe legten denselben den Torgauer Entwurf, jedoch mit abermaligen Modificationen, vor, und erörterten dabei die Gefahr, die eine Verwerfung desselben nach sich ziehen möchte: man könne bewirken, daß die Klostergüter, von denen sich jetzt Kirchen und Schulen erhalten, ihnen wieder entrissen würden, oder daß gar ein fremdes Kriegsvolk eindringe und in Sachsen hause wie in Würtemberg. Vorstellungen, die auf die armen Gelehrten, welche an der Wahrhaftigkeit und überlegenen Weltkenntniß dieser Räthe keinen Augenblick zweifelten, den größten Eindruck hervorbrachten. Sie suchten nur den Vorwurf von sich abzulehnen, als seien sie starrköpfige Leute: vielmehr betheuerten sie, auch sie seien kaiserlicher Majestät und ihrem gnädigsten Herrn zu unterthänigstem gebührlichem Gehorsam erbötig. Genug, sie gaben nach[2]). Eine Formel kam dort in Celle zu Stande, worin die bischöfliche Jurisdiction wiederhergestellt ward, ohne weitere Bedingung, als die ganz allgemeine, das bischöfliche Amt solle nach göttlichem Befehl ausgerichtet werden; ja der größte Theil der schon abgeschafften Ceremonien ward für wieder annehmbar erklärt, Firmelung, Oelung, canonische Gesänge, Lichter, Gefäße, Läuten, fast der ganze Ritus der alten Messe, Fasten, Feiertage. Nehmen wir Rücksicht auf die spätern Aeußerungen der Theologen, so läßt sich wohl nicht bezweifeln, daß man ihnen hier Vieles so zu sagen über den Kopf weggenommen, ihr Stillschweigen für Uebereinstimmung erklärt hat; aber sie wagten noch immer nicht zu widersprechen. Ganz verändert und umgekehrt zeigte sich das Verhältniß, als die

1) Eber an Melanchthon 16. Nov. Corp. Ref. VII, 194.

2) Schreiben vom 19. Nov. Das deutsche Original: „wird schwer seyn bei dem Volk diese beschwerliche Rede zu stillen," wäre dunkel, wenn es nicht durch die lateinische Fassung erklärt würde, AA. Synodica X, x, 4: Consideretis ipsi, quam non difficiles se pastores exhibuerint, . . sed potius faciles, neglectis iniquis judiciis et obtrectationibus, quas secuturas esse intelligunt et ut reprimantur difficile esse futurum.

Stände nach Leipzig berufen[1]) und diese Festsetzungen ihnen mitgetheilt wurden. Die Stände erhoben Bedenken: die Theologen, weniger eifrig als ihre Pflegebefohlnen, suchten dieselben zu heben. Sie versicherten, daß die Messe doch nie ohne Communicanten Statt finden, das Frohnleichnamsfest mit keiner Procession verbunden, dem Oel keine abergläubische Bedeutung beigelegt werden solle. Nach Maßgabe der zu Pegau und zu Celle getroffenen Vergleichungen ward eine Schrift verfaßt, die unter dem Namen des Leipziger Interim bekannt ist, und als Norm für die Religionsübung in den sächsischen Landen dienen sollte[2]). Als die Theologen ihr Werk ansahen, machte es sie selber bestürzt, daß sie sich so weit hatten führen lassen; sie klagten, sie seien durch die Meinungen der Machthaber unterdrückt: ihr Trost war, daß doch alles, was sie zugegeben, sich mit der Wahrheit vereinigen lasse, daß sie dies Joch nur auf sich genommen, um die Kirche der Verwüstung nicht preiszugeben. Und so viel ist gewiß, daß sie, obwohl im Weichen und Nachgeben begriffen, in Lehre und Ceremonien doch den evangelischen Lehrbegriff in seinem Wesen nicht verletzt haben. Viele von diesen Satzungen und Gebräuchen waren eben solche, die Luther in seinem Anfang nicht hatte wollen umstürzen lassen. Allein welch ein unermeßlicher Unterschied ist es doch, das Hergebrachte einstweilen bestehen lassen, und das bereits Abgeschaffte wiederherstellen. Dort schont der großmüthige Sieger: hier unterwirft sich, gedrängt und geängstigt, der Besiegte. Wenn auch gemildert durch mannichfaltige Zugeständnisse, immer war es doch zuletzt die Idee der Einheit der lateinischen Kirche, der man

1) Schreiben der Bischöfe in Wellers Atlas aus allen Theilen der Geschichte Bd. I, p. 607, wie denn die auf die Religion bezüglichen Acten dieser Landtage dort überhaupt zuerst mitgetheilt sind. Aus einer andern Handschrift finden sie sich jetzt im Corp. Ref. VII, 254 ff.; mit einigen Zusätzen, die sich auf den Magdeburgischen Krieg und die dem Kaiser zu leistende Geldhülfe beziehen, im Berliner Archiv. Auch in den schon bekannt gemachten Stücken zeigen sich da einige merkwürdige Varianten: z. B. bei dem Bedenken der Theologen der Zusatz „gebührlichem und schuldigem Gehorsam“, der also nicht ein späterer Nachtrag ist, sondern dem ersten Entwurfe angehört.

2) Joh. Bugenhagen versichert, er habe seinen grauen Kopf dargeboten, „ehe ich wolt annehmen die lästerlichen Pfaffenunction, Consecrationen &c.“; noch ward da (zu Leipzig) vorgetragen die „extrema unctio nomine theologorum.“ Voigt, Briefe der Gelehrten an H. Albrecht p. 93. Melanchthon an Hardenberg 18. März 1549 (er will nicht beurtheilt sein „ex pagellis, quibus quaedam inserta sunt quae non sunt nostra“). Corp. Ref. VII, 351.

sich, durch die Umstände genöthigt, wieder unterwarf. Nur so lange, bis die nöthigen päpstlichen Indulte eingetroffen, überließen die Bischöfe noch die Ordination den protestantischen Predigern. Als Churfürst Moritz von Trient zurückkam, wo er mit dem Prinzen in das beste Vernehmen getreten, eilte er, die Agende vollenden zu lassen, die schon in Celle entworfen worden war: im Mai ward sie von den Superintendenten angenommen, und bald darauf als Landesgesetz verkündigt.

Und so geschah nun, daß, während sich anderwärts die Oberhäupter der protestantischen Geistlichkeit zum Widerstand unter jeder Gefahr und Bedrängniß entschlossen, das Geburtsland der protestantischen Entwickelung, die Mutteruniversität, von der die Anhänger der neuen Meinungen ausgegangen, ja der große Lehrer selbst, der allgemeine genannt, welcher das höchste Ansehen genoß, sich der religiösen Verordnung des Kaisers allerdings zwar nicht unterwarf, aber doch näher anschloß, als Jemand für möglich gehalten hätte [1]).

Sein Beispiel und sein Rath vermochten nun auch Andere zu einem ähnlichen Verfahren.

Triumphirend verkündigte Agricola in der Schloßkirche zu Berlin die Zugeständnisse der Wittenberger Theologen, über welche zu Jüterbogk mit den Räthen Joachims II Rücksprache genommen worden, als eine Bestätigung des kaiserlichen Buches, das man so viel geschmäht habe. Hierauf fragten die märkischen Prediger in Wittenberg an, was es mit ihren Beschlüssen auf sich habe: ob wirklich das Weihen von Wasser, Salz und Oel, das Heben und Legen des Kreuzes, das Singen der Vigilien von ihnen hergestellt sei; ob man sich wirklich wieder des von den Bischöfen geweihten Chrisma bediene? Gern, sagen sie, wollen wir bei eurer Kirche bleiben und alles halten, was ihr haltet, als eure Schüler. Bugenhagen und Melanchthon antworteten, niemals sei es ihnen in den Sinn gekommen, das Weihen von Wasser und Oel zu billigen, noch erschalle die Lehre rein zu Wittenberg, und über den Inhalt der märkischen Kirchenordnung sei man nicht hinausgegangen. Ihr Landesfürst möge das Interim nach Maßgabe dieser Uebereinstimmung einführen. So viel sei übrigens wahr, daß man eher eine harte Knechtschaft ertragen,

1) Schreiben Christofs von Karlwitz Torgau 16. März (Berl. Arch.), im Anhang: „Mein gn. H. konnte leiden, daß es ehe bescheen, und heldet embsig darumb an.“ Expositio Ddd „librum agendorum confecerunt ad formulam mandatam, qui perfectus fuit mense Martio“ aō 49.

als eine Verödung der Kirche zulassen müsse. Und ebenso antwortete Melanchthon den fränkischen Predigern. Nicht das ganze Interim, aber eine Kirchenordnung im Sinne desselben hatte man diesen vorgelegt, und nur die Wahl zwischen deren Annahme oder dem Exil gelassen. Viele waren geneigt auszuwandern: Melanchthon dagegen rieth ihnen, sich nicht zu widersetzen; sei doch in jener Ordnung weder von Weihungen noch von dem Canon die Rede, überhaupt nichts darin enthalten, was der Lehre geradezu widerspreche. „Wir müssen nur darauf denken", sagt er, „daß die Kirche nicht verlassen, die Stimme der Wahrheit nicht unterdrückt werde: eine gewisse Knechtschaft müssen wir dulden, wenn sie nur ohne Gottlosigkeit ist" [1]).

Unglückseliger Zustand! Jedes Widerstreben gegen das interimistische Ansinnen erfreute sein Herz. Den noch Unbedrängten wünschte er Glück zu ihrer Freiheit: von den noch obschwebenden Berathungen über den Canon in der Messe, auf dessen Wiederaufnahme Julius Pflug drang, sowie über die Art und Weise der herzustellenden bischöflichen Gewalt fürchtete er noch Schlimmeres; aber indem er klagte, daß man Drohungen und Sophismen verbinde, geheimen Zwang ausübe, fügte er sich demselben doch bis auf einen Punkt und rieth Andern, sich ebenfalls zu unterwerfen. Er mußte erleben, daß seine besten und würdigsten Freunde an ihm irre wurden: der anmahnende Brief, den Calvin an ihn erließ, war voll von Hingebung, Anerkennung und Milde, aber er mußte ihm das Herz zerschneiden [2]).

1) Schreiben von Pfeffinger, Ziegler und Alesius an die fränkischen Prediger Lipsiae XIII. Cal. Febr. 1549: Quarto est illud quidem durum ac grave, id accipi quod religio et pietas conscientiae refutat. Sed si accipi tali sensu et intellectu jubetur qui non est veritati contrarius, feratur et haec molestia. . . Vestrae conscientiae si sunt integrae et bonae, quod non vestrae gloriae aut fortunarum aut etiam vitae causa, sed ecclesiarum respectu et propter ministerium evangelii hoc jugum subieritis et istam servitutem perpetiamini, permittatis filio dei Jesu Christo salvatori caetera. Quod si aliqui astute hoc agunt, ut ita paulatim via veritatis obstruatur et reducatur populus in veteres errores, vigilare quidem et diligentes esse oportet . . et exspectare auxilium a domino: hic enim illud consilium malum in capita autorum convertet. Abschrift im Archiv zu Berlin. Ich bemerke noch, daß das Schreiben Melanchthons „Concionatoribus Francicis", das im Corp. Ref. VII, 140 auf den 12. Sept. gesetzt wird, in der Berliner Abschrift ausdrücklich vom 20. Januar datirt ist: ohne Zweifel mit Recht.

2) Epistolae Calvini nr. 117: Plures tu unus paululum cedendo querimonias et gemitus excitasti, quam centum mediocres aperta de-

Wie in den Oberlanden, so machte sich hierauf das Interim, obwohl unter gewissen Milderungen, auch in den nördlichen und östlichen Fürstenthümern geltend.

In Hessen schritt man endlich zur Einführung dieser Formel, so sehr die nunmehr herrschend gewordene Gewohnheit, das religiöse Bewußtsein, das Selbstgefühl der Landschaft sich dagegen sträubten. Im Frühjahr 1549 meldeten die Söhne des gefangenen Landgrafen, das Interim sei zum guten Theil aufgerichtet, wegen des übrigen stehe man im Werk: „wahrlich nicht mit geringer Beschwerung vieler christlichen und gutherzigen Gewissen."

Den Herzogen von Pommern machte der Kaiser die Annahme des Interims zur Bedingung ihrer Aussöhnung. Sie beriefen ihre vornehmsten Theologen und Prädicanten nach Colbatz, und wenigstens einen Theil derselben überredeten sie: wie man denn in Greifswald ohnehin gewohnt war, dem Beispiele Bugenhagens, den Lehren Melanchthons sich anzuschließen. Bartholomäus Suave, Bischof von Camin, aber evangelisch und verheirathet, mußte auf den ausdrücklichen Befehl des Kaisers das Bisthum fahren lassen. Die Fürsten leisteten auf den kirchlichen Einfluß, den sie bisher ausgeübt, förmlich Verzicht: dem Rath von Stralsund haben sie erklärt, darin Diejenigen schaffen lassen zu wollen, denen solches Amts halber gebühre. Nach dem Muster des Leipziger Interim ward auch hier zunächst eine vermittelnde Formel aufgestellt.

Als Herzog Ulrich von Mecklenburg zum Bischof von Schwerin postulirt ward, hielt er doch für gut, die Weihen nach der Gewohnheit der alten Kirche zu nehmen. Der Bischof Magnus von Skara ertheilte sie ihm, wie er sagt, „unter Mitwirkung der Gnade des siebenfältigen Geistes."

Der Herzog von Cleve mußte jetzt endlich, was er bisher noch immer vermieden, auf die Ausführung seines Tractats mit dem Kaiser denken: in Soest, Wesel und Lippstadt ordnete er die Einführung des Interim an. Mit vielem Selbstgefühl ließ sich sein Bevollmächtigter Gropper in Soest vernehmen: „So will es S. kais. Maj.", rief er aus, „so will es mein gnädigster Fürst, so will auch ich es haben" [1]).

Im Lippischen widersetzten sich vergebens die entschlossensten

fectione. Der Brief ist mit 1551 bezeichnet, aber wohl kein andrer als der, dessen nr. 115 Erwähnung geschieht, also vom Juni 1550.

1) Hamelmann Hist. renovati evangelii p. 1116.

Prädicanten, — merkwürdiger Weise vornehmlich die, welche aus dem Mönchthum übergetreten, — aber es gab Andre, die sich fügten.

In Ostfriesland setzte der Canzler Westen, dessen Gesinnung jedoch Vielen zweifelhaft erschien, ein Kirchenformular durch, kraft dessen die weißen Chorröcke wieder erschienen, lateinische Gesänge, und was dem mehr: obgleich man auch hier nicht alle Anordnungen des kaiserlichen Buches einführte.

Wohl hörte die Opposition in allen den genannten Ländern darum nicht auf, aber die äußere Einheit machte doch Tag für Tag Fortschritte.

Und indessen wurden im katholischen Deutschland kraft eines von den Prälaten noch zu Augsburg gefaßten Beschlusses überall Synoden der Diöcesen und der Provinzen gehalten, um die von dem Kaiser gebotene Reformation einzuführen.

Beide Theile wurden von seinem Einfluß, seinem Willen beherrscht.

Der Fortgang seines Unternehmens war so glücklich und umfassend, daß er wohl meinte, auch die scandinavischen Reiche herbeizubringen, sein Interim auch in England durchzusetzen. Hatte ihn doch der Czar von Moskau um die Zusendung wie andrer Gelehrten so auch einiger Theologen ersucht, und wenn wir recht unterrichtet sind, die Absicht kund gegeben, durch seine Bevollmächtigten an dem versprochenen freien christlichen Concil Antheil zu nehmen [1]).

1) Chyträus Saxonia 488: Desiderium conjunctionis cum Germanico imperio adversus Turcas et concordiae in religione ineundae exponit, quam missis ad liberum generale vel nationale in Germania concilium hominibus suis promovere cupiat.

Drittes Capitel.

Stellung und Politik Carls V. 1549—1551.

Dergestalt machte sich, seit mehr als drei Jahrhunderten zum ersten Mal, ein durchgreifender Wille in Deutschland geltend, und zwar in derselben zwiefachen Richtung, in welcher die alten Kaiser gewirkt. Es konnte scheinen, als würde der Druck, den man erfuhr, wenigstens dadurch vergütet werden, daß die alte Macht der deutschen Nation, ihr Uebergewicht in Europa wiederhergestellt würde.

Wir haben jedoch längst bemerkt, daß die Interessen der Nation und ihres Oberhauptes mit nichten in einander aufgingen.

Carl V war ein Sprößling des burgundischen Hauses, das mit nationalen Bestrebungen nichts gemein hatte.

Im funfzehnten Jahrhundert, als die kirchliche Einheit nicht mehr so unbedingt vorwaltete, die Erbfolgekriege zu haltbarem Besitzstand geführt hatten, England von Frankreich, Italien von Spanien, Polen von Ungarn abgesondert worden waren, und seitdem die Nationalitäten sich in festen Schranken zu entwickeln begannen, auch die deutsche Nation den Versuch machte, alle ihre Glieder durch umfassende Einrichtungen zu vereinigen, da war auch diese burgundische Macht emporgekommen, aber im Widerspruch mit allem nationalen Bestreben, nur auf Ansprüche der Erbfolge und Uebergewicht der Kräfte über die jedesmaligen Gegner gegründet, auf diesem Grunde emporstrebend und vom Glück begünstigt. Carl der Kühne kam um, indem er seine Herrschaft über die Grenzlande von Deutschland und Frankreich auszudehnen suchte. Wie weit aber sollte der Fortgang seines Hauses die Erwartungen übertreffen, die er hätte hegen können! Carl dem V, der an dem von seinem Ahnherrn gebildeten Hofe, welcher dessen Ideen festhielt, erzogen worden, der den dynastischen

Gedanken Burgunds in seinem Wahlspruch „Mehr Weiter“ auf seine Münzen prägen ließ, kostete es einige Mühe, in den verschiedenen Ländern, die ihm zufielen, in Besitz zu kommen: in den spanischen Königreichen, wo er mit einer großen Rebellion zu kämpfen hatte, in Italien, wo ihm ein mächtiger Nebenbuhler lange Jahre die Spitze bot; aber es gelang ihm damit: dieser Nebenbuhler, ursprünglich an Ansehen überlegen, vermochte doch das aufkommende Glück Carls V nicht niederzuhalten: bald sehen wir es wie in selbständigem Fluge sich erheben und den Glanz der französischen Waffen und Macht verdunkeln. Nicht minder gelang es Carl dem V, die Beschränkung, die ihm jedes einzelne seiner Länder aufzulegen suchte, zu durchbrechen. Wir haben bemerkt, wie Castilien zu seinen deutschen Kriegen beisteuerte; — ein Sohn jenes seines niederländischen Freundes, des Vicekönigs Lannoy, führte ihm neapolitanische Reiter über die Alpen; — Deutsche und Italiener kämpften für ihn auf den afrikanischen Küsten; — Antwerpen kam durch den Verkehr mit Spanien und die Rückwirkung der Colonien in Asien und Amerika empor und vermittelte seine Geldhaushaltung. Eine gewisse Einheit ist dieser Macht nicht abzusprechen, aber man würde in Verlegenheit sein, wenn man sie mit einem bestimmten an eine Nation anknüpfenden Ausdruck bezeichnen sollte. Noch dürfte man nicht von einer spanischen Monarchie im spätern Sinne des Worts reden: dazu war das spanische Element, da die Niederlande noch ungetrennt gehorchten, da die höchste Würde, das Kaiserthum, von so ganz anderm Ursprung herrührte, noch nicht vorwaltend genug; eher machten die Brabanter den Anspruch, alles zu regieren[1]), doch waren auch sie durch die Masse der übrigen Bestandtheile weit überwogen: die Einheit der Macht beruhte blos in der Person, dem Hause des Fürsten selbst, wie denn durch ihn allein geschah, daß die Länder zusammengehörten.

Wir werden uns, denke ich, nicht täuschen, wenn wir aus dieser Lage der Umstände das Verfahren herleiten, das er in der innern Regierung seiner Länder befolgte. Es war keins, aus dessen Mitte ihm nicht ein besondrer Wille entgegengetreten wäre, wo er nicht mit Landständen zu verhandeln gehabt hätte, von deren Bewilligung die

1) Die „weltregierenden Brabanter mit ihren spitzen Finanzen“ sind ihren Nachbarn ein Gegenstand des Hasses. Carl Harst an den Herzog von Cleve 21. August 1540. „Unter dem Scheyn das sy den Keiser haben, verhoffen sie alles unter ir Joch zu bringen.“

Summe seiner Einkünfte abhing: er mußte ihre besondern localen Interessen schonen und fördern; aber niemals durfte er irgend einem von ihnen überwiegenden Einfluß auf das Ganze seiner Verwaltung gestatten: er würde damit alle andern verletzt haben und überhaupt aus dem Mittelpunkt seiner Gedanken gewichen sein. Die Macht, die er besaß, war nichts Fertiges, Abgeschlossenes, sondern etwas noch immerfort Werdendes, sich Entwickelndes: noch hatte er nach allen Seiten hin Ansprüche und Pläne, an die er große Gedanken anknüpfte. Die Forderung, die er an seine Landschaften stellte, war hauptsächlich, ihn bei Verfolgung derselben in seinen auswärtigen Angelegenheiten zu unterstützen, mit Leuten, Waffen und Geld: besonders mit Geld, wofür alles Andre leicht zu bekommen war: sie dazu zu stimmen, bildete einen vorzüglichen Gesichtspunkt seiner Staatsverwaltung. Es leuchtet ein, daß die deliberativen Versammlungen, die früher überall auf eine wenngleich minder mächtige, aber doch unabhängige centrale Regierung Einfluß gehabt, dadurch nicht wenig verloren. Gar bald finden wir in Castilien zwar noch die Städte sich versammeln, welche Bewilligungen machen, nicht aber die Granden und hohen Prälaten, die den Königen einst Gesetze gegeben. Nicht mehr die großen Angelegenheiten, deren Entscheidung früher von Wirkung und Rückwirkung der entgegengesetzten Parteien abhing, sondern nur provinzielle Interessen kamen überall in den ständischen Versammlungen zur Sprache. Ueberhaupt muß man sagen, daß die Regierung Carls V dem Princip ständischer, republikanischer oder municipaler Freiheit nicht günstig war. In Italien wollte er auch da, wo er nicht seine Herrschaft, nur seinen Einfluß gegründet, keine freie Bewegung der Kräfte, die leicht zu einem ihm unbequemen Umschwung hätte führen können. Er hat Florenz den Medici überliefert, in Genua alles gethan, um das Uebergewicht der Doria zu befestigen. Der letzte Mann, der die Herstellung der republikanischen Freiheiten in Italien in Sinn faßte, Franz Burlamacchi von Lucca, ist in einem seiner Gefängnisse zu Mailand gestorben. Wir berührten, wie die Stadt Gent bei dem ersten Versuche, den sie machte, von dem alten Begriffe ständischer Berechtigung aus auf die Kriegführung Einfluß zu gewinnen, behandelt wurde.

In dem Umkreise dieser Gewalt, gleichviel, ob sie eine directe oder eine indirecte Herrschaft ausübte, durfte kein Widerstreben sichtbar werden. Carl V besaß die Mischung von Klugheit und Nachhaltigkeit, die dazu gehörte, um ein solches Verfahren durchzuführen, ohne doch das Selbstgefühl der verschiedenen Provinzen zur Empörung aufzureizen.

Nun liegt am Tage, daß ein ähnliches System auch in Deutschland befolgt werden mußte und befolgt ward.

So höchst erwünscht der Besitz des Kaiserthums war, welches dieser ganzen Macht erst einen Namen gab, so ging doch der Sinn Carls V nicht dahin, außer vielleicht in einem Punkte, dessen wir bald gedenken werden, der Corporation, welche ihm die Würde übertragen, den Anspruch zu gestatten, den sie machte, bei der Verwaltung derselben einen wesentlichen Einfluß auszuüben. Er entzog seine Niederlande vollends der höchsten Gerichtsbarkeit des Reiches; während er versprochen, die abgekommenen Reichslande wieder herbeizubringen und bei dem Reiche zu lassen, riß er vielmehr ein altes Reichsland, das Bisthum Utrecht, davon ab und einverleibte es seinen eignen Landen; die italienischen Lehen, zuletzt auch Mailand, nachdem es ihm so lange zu einem Moment seiner Unterhandlungen gedient, vergabte er ohne Rücksicht auf die Reichsfürsten; er sah das Reichssiegel mit Vergnügen aus den Händen des Reichserzcanzlers in die Hände seines vertrautesten Rathes Granvella übergehn; der ihm aufgelegten Capitulation zum Trotz hielt er fremde Truppen im Reiche.

Für die innere Verwaltung des Reichs war ihm der religiöse Zwiespalt, der sie übrigens so schwierig machte, doch in einer andern Beziehung wieder vortheilhaft. Wir wissen, wie die Protestanten durch die Zugeständnisse, die ihnen geschahen, gewonnen wurden und dabei doch auch die Katholischen, besonders die Bischöfe, den vornehmsten Rückhalt, der ihr Bestehen sicherte, in der kaiserlichen Macht erblickten. Schon bisher kam es denn doch zu allgemeinen Bewilligungen, gemeinschaftlichen Kriegszügen, wiewohl in der Regel erst nach zweifelhaften Unterhandlungen und neuen Concessionen. Nunmehr aber war es ihm gelungen, auch dieser Nothwendigkeit widersprechender Rücksichten zu entkommen; in Folge des Krieges beherrschte er die Berathungen der Reichsversammlung zu Augsburg wenn nicht vollständig, doch in ihren wichtigsten Momenten: der deutsche Reichstag fing an, seinem Einfluß zu unterliegen, so gut wie andre Ständeversammlungen seiner Lande. Auch die Autonomie der Städte hat er, obwohl er sich zuweilen als Städtefreund bezeichnete, in Deutschland so wenig begünstigt, wie in seinen erblichen Gebieten. Den Antheil an der Reichsregierung, den sie unter seinen letzten Vorfahren, wenn nicht ganz rechtbeständig, doch thatsächlich gewonnen, haben sie unter ihm, eben auch großentheils in Folge des Krieges, welcher eine Art von Städtekrieg und zwar der unglücklichste von allen gewesen ist, wieder verloren. Genug, zu der Macht, welche die

Regierung der übrigen dem burgundisch-östreichischen Hause zugefallenen Länder bildete, kam nun auch eine tief eingreifende Reichsgewalt. Carl V war in den Jahren, wo wir stehen, der große Fürst von Europa.

Fragen wir aber, was er in Besitz dieser Stellung nun weiter beabsichtigte, so erfüllte ihn vor allem der Ehrgeiz, was er war, in vollem Sinne des Wortes zu sein, nemlich Kaiser.

Er hatte diese Würde, in Bezug auf Macht, aus der Hand seines Vorgängers mehr wie einen Anspruch empfangen: er war entschlossen, denselben durchzusetzen.

Er faßte aber das Kaiserthum nicht so auf, daß er sich blos als Oberhaupt des deutschen Reichskörpers erschienen wäre: er betrachtete sich alles Ernstes, wie die alten Kaiser gethan, als das weltliche Oberhaupt der Christenheit.

Da hatte er nun den unermeßlichen Vortheil, daß er nicht auf Deutschland allein angewiesen war: die Kräfte aller seiner Reiche wirkten dafür zusammen. Der Besitz jener burgundischen, spanischen, italienischen, deutschen Lande, verbunden mit dem Königthum seines Bruders in Ungarn und Böhmen, gewann eine höhere allgemeine Bedeutung, indem die Durchführung der höchsten Ideen der weltlichen Macht im Abendlande sich daran knüpfte.

In den Jahren seiner Jugend, bis tief in sein Mannesalter hinein, war es nun sein vornehmster Wunsch, nachdem die Christenheit seit dritthalb Jahrhunderten nur Verluste erfahren, ihr wieder einmal einen Sieg zu verschaffen. Eine der vornehmsten Tendenzen der spanischen Nation zur Eroberung und Colonisation von Nordafrika und die drohende Gefahr, in welcher sich Deutschland, vor allem sein Bruder durch die Osmanen sah, gaben ihm hiezu einen gleich starken Antrieb. Er sah sich in Gedanken schon in Constantinopel, in Jerusalem. Seinen Zug gegen Tunis ließ er sich im Ton einer Kreuzfahrt beschreiben.

In den spätern Zeiten nahm jedoch sein kaiserlicher Ehrgeiz eine andre Wendung.

Indem er im Jahre 1541—42 zu beiden Seiten mit den Osmanen sich schlug, sah er plötzlich durch eine allgemeine Combination seine Macht in dem Innern von Europa gefährdet, und mit Nothwendigkeit erhob sich ihm der Gedanke, daß er vor allem andern erst diese befestigen, eine bessere innere Einheit gründen müsse[1].

1) Die Kriege mit Frankreich wurden am spanischen Hof als bella intestina betrachtet.

Es war der gefährlichste Augenblick, den er erlebt hat, aber die Politik, die er in demselben, nach dem Innern gewandt, ergriff, führte ihn rasch zu den glücklichsten Erfolgen. Dort in der Nähe von Paris, wiewohl die Würfel noch zweifelhaft lagen, nöthigte er doch den König Franz, zugleich auf seinen Bund mit den Osmanen Verzicht zu leisten und Zusagen zu thun, die selbst gegen den Papst angewandt werden konnten. Denn indem der Kaiser die weltliche Einheit einigermaßen befestigte, war er schon entschlossen, auch die geistliche wiederherzustellen. Wirklich konnte der Papst sich nun nicht mehr sträuben, das lange versprochene Concilium anzukündigen. Daß die Protestanten sich weigerten es anzuerkennen, ward ein Anlaß, auch sie mit Gewalt der Waffen heimzusuchen. Der glückliche Ausgang dieser Unternehmung gründete die Macht, in deren Besitz wir den Kaiser sehen: zur Wiederaufrichtung der alten Einheit fehlte es eigentlich an nichts, als an dem Verständniß mit dem geistlichen Oberhaupt. Und war nicht schon das ein großes Resultat, daß Carl V den alten Kampf der weltlichen Macht gegen die geistliche, nicht wie frühere oder spätere Könige mit beschränkten Gesichtspunkten, sondern ganz im Allgemeinen, in den Angelegenheiten desjenigen Conciliums, das wirklich die katholische Rechtgläubigkeit und Kirchenverfassung auf die folgenden Jahrhunderte fixirt hat, wieder aufnehmen konnte? Einer seiner ursprünglichen Gedanken, mit dem er bei seiner ersten Ankunft in Deutschland auftrat, war die Reinigung und Reform der Kirche, freilich in einem andern Sinn, als in welchem Luther sie unternahm, in einem solchen, bei dem er als das weltliche Oberhaupt der lateinischen Christenheit bestehn oder vielmehr erst wahrhaft auftreten konnte. Hiefür war es ihm lieb, sich auf die Bedürfnisse und die Autorität des Reiches stützen zu können. Die Anordnungen geistlichen Inhalts, die er unter Autorisation des Reiches getroffen hat, gaben ihm eine geistliche Berechtigung. Jetzt nun lebte und webte er in diesem Gedanken, seine geistlichen Einrichtungen im Reiche durchzuführen, an den conciliaren Angelegenheiten eingreifenden Antheil zu nehmen, besonders die Reform ins Werk zu setzen, die auch den römischen Hof betreffen mußte: Absichten, die nur dem allgemeinen Wohle zu gelten schienen, aber dabei doch die größte Machterwerbung herbeizuführen, den Nachfolger Carls des Kühnen wirklich zum Oberhaupt des Occidents zu machen versprachen.

Wohl lag in dem ursprünglichen Begriffe des deutschen Kaiserthums die Möglichkeit einer ähnlichen Stellung. Wäre Carl V ein Deutscher gewesen, von den nationalen Ideen jener Zeit durch-

drungen, allein auf die Hülfe der Nation angewiesen, so konnte er eben so gut darnach streben, doch nur in evangelischem Sinne. Jetzt aber nahm er sie in Besitz in Folge eines Sieges über die nationalen Bestrebungen und Bündnisse, zu welchem er durch spanische und italienische Kräfte und eine fremde Gelehrsamkeit unterstützt worden war. Könnte man nicht vielmehr sagen, daß er das Kaiserthum der deutschen Nation entfremdete und gegen dieselbe kehrte, als daß er es in ihrem Sinne verwaltet hätte, zu ihrem Besten?

Seine Verhältnisse waren nun aber nicht so beschaffen, daß sie ihm nicht die mannichfaltigste Rücksicht aufgelegt hätten.

Er hatte sich zu dem Frieden mit den Osmanen bequemen müssen, die seine natürlichen Feinde waren und blieben.

Sein Glück wollte, daß dem neuen König von Frankreich die Zahlung der Geldsummen, welche sein Vater den Engländern versprochen, gegen die geringe Sicherheit der dagegen stipulirten Herausgabe von Boulogne eine zu große Last schien, und so der Krieg zwischen England und Frankreich, kaum beschwichtigt, wieder ausbrach und die beiden Nationen fürs Erste vollauf beschäftigte. Carl hütete sich wohl, sich in ihre Zwistigkeiten einzulassen: man hat ihm vielmehr Schuld gegeben, daß er sie nähre: gewiß hing es von denselben ab, daß er nach andern Seiten hin freie Hand behielt.

Dabei versäumte er jedoch nicht, alle Bewegungen des Königs von Frankreich mit scharfer Aufmerksamkeit zu begleiten. Die Unterhandlungen desselben mit dem Papst und mit Venedig gaben seinen Gesandten viel zu vermuthen und zu schreiben[1]). Die kaiserlichen Minister drücken sich zwar unbesorgt darüber aus, weil doch kein Theil dem andern trauen werde: unter der Hand aber ergreifen sie schon Maßregeln gegen ihre Erfolge. Mitten im Frieden nehmen sie Anerbietungen französischer Hauptleute an, die etwa dahin zielen, ihnen eine Festung des Königs zu überliefern, und zahlen ihnen Geld dafür, mit der Weisung, daß sie sich still halten sollen, bis etwa der König den Frieden breche[2]).

Einer der vornehmsten Gesichtspunkte des Kaisers ging dahin, keine Verbindungen der Franzosen in Deutschland zu dulden, weder

1) Instruction à Simon Renard amb^{r} à la cour de France: „Il veillera d'assentir s'il se traictera quelque ligue entre eux (le Pape et le roi), de la quelle il a ja esté pourparlé bien longtemps et avec quelles conditions elle se fera."

2) Schreiben Granvellas an Renard über die Anträge des Tiberio de la Rocha. Pap. d'ét. III, 374.

mit den Fürsten, noch auch mit den Kriegshauptleuten. Das Gesetz, das er am Reichstage durchbrachte, daß Niemand fremde Kriegsdienste nehmen dürfe, nicht allein nicht wider ihn oder seinen Bruder, sondern auch nicht ohne ihre Genehmigung, — das jedoch aus allgemeinen Gründen, hauptsächlich darum Widerspruch fand, weil es dem Kriegsgewerbe schade und man einmal keine Kriegsleute mehr finden möchte, wenn man ihrer bedürfe, — war hauptsächlich gegen Frankreich gerichtet. Und aufs Strengste ward es in Vollzug gesetzt. Der Hauptmann Sebastian Vogelsberger hatte den König von Frankreich bei Gelegenheit seiner Salbung ein paar Fähnlein zugeführt, die zu einer Demonstration gegen die englische Grenze gebraucht worden waren. Noch während des Reichstags von Augsburg ward er dafür — nicht ohne Hinterlist — gefangen genommen, herbeigeführt und zum Tode verurtheilt. Vogelsberger war ein schöner Mann, „daß ich nicht weiß,“ sagt Sastrow, „ob ein Maler einen Mann ansehnlicher hätte malen können, hohes Gemüths, anschlägig und beredt“: gut evangelisch: die Protestanten richteten nach so vielen Verlusten, die sie erlitten, ihre Augen auf ihn. „Herr Conrad“, sagte er zu Conrad von Boineburg, den er auf seinem Wege zur Richtstätte ansichtig ward, „ist mir nicht zu helfen?“ „Mein Bastian“, antwortete ihm Boineburg, „helfe euch unser Herre Gott.“ „Der wird mir auch helfen,“ antwortete Vogelsberger, und schritt mit aufgerichtetem Haupte zum Richtplatz; er starb, vollkommen im Gefühl, daß er unschuldig leide; im Grunde war dies die allgemeine Meinung. Der Kaiser ward ohne Zweifel dadurch zu seinem Verfahren bewogen, daß einige der namhaftesten Obersten, der Rheingraf, Reckerode, Schärtlin, nach Frankreich geflohen waren und unter dem deutschen Kriegsvolk noch zahlreichen Anhang hatten. Durch den Schrecken dieser Execution suchte er alle Verbindung mit ihnen abzuschneiden.

Jede Nachricht von der Anwesenheit eines deutschen Bevollmächtigten am französischen Hofe setzt ihn in Aufregung. Er beauftragt seinen Gesandten, alles zu thun, um dahinter zu kommen, ob ein solcher auch wirklich nur das betreibe, was er als den Zweck seiner Sendung angiebt, oder vielleicht gar etwas Pflichtwidriges; er soll dabei kein Geld sparen: denn es sei eine Sache, die man ergründen müsse.

Ebenso hat der Gesandte die Anweisung, die Unterhandlungen der einzelnen italienischen Fürsten mit Frankreich im Auge zu behalten. Man dürfte nicht sagen, daß der Kaiser keinen Grund dazu gehabt habe, dies zu befehlen — der Herzog von Ferrara z. B., der

ihm so viel verdankte, hatte doch gesagt, er wolle sein Land auf keine Weise gefährden, auch nicht zu Gunsten des Kaisers, — aber es bezeichnet sein in jedem Augenblick unsicheres Verhältniß, daß es so war.

Obgleich die venezianische Regierung ihm Vertrauen einflößte, so versäumte er doch nicht, immer einige der vornehmsten Edelleute ihrer Terra ferma in seine Dienste zu nehmen. Die alte gibellinische Gesinnung der Colonnas diente ihm, den Papst mitten in Rom doch immer in einer gewissen Besorgniß zu halten.

Gar mancher von den Räthen deutscher Fürsten bezieht eine Besoldung von ihm, unter Andern Carlowitz: die Fürsten selbst, oder wenigstens die jüngeren Söhne aus den regierenden Häusern, sind nicht selten durch Jahrgelder oder Kriegsdienste an ihn gefesselt. Selbst an dem Hofe seines Bruders sucht er nicht allein Freunde zu haben, seine Gesandten geben ihm über die Gesinnung und politische Tendenz der Räthe desselben, über jede Abweichung ihrer Politik von der kaiserlichen eine nicht allzeit günstige Kunde.

Mit ungemeiner Rücksicht wurden auch die entfernten Höfe behandelt. Mit dem jungen Sigismund August von Polen stand man nicht immer gut. Zu den preußischen Angelegenheiten, wo er die Widerpart des Kaisers hielt, kamen bald die siebenbürgischen hinzu; seine Vermählung mit einer Eingeborenen, nach dem frühen Tode einer östreichischen Prinzessin, die sich dort keinen Augenblick glücklich gefühlt, hatte kein gutes Blut gemacht; allein für alle ungarischen, osmanischen, selbst für die erbländischen Verhältnisse — ich finde unter andern, daß die Franzosen ihn aufgefordert, seine alten Rechte an Schlesien geltend zu machen — war ein freundliches Vernehmen mit ihm unschätzbar. Der Kaiser hätte sonst dem Großfürsten von Moskau gern den Titel „König", wie er es wünschte, beigelegt: — die Rücksicht auf Polen hielt ihn davon ab [1]).

Noch viel begründeter war die Feindseligkeit des Hauses Oestreich gegen Dänemark: aber da die Niederlande schon einmal die Nachtheile des Krieges empfunden, so mußte es bei der Anerkennung Christians III sein Verbleiben haben, wie sehr auch das pfälzische Haus sich dagegen sträubte. Deutsche Fürsten suchten zuweilen durch die Fürsprache des Königs in die Gnade des Kaisers zu kommen [2]); Christian vermittelte ein freundschaftliches Verhältniß zwischen Carl V und Gustav Wasa.

1) Aus Herbersteins Moscovia läßt es sich wenigstens schließen; die Gesandten versichern es ausdrücklich.

2) Cragius 303.

Wie weit die vorsorgende Umsicht ging, davon ist ein Beispiel, daß einst der portugiesische Gesandte am französischen Hofe bedeutet ward, nicht zu vortheilhaft von der Macht des Sheriff von Marocco zu sprechen, weil man dort sonst Lust bekomme, sich mit demselben zu verbinden.

Die Erwägung und Behandlung dieser Angelegenheiten bildete nun das Tagewerk des Kaisers.

In dem Briefwechsel desselben mit seinem Bruder, seiner Schwester Maria, seinen Gesandten, besitzen wir davon die merkwürdigsten Documente. Die Briefe sind wie Gespräche, wo alle Verhältnisse, große und kleine, durchgegangen, hin und wieder erwogen werden: und so geschieht es wohl, daß sie zuweilen ein wenig gedehnt erscheinen; allein sie zeigen ein vollkommenes, den Geist erfüllendes Bewußtsein des gegenwärtigen Moments, den sie auf das trefflichste erläutern: sie sind gründlich und fein, umfassend und eindringend, sie eröffnen die Motive der Handlungen mit überraschender Klarheit, und halten immer an der großen Tendenz fest, welche einmal ergriffen worden. Man dürfte aber nicht glauben, daß sie Alles sagen. Ferdinand redet wohl einmal von der Möglichkeit, daß der Kaiser Herr von Deutschland werden könne: Carl V würde dies Wort niemals aussprechen, niemals giebt er sich bloß.

Vielmehr mit der unausgesprochenen Absicht, die in seiner Seele lebt, beherrscht er Alle und leitet er Alles.

Anfangs führten Chievres und Gattinara die Geschäfte: da bemerkte man nur, wie eifrig der junge Fürst sich denselben widme, wie er sein vornehmstes Vergnügen daran finde; nach Gattinara's Tod nahm er sie selber in die Hand.

Noch heißt es eine Zeitlang, er thue nichts ohne seine Minister: bald darauf hören wir, daß sie nichts thun ohne ihn; allmählig bekennt ein Jeder, daß er selbst die Hauptsache ausrichtet, daß er von den klugen Leuten, die er um sich versammelt, selber der Klügste ist.

In dem Minister, der ihm während der großen Ereignisse, die wir betrachtet, vornehmlich zur Seite stand, Nicolas Perrenot Granvella, dem ältern, hatte er jedoch in diesem Rufe fast einen Nebenbuhler und gewiß einen unvergleichlichen Gehülfen gefunden. Granvella war ein Mann, der den halben Virgil auswendig wußte, sich in seiner Heimath, in der Franche-Comté, eine Galerie von den Meisterstücken der Kunst anlegte, durch diese allgemeinen Bestrebungen seinen Geist für die Geschäfte erst recht geschärft hatte und den wohlbegründeten Ruf genoß, daß er die europäischen Geschäfte vollkommen

verstehe. Er besaß ein ausnehmendes Talent, die Dinge sich von ferne bereiten zu sehen: in den schwierigsten Dingen fehlte es ihm nie an einem Auskunftsmittel. Einige haben gemeint, daß er den Kaiser leite: ich finde, daß er sich den Gesichtspunkten desselben ohne eine eigene Richtung jedes Mal mit vollkommener Hingebung anschloß. In zwei ganz verschiedenen Epochen der kaiserlichen Politik, der ersten, wo sich der Kaiser den Protestanten geflissentlich annäherte, und der zweiten, wo er sie angriff, finden wir ihn, obwohl es ihm einige Mühe kostete der letzten beizutreten, gleich thätig und unermüdlich. Die Epoche des Glückes, die nunmehr eintrat, war für ihn, wie Mocenigo sich ausdrückt, ein Brunnen von Gold; doch wußte man wohl, daß ihn kein Geschenk von der Pflicht gegen den Kaiser auch nur um ein Haarbreit abwendig machen könne, der ihn dafür wie einen Vater ehrte[1]).

Die Methode der Verhandlung zwischen Carl und seinen Ministern war, daß bei jedem zu fassenden Entschluß Alles, was darüber gesagt werden konnte, unter den Rubriken Für und Wider zusammengestellt und die Punkte, auf deren Entscheidung es ankam, in Form der Frage dem Kaiser vorgelegt wurden. Unzerstreut durch irgend eine fremde Gegenwart, mit sich allein, in der Ruhe des Cabinets, erwog der Herr — denn mit diesem und keinem andern Namen wird er in seinem Hause bezeichnet — die aufgestellten Fragen, und entschied sie mit Ja oder Nein, Worte, die er an den Rand des Blattes schrieb, zuweilen mit ein paar näheren Bestimmungen. Alle Morgen trug der Kammerdiener Adrian, eine wichtige Person an diesem Hofe, da er die Stimmung des Augenblicks kannte — man sagt, es sei ihm zu Statten gekommen, daß er weder lesen noch schreiben konnte — die Papiere hin und her[2]). Conferenzen folgten, doch waren sie nicht so häufig, wie man glauben sollte: in schriftlichem Verfahren wurden die Beschlüsse eingeleitet und gereift.

Ueberhaupt ging es am Hofe des Kaisers sehr still her. Er verschmähte sinnliche Genüsse nicht, wie er denn zu viel und zu gut aß[3]); von andern Unordnungen möchte er, wenigstens während seines Wittwerstandes, nicht frei zu sprechen sein; dagegen war an lär-

1) Mocenigo räth seiner Signoria nur, ihm „zuccari confetti, speciarie“ zu schicken. „È prudentissimo, destro, piacevole, affabile molto“..

2) Dieser Adriano della camera spielt in den Berichten der Gesandten, z. B. der florentinischen, immer eine Rolle.

3) Cose da generar humori, wie Badoero sagt. Er klagte einst gegen Monfalcourt, daß die Speisen unschmackhaft bereitet würden; dieser drohte

mende Vergnügungen, Festlichkeiten, äußere Pracht bei ihm nicht zu denken: zumal da die Krankheit sein gewöhnlicher Zustand und Gesundheit die Ausnahme war. Schon im Februar 1549 wird er uns geschildert, wie er mit gebücktem Rücken, todtenbleich, mit farbloser Lippe, in seinem Zimmer am Stabe hin und her schleicht; allein er lacht wohl selbst über seinen Aufzug, weil er sich so schwach nicht fühle, wie er aussehen möge, und bald erfüllt sich das matte Auge doch wieder mit Glanz und Leben. Nicht übel bezeichnet ihn seine Liebhaberei für künstliche Uhrwerke, wo eine einmal angeregte Kraft Alles in regelmäßige Bewegung setzt. Unter den wissenschaftlichen Dingen gewannen ihm die astronomischen Studien, frei von allen astrologischen Träumen, die größte Theilnahme ab: dem Wandel der Planeten, dem Ringgang der Gestirne galt seine Aufmerksamkeit und Bewunderung: gern unterrichtete er sich an dem Himmelsglobus. Bis dann die Zeit kam, wo der Gedanke, mit dem er die Welt zu lenken hoffte, in ihm wieder zu voller Kraft gelangte. Ich weiß nicht, ob er denselben in Worten hätte ausdrücken können, ob er nicht davon mehr erfüllt war wie von einem Gefühl, in welchem sich alle seine kirchlichen, politischen und dynastischen Bestrebungen zusammenfaßten; es war ein Gedanke, der mit der Macht des Unbewußten in der Tiefe seiner Seele ruhte und doch in jedem Falle mit voller Klarheit und Anwendbarkeit ergriffen, unaufhörlich mit allen Mitteln des Krieges und der Politik verfolgt ward.

Wir haben den Kaiser oft auf seinen Kriegszügen begleitet; auch in den Zeiten seiner Krankheit probirt er sich dann und wann den Harnisch an — denn wiewohl natürlicher Weise eher zaghaft, so daß er wohl in seinem Zimmer vor dem leisesten Geräusch erschrecken konnte —, liebte er doch das Handwerk der Waffen: er hegte ein ritterliches Gefühl für diesen Beruf und wußte sich Ansehen bei den Kriegsleuten zu erwerben. Dazu jedoch waren die Dinge nicht angethan, weder die eigenen Kräfte stark, noch die fremden schwach genug, daß er in offenem Angriff hätte zu seinem Zeile kommen können: sein Verfahren und sein Talent war, aus den entgegengesetzten Elementen sich Sympathien zu erwecken und sie zu Hülfe zu rufen. Es ist ihm hiebei das Unglaubliche gelungen.

Die Granden von Castilien haben ihm die Communen unterworfen; der Gehorsam der Communen hat ihm dann gedient, die

ihm: di far fare una nuova vivanda di potaggi et horologi. Badoero wiederholt freilich nur den Ruf des Hofes, aber er sagt unumwunden: è stato nei piaceri venerei di non temperata volontà.

Granden, die ihm entbehrlich geworden sind, von seiner Staatsverwaltung zu entfernen.

Ihm haben die Deutschen, nicht ohne den Antrieb eines protestantisch-antipäpstlichen Eifers, Rom erobert und den Papst gefangen gehalten. Dafür ist ihm ein späterer Papst mit Heereskraft, ebenfalls aus Religionseifer, über die Alpen zu Hülfe gekommen, um die Protestanten zu unterwerfen.

Nicht selten hat er mit Frankreich über einen Angriff gegen England unterhandelt, dann hat der König von England doch sich mit ihm gegen Frankreich verbündet.

Die Protestanten, die es oft erfahren, daß in der europäischen Opposition gegen das Haus Oestreich das Verhältniß lag, das ihnen Raum in der Welt gemacht, hat er doch bewogen, mit ihm wider das Haupt dieser Opposition zu Felde zu ziehen. Dafür sah denn der König von Frankreich wieder zu, als sie mit Krieg überzogen wurden.

Was wäre wohl aus Carl V geworden, wenn die deutschen Fürsten sich jemals vereinigt hätten, den Begriff, die Rechte des Reiches als einer Gesammtheit gegen ihn zu behaupten? Es sind öfter Versuche dazu vorgekommen, aber immer noch zur rechten Zeit gesprengt worden. Die Uneinigkeit der Stände verschaffte ihm vielmehr eine täglich größere Einwirkung.

Und selbst hiemit hätte er noch nichts ausgerichtet, hätten sich nur wenigstens die Neugläubigen zur Vertheidigung vereinigt. Wie weit aber war er ihnen an Weltübersicht und Klugheit überlegen! Er wußte zu bewirken, daß sie einer wider den andern die Waffen ergriffen.

Es liegt wohl am Tage, daß eine Politik, die immer offen hervorgetreten wäre, von der man gewußt hätte, was sich von ihr erwarten ließ, niemals dahin gelangt sein würde. Wer aber wäre im Stande gewesen, diese Politik zu durchschauen? Die entscheidenden Handlungen, auf denen ihre Erfolge beruhen, sind immer von Zweifel umgeben, in Dunkel gehüllt.

Kein größeres Glück für den Kaiser, als daß die Deutschen sich der Stadt Rom bemächtigten: er legte Trauer darüber an. Wer kann sagen, ob es irgend eine Bedingung gab, unter der er Mailand an einen französischen Prinzen wirklich abgetreten hätte? doch hat er ein Jahrzehent darüber unterhandelt.

Welches war seine wahre Meinung: die, welche Held in Schmalkalden aussprach, mochte dieser gleich seiner damaligen Instruction entgegenhandeln, oder die, welche Lunden darstellte?

Wir haben die Zweideutigkeiten erörtert, in denen Carl V sich bei der Gefangennehmung des Landgrafen nicht ohne ein Bewußtsein davon bewegte. Es wird schwerlich an Tag kommen, ob er zu der Ermordung Pier Luigi's seine Einstimmung gegeben hat oder nicht.

Ich will nicht behaupten, daß er jemals etwas versprochen in der bestimmten Absicht, es nicht zu halten: aber zuweilen sieht es doch beinahe so aus.

Nicht unglaubwürdig wird erzählt, er habe in demselben Augenblick, als er im J. 1544 den Protestanten jene Speierischen Concessionen gewährte, den Katholiken entgegengesetzte Versicherungen thun lassen: ihre Nachgiebigkeit wäre ohnedies schwer zu erklären. Kaum hatte er den Frieden mit Christian III geschlossen, der demselben Dänemark und Norwegen sicherte, so gab er doch dem Pfalzgrafen, der sich darüber beklagte, die Erklärung, er wünsche, daß diese Reiche vielmehr ihm, dem Pfalzgrafen, gehören möchten, und werde zu seiner Zeit Alles dafür thun[1]).

Wenn wir dabei nicht annehmen sollen, daß er das gegebene Wort zu brechen entschlossen gewesen sei, so läßt sich dafür kein anderer Grund annehmen, als daß auch die entgegengesetzte Versicherung so gewiß nicht war.

Die Versprechungen werden, wie sich Granvella einmal ausdrückt, nach Zeit und Umständen gegeben.

Denn vor allem ist immer ein nächster Zweck zu erreichen, eine unmittelbar vorhandene Schwierigkeit wegzuräumen. Die Kräfte, die sich entgegensetzen könnten, müssen davon zurückgehalten werden: durch jede Concession, die man ihnen machen kann, ohne mit sich selbst in offenen Widerspruch zu gerathen, durch jede Zusage, die dem System nicht schnurstracks entgegenläuft.

Das hindert aber nicht, daß man nicht insgeheim sich ein weiteres Ziel, und wäre es selbst der Feindseligkeit gegen den jetzt Begünstigten, vorbehalte.

Von der Königin Maria, welche das Geheimniß der kaiserlichen Politik am meisten theilte, haben wir ein Schreiben aus der Zeit, in der, mitten in großen Gefahren, eine Annäherung an die Protestanten durchaus nöthig geworden war, in welchem sie dem Kaiser den dringenden Rath giebt, darauf einzugehen; aber bemerken wir

1) Instruction de Granvella à Champagny. P. d'ét. III, 94.

wohl: sie fügt hinzu, es werde wohl Zeit und Gelegenheit kommen, anders mit ihnen zu verfahren[1]).

Der Kaiser trat ihnen nun, wie wir wissen, sehr nahe, aber die Folge zeigte, daß er dabei den Vorbehalt künftiger Feindseligkeit keinen Augenblick aufgegeben hat.

Man könnte nur fragen, ob er da nicht auf der einen Seite so weit gegangen ist, daß doch sein Vorbehalt nicht wohl damit bestehen konnte. Wenigstens den Mitgliedern des Schmalkaldischen Bundes blieb keine Ahnung von der noch fortdauernden Möglichkeit eines feindseligen Verfahrens übrig.

Auch in den späteren Jahren tauchte ein ähnlicher Widerspruch auf. Carl hatte mehrere Stände in ihrer „habenden christlichen Religion" bestätigt, aber dabei doch ihre Unterwerfung unter das Concilium ausbedungen. Er berief sich auf ihre, sie beriefen sich auf seine Zusage.

Und wie es nun bei dieser Bewandtniß der Dinge mit seiner eignen Ueberzeugung stand?

Die Meinungen Carls V mögen sich in mehreren noch unentschiedenen Punkten auf den Grenzgebieten beider Lehren bewegt haben: in der Hauptsache aber kann ich nicht finden, daß er von evangelischen Ansichten irgendwie ergriffen gewesen wäre: er war und blieb katholisch: an dem Geheimniß der Eucharistie im katholischen Sinne, und den Diensten, die sich daran knüpfen, hat er wohl nie einen Augenblick gezweifelt.

Hat er den Protestanten Concessionen gemacht, so ist er dazu von dem Papst ermächtigt gewesen.

Der Beichtvater spielte schon bei ihm eine Rolle. Der jüngere Granvella beklagt sich wohl, daß, wenn er zu Ende gekommen zu sein glaube, die Hydra der Gewissensscrupel immer neue Köpfe hervorbringe[2]).

Das vornehmste Ziel, das der Kaiser verfolgte, war zwar politischer, aber doch auch dem Wesen nach religiöser und zwar katholischer Natur.

Nie ohne rechtfertigende Gründe ging er dabei zu Werke. Er stützte sein Verfahren allezeit auf die Ideen von Reich und Kirche.

1) Sie räth ihm user du tems, jusques aurez moyen et opportunité d'en faire autrement. (Schr. o. D. im Br. A.)

2) Negotiato di D. Franc. di Toledo per l'acquisto di Piombino; Bibliot. Maglibecchiana zu Florenz. Granvella sagt: resurgevano come i capi della hydra le riprensioni et advertimenti della conscienza.

Alles, was er in Deutschland unternahm, ward immer mit den Pflichten gegen die allgemeine Kirche, seinem Eide, dieselbe aufrecht zu erhalten, der Rücksicht auf die übrigen Nationen vertheidigt. In jeder Forderung an den Papst dagegen traten die Rechte und Beschlüsse des Reiches, die Nothwendigkeit, die Entzweiungen der Reichsglieder beizulegen, als Bestimmungsgründe hervor.

Die alten Formen, die er noch einmal zu beleben suchte, gaben ihm eben die Aussicht, durch sie zu herrschen. Je größern Einfluß er auf den Reichstag gewonnen, desto strenger forderte er die Beobachtung der Beschlüsse desselben; von keinem Heimbringen, von keiner Selbstbestimmung einer Landschaft wollte er mehr hören. Ebenso aber dachte er mit dem Concilium zu verfahren. Er wollte den Antheil an der Leitung desselben haben, der ihm als Kaiser gebühre, dann sollte Jedermann seinen Satzungen gehorchen, namentlich auch der Papst selbst.

Dahin hat es der burgundische Prinz doch gebracht, daß die Wiederbelebung dieser großen Ideen, an denen sich das Mittelalter entwickelt hat, an sein Dasein, seine Macht geknüpft ist. Die Doppelseitigkeit seines Bestrebens spiegelt sich in den entgegengesetzten Eigenschaften, die sich in seinem Charakter vereinigen. Carl V ist zweideutig, durch und durch berechnet, habgierig, unversöhnlich, schonungslos, und dabei hat er doch eine erhabene Ruhe, ein stolzes die Dinge gehen Lassen, Schwung der Gedanken und Seelenstärke. Seine Ideen haben etwas Glänzendes, historisch Großartiges. Das Kaiserthum, wie er es faßt, enthält die Fülle geistlicher und weltlicher Gewalt, und er nähert sich der Möglichkeit es herzustellen. Ob es ihm damit gelingen wird, ist die große Lebensfrage für Europa und die Welt.

Verhandlungen mit Rom.

In den Jahren 1549—1550 war Carl V hauptsächlich in den conciliaren Erörterungen mit dem Papst begriffen.

Am römischen Hofe suchte man jede Nachgiebigkeit in geistlichen Angelegenheiten, wenn man sich ja zu einer solchen herbeilassen wollte, mit der Sache von Piacenza in Verbindung zu setzen. Der Kaiser antwortete sehr trocken: er wolle die öffentlichen Dinge nicht mit Privatangelegenheiten vermengen. Seine Gesandten berichteten wohl, wenn er Piacenza zurückgebe oder nur einen Ersatz dafür anbiete, werde er in den übrigen Streitfragen Alles was er wolle erreichen:

er blieb dabei, daß diese Sache für sich behandelt werden müsse. Vor aller weitern Verhandlung drang er auf rechtliche Untersuchung, wem die Stadt gehöre: dem Reiche oder der Kirche; er sei sehr bereit, wenn das Urtel zu Gunsten der Kirche ausfalle, Piacenza zurückzugeben; er wisse jedoch wohl, daß es zum Reiche, und zwar zum Herzogthum Mailand, gehöre, so gut wie Parma. Indem man hoffte, er werde Piacenza herausgeben, erhob er Anspruch auch auf Parma[1]).

Er lebte der Meinung, Paul III werde am ersten durch Drohungen bestimmt, und fast schien es, als hätte er Recht.

Sollte zunächst wenigstens eine vorläufige Ordnung in Deutschland eingeführt werden, so mußte der Papst die deutschen Bischöfe ermächtigen, die den Protestanten durch das Interim gemachten Zugeständnisse anzuerkennen.

Eine Zeitlang zögerte er damit, wie das bei dem Widerwillen, den man in Rom gegen das Interim hegte, nicht anders sein konnte: dann kam er mit ungenügenden Facultäten hervor; endlich ließ er sich auch genügendere abgewinnen.

Am 18. August 1549 erschien Cardinal Otto Truchseß, Bischof von Augsburg, der, wenn irgend ein anderer, als ein rechtgläubiger Anhänger der römischen Curie betrachtet werden muß, in alle seinem Pomp, unter Vortragung des Kreuzes, silbernen Scepters und seines Cardinalshutes, in der Domkirche zu Augsburg. Er bestieg eine Canzel, die eigens für ihn aufgerichtet und mit rothem Sammet überzogen war, um zu erklären, daß in dem Interim nichts Schädliches noch Beschwerliches enthalten sei[2]).

Die Indulte, welche der Papst gewährt, gingen manchem Eiferer fast schon zu weit, und der Kaiser mußte durch eine besondere Declaration ihre Anwendung auf die Länder und Städte beschränken, in welchen die neue Lehre Platz gegriffen. Für diese aber waren

1) Eine amtliche Relacion de lo del concilio hiermit übereinstimmend bei Maurenbrecher App. 129.

2) Aus einem Schreiben des Card. Otto, Dillingen 3. August 1549 (Winter II, p. 151), ergiebt sich, daß seine Indulte nicht allein den Genuß beider Gestalt, sondern auch die Priesterehe umfaßten. Welche Schwierigkeiten dies gemacht, indem dadurch der Unterschied zwischen Priestern und Laien aufgehoben zu werden geschienen, sehen wir aus dem judicium variorum praesulum, Rainaldus 1548, nr. 66—72. Ich bemerke, daß sich trotz aller Gelehrsamkeit diese Herren doch auf die untergeschobenen Canones apostolici beziehen (nr. 68).

sie nicht allein erwünscht, sondern unentbehrlich. Die Anerkennung der Hierarchie auch in den protestantischen Ländern war nur unter dieser Bedingung denkbar.

Und auch in Hinsicht des Conciliums gab der Papst dem Hasse des Kaisers gegen die Versammlung zu Bologna so weit nach, daß er sie im September 1549 auflöste. Ihm selbst fiel sie bereits zur Last, da sie unter den Umständen der Zeit doch nichts ausrichten konnte.

Höchlich erfreut war der Kaiser, als der Papst hierauf die Absicht kundgab, in einer andern Versammlung, zu Rom, die Reformation ernstlich vor die Hand zu nehmen. Er machte nur noch die Bedingung, daß kein Beschluß derselben den Anordnungen seines Interim oder der von ihm den geistlichen Ständen vorgeschriebenen Reformation widersprechen dürfe.

Ehe es aber so weit kam, starb Paul III, und eine Wahl trat ein, welche dem Kaiser sogar die Möglichkeit eröffnete, seine geistlichen Absichten noch in aller Form zu erreichen.

Die kaiserliche Partei war es — unter Vermittelung des Herzogs von Florenz —, durch welche der neue Papst Julius III auf den römischen Stuhl gelangte.

In seinem ersten Schreiben erkannte Julius dies an: nächst Gott keinem Andern als dem Kaiser schrieb er seine Erhebung zu; durch seinen ersten Gesandten versprach er, den Kaiser in allen allgemeinen Angelegenheiten der Christenheit zufrieden zu stellen, namentlich in der Sache des Conciliums; es war wirklich einer seiner ersten Beschlüsse (wie denn Jedermann einsah, daß dies unumgänglich sei, und die Conciliarcongregation selbst dafür stimmte), daß das Concilium in Trient wieder eröffnet werden sollte [1]). Nichts Besseres hatte bisher der Kaiser gewünscht: in einem seiner Briefe an seinen Gesandten in Rom findet sich der Ausdruck: er bedürfe keiner Versicherung, daß der Papst gute Absichten hege, er nehme sie aus seinen Handlungen ab.

Es war schon eine glänzende Rechtfertigung seines bisherigen Verhaltens, daß derjenige Mann, der so lange den Vorsitz im Con-

1) Es lautet nicht sehr wahrscheinlich, wenn Verantius wissen will, Julius III habe dem Kaiser erklärt, über den Ort des Concils wolle er nicht streiten, „etiamsi illud imperator in Belgio Bruxellae haberi velit". Viennae 29. Aprilis 1550, bei Katona 21. 1041. Aber der clevische Abgeordnete Masius versichert: Julius sage „ausdrücklich, er wölle, das das Concilium einen Fürgangk (habe), es sey zu Trient oder wo es kaiserl. Maj. gelegen."

cilium geführt und dabei, als Abgeordneter Pauls III, sich ihm entgegengesetzt, jetzt, nachdem er selber auf den römischen Stuhl gelangt war, diesen Widerstand aufgab und die Wiedereröffnung des Concils zu Trient bewilligte, gleich als erfülle er damit nur eine Pflicht. Aber überdies gewährte es ihm für alle seine Pläne eine weite Aussicht, daß er endlich doch einen Papst gefunden, der ihm günstig war und sich seiner Politik anschloß.

Zuerst war nun die Erneuerung des Concils wirklich zu Stande zu bringen.

Am 26. Juli eröffnete Carl V einen Reichstag, der sich abermals in Augsburg versammelt hatte, mit einer Proposition, in welcher er die mancherlei noch unvollzogenen Beschlüsse des vorigen Abschieds, auch in Beziehung auf sein Interim, das er trotz der veränderten Umstände mit nichten fallen lassen wollte, in Erinnerung brachte, hauptsächlich aber den Ständen verkündigte: was bisher bei dem römischen Stuhle nicht zu erhalten gewesen, das sei von dem nunmehrigen Papste bewilligt worden, die Continuation des Conciliums zu Trient.

Nach Allem, was im Jahre 1547 vorgegangen, konnte kein Zweifel sein, daß die Reichsstände sich zur Beschickung desselben bereit erklären würden. Die einzige Frage war, wie es dabei mit der Theilnahme der Protestanten gehalten werden sollte.

Wenn Churfürst Joachim II nochmals aussprach, daß ein nationales Concilium dem allgemeinen voraufgehen solle, um dasselbe vorzubereiten, so war das vielleicht an sich zu wünschen, aber bei der Stimmung des Kaisers und der katholischen Stände nimmermehr zu erreichen[1]). Diese hatten die ganze Entscheidung dem Concilium vorbehalten, und es war schon zweifelhaft, ob sie die viel näher liegende Forderung der Protestanten, daß die an dem Concil bereits abgehandelten Artikel aufs neue erörtert, oder wie diese sich ausdrückten, reassumirt werden sollten, genehmigen würden.

Mit ausdrücklichen Worten haben sie dies in der That nicht gethan, aber sie haben es auch nicht verweigert. In einem Reichsgutachten vom 8. October heißt es: die Bitte einiger Churfürsten und Fürsten gehe dahin, ihre Abgeordneten über die Punkte zu hören, welche bereits decidirt sein möchten; leicht würde sonst der Ausdruck „Continuation des Conciliums" ein Mißverständniß veranlassen. Auch dem Kaiser schien es rathsam, sich in dieser Unbestimmtheit zu hal-

1) Instruction für die Reichstagsgesandten im Arch. zu Berlin.

ten[1]). Indem er Diejenigen, welche Aenderungen gemacht, aufforderte, sich an das Concilium zu verfügen, und ihnen hiefür sicheres Geleit zusagte, wiederholte er die Zusicherungen, die er schon am vorigen Reichstag gegeben und die allerdings einige Worte aus dem Gutachten der protestantischen Churfürsten enthielten, jene Forderung aber weder abschnitten noch auch gewährten. Er zog es vor, so gut diese wie andere Festsetzungen der künftigen Unterhandlung vorzubehalten. Auch dem päpstlichen Nuntius, der auf die Herstellung der geistlichen Güter gedrungen, ertheilte er nur eine ausweichende Antwort: er wollte in diesen Dingen sich in Voraus zu nichts verpflichten. Nur das eine Versprechen gab er, die Beschlüsse, welche das Concilium fassen würde, zu vollziehen, Deutschland nicht zu verlassen, ehe ein ernstlicher Anfang dieser Vollziehung gemacht worden[2]). Seine Autorität mit der des Conciliums zu verbinden, war längst sein Gedanke, der nun zur Ausführung reifte.

Damit schien ihm aber die Zeit eingetreten, wo er sich noch mit einer andern Absicht hervorwagen könne, die er längst gefaßt und die nicht minder weitaussehend war.

Successionsentwurf.

Der Kaiser hegte den Plan, seinem Sohne Philipp, Prinzen von Spanien, nachmals König Philipp II, die Nachfolge im Kaiserthum zuzuwenden.

Schon 1548 hatte man an eine über die Lebensdauer des Kaisers und des Königs hinausreichende Bestimmung in Betreff des Kaiserthums gedacht; gleich damals war auch die größte in der Sache liegende Schwierigkeit zum Vorschein gekommen. Sie betraf das Verhältniß von Italien. Die Absicht war, die Nachfolge im Reich dem ältesten Sohne des Königs vorzubehalten, dem Sohne des Kaisers dagegen, seinem Nachfolger in Spanien (wegen der engen Beziehungen dieses Reiches zu Italien), das Reichsvicariat in Italien mit Einwilligung der deutschen Reichsfürsten zu verschaffen. Ehe man jedoch bei denen zu einer Eröffnung schritt, hielt man für gut, den Prinzen

1) Die Acten des Reichstags in den Archiven zu Frankfurt, Dresden und Berlin.

2) Antwort auf die Instruction des Papstes vom 10. Juni. Der Kaiser spricht die Besorgniß aus, daß nichts geschehen werde, wenn er vorher den Rücken wende.

Don Philipp um seine Meinung zu befragen. Der jüngere Granvella schrieb darüber an den Oberhofmeister des Prinzen, Herzog von Alba; der Kaiser selbst an seinen Sohn. Die Antwort war für den Moment ablehnend. Denn die Verhältnisse von Italien seien so wenig befestigt, namentlich in Bezug auf Siena und Parma, der Papst Paul III so wenig zuverlässig, Frankreich so regsam, daß eine Bestimmung über die Succession im Kaiserthum zu Gunsten des Erzherzogs, Sohnes König Ferdinands, eine allgemeine Erschütterung hervorbringen dürfte: man würde die Furcht vor dem Fortbestehen der Macht des allezeit siegreichen Kaisers verlieren: die Fürsten würden sich weigern, das Reichsvicariat anzuerkennen. Besser, die Sache werde noch aufgeschoben, bis die Verhältnisse in Italien befestigter seien[1]). Der Kaiser selbst ließ, nachdem diese Antwort eingegangen, die Sache fürs Erste fallen: Er seinerseits fürchtete, da noch so vieles Andere zu gleicher Zeit im Werke war, die Eifersucht, die das Haus Oestreich ohnehin erweckte, zu verdoppeln: so wenigstens drückt er sich gegen seinen Bruder aus, welcher darin beistimmte[2]). Allein noch viel mehr als den Antrag auf einen Aufschub schlossen die Bemerkungen in sich, die man in Spanien machte: der folgerichtige Schluß daraus war, daß die Autorität des Kaiserthums, nicht das bloße Vicariat, dem künftigen König von Spanien in Aussicht gestellt werden müsse, wenn die Ruhe in Italien erhalten bleiben solle. Ohne Zweifel war das der Sinn des Prinzen und seines Oberhofmeisters, wiewohl der letztere es vermied, sich in seinem eignen Namen darüber zu äußern; er berichtete nur, welches die Ansichten des Prinzen seien. Man wird annehmen dürfen, daß sie auch den Kaiser überzeugten. Aber noch blieb Alles in tiefes Dunkel gehüllt. Wie andere Geschäfte mußte auch dieses erst unterbaut, mit Umsicht vorbereitet werden; vor allem mußte Philipp selbst persönlich mit den deutschen Fürsten bekannt geworden sein.

Es hatte einige Schwierigkeiten, ihn aus Spanien herüberkommen zu lassen, da man dort schon über die Abwesenheit des Kaisers mißvergnügt war: die Cortes von Valladolid erklärten sich dagegen. Der Kaiser befriedigte sie dadurch, daß er seinen Neffen Maximilian,

1) Auszug aus dem Schreiben Granvella's an Königin Maria Mai 1548, bei Juste in Vie de la reine Marie 96.

2) Darauf beziehen sich die Aeußerungen König Ferdinands in seinem Schreiben vom 15. Juli 1550 bei Bucholtz IX, 732. Zugleich scheint aus ihm hervorzugehen, daß Maria damals von der Veränderung der Absichten des Kaisers unterrichtet wurde, jedoch nicht Ferdinand.

dem er so eben seine Tochter Maria vermählte — denn einen Prinzen von Geblüt sahen sie nun einmal gern an ihrer Spitze —, mit der einstweiligen Verwaltung der spanischen Regierung beauftragte.

Schon bei dieser Vermählung wurden weitere für die Zukunft der Familie wichtige Bestimmungen getroffen. Maximilian, der indeß zum künftigen König von Böhmen gewählt worden war und diesen Titel bereits führte, mußte auf die Ansprüche Verzicht leisten, die ihm aus den besondern Successionsrechten in der einen und der andern niederländischen Provinz erwachsen konnten; sie wurden durch förmliche Pragmatica aufgehoben. Der Grund war: man wollte von vornherein die Möglichkeit einer Wiederauflösung der Verbindung der Niederlande, welche zu ihrer Vertheidigung unbedingt nothwendig sei, abschneiden.

Zugleich um in den Niederlanden als der künftige Herr anerkannt zu werden — dies war der Grund, von dem man öffentlich redete — und um die über die Succession gefaßten Pläne durch seine Anwesenheit zu unterstützen, kam Prinz Philipp schon gegen Ende 1548 aus Spanien herüber. Er nahm seinen Weg durch Italien. Von seinem Vater war er bereits mit dem Herzogthum Mailand belehnt: aber man trug Sorge, daß davon öffentlich zunächst nicht die Rede war. Man wollte der Eifersucht der Franzosen und des Papstes keine neue Nahrung geben.

Als der Prinz im Gebiet des Reiches anlangte, wandte er auch in kleinen Dingen eine fast zu sichtbare Mühe darauf, sich den Deutschen anzunähern. Nur auf deutschem Roß wollte er reiten, als er in Trient ankam, auf deutsche Weise tanzen, deutschen Gelagen beiwohnen: es fiel um so mehr auf, da er das Alles nicht eben auf das Geschickteste vollzog.

Besser erwogen war es, wenn man die Ankunft des Prinzen mit Gnadenbeweisen in populärem Sinne bezeichnete: die armen Ulmer Prädicanten hatten so lange in ihrem Gewahrsam schmachten müssen, bis der Prinz erschien, um sie zu befreien.

In gewissen Kreisen hielt man die Nachfolge des Prinzen im Kaiserthum für eine ausgemachte Sache.

Die Herzogin von Baiern hatte dem Ankommenden etwas mehr Ehre erwiesen, als den Hofräthen angemessen schien: und dafür sagte ihr denn der Bischof von Trient einige belobende Worte. „Ehrwürdiger Herr“, erwiederte sie, „ich thue nur meine Pflicht gegen S. Hoheit, der einstmals unser Herr sein wird.“

Churfürst Moritz hatte den Prinzen persönlich in Trient ein-

geholt und war mit demselben, wenn wir den Briefen des Carlowitz trauen dürfen, in ein vertrauliches Verhältniß getreten. Man wollte wissen, um seine Stimme angegangen, habe er gesagt, er sei dem Sohne so ergeben wie dem Vater.

Ganz ernstlich nahmen die jungen Landgrafen von Hessen den Plan. Das wahre Mittel, ihren gefangenen Vater zu erledigen, sahen sie in der Unterstützung, welche die beiden Churfürsten, die einst für ihn gutgesagt, Sachsen und Brandenburg, bei diesem Vorhaben dem Kaiser würden zu Theil werden lassen, und trugen kein Bedenken, sie darum zu ersuchen[1]).

Wie es wohl zu gehen pflegt, derjenige erfuhr am spätesten von der Sache, den sie am meisten anging, König Ferdinand.

Endlich aber drang doch das Gerücht, und zwar in der härtesten Form, als sei es die Meinung des Kaisers, ihm die Würde und das Amt eines römischen Königs zu entreißen und dieselben auf Philipp zu übertragen, bis zu ihm vor, und er hielt für gut, nicht zwar geradezu seinen Bruder, aber seine Schwester Maria, die um die geheimsten Anschläge und Verhandlungen zu wissen pflegte, darüber zu befragen. Er that dies jedoch nicht, ohne hinzuzufügen, er halte für so gewiß wie das Evangelium, daß sein guter Bruder, welcher ihm immer ein Vater gewesen, nicht an eine Sache denke, die ihm so wenig zum Vortheil und zur Ehre gereiche.

Darüber nun, wie er das Vorhaben auffaßte, konnte die Königin ihn beruhigen. Obwohl sie sich für nicht hinreichend unterrichtet erklärte, ließ sie doch so viel erkennen, daß nur von einer Versicherung des Reiches nach dem Tode beider Majestäten die Rede sei. Bald aber trat sie einen Schritt näher und gab deutlichere Auskunft.

Nach ihrer Auffassung ging der Gedanke des Kaisers nur dahin, das Verhältniß, das zwischen den Vätern bestand, auch auf die Söhne zu vererben. Ferdinands Sohn, Maximilian, sollte dereinst,

1) Wilhelm und Ludewig, LL. zu Hessen, an unsre gnedigste Herrn, die Churfürsten zu Sachsen und Brandenburg, Ziegenhain 19. Maji 1549. „Bitten demnach ganz freundlich, E. L. wollen sich nichts verhindern lassen, nochmals an seumen an keys. hove sich zu verfugen, den Printzen von Hispanien unsern herrn und freundt an der hant zu behaltten, den bischoff von Arras, als an dem wir horen vil gelegen zu sein, willig zu machen, und sich gegen Keysr. Mt. Printz Philippsen uf den Fall zu einem Romischen konige zu erwelen und keysr. Mt. einen stattlichen Reiterdienst zu thun erbieten, wie E. L. das hiebevor zu vielmalen durch uns geschrieben und eroffnet. So glauben wir gewißlich, es werde was wirken."

wie Ferdinand, römischer König, Philipp, wie sein Vater Carl, römischer Kaiser werden. Bisher war wohl nichts verabredet, aber man hatte in der Voraussetzung gelebt, daß nicht allein nach dem Abgange Carls sein Bruder ihm in dem Kaiserthum nachfolgen, sondern daß der Anspruch auf diese ohnehin keineswegs erbliche Würde den Nachkommen desselben, der in Deutschland einheimisch gewordenen Linie, nicht einem in Spanien erzogenen Prinzen, zufallen sollte. Auch der ermäßigte Plan war doch der Ferdinandeischen Familie unerwartet und in hohem Grade widerwärtig.

Maria stellte dem römischen Könige vor, Philipp werde nur selten im Reiche erscheinen können; für ihn werde aus jener Würde nur die Pflicht hervorgehen, dasselbe zu unterstützen; aller Vortheil davon werde doch dem Hause Ferdinands zufallen, zumal da Philipp in diesem Falle bereit sei, sich mit einer seiner Töchter zu vermählen. Sie erinnerte ihn an das Verdienst, das sich der ältere Bruder um ihn erworben, indem er ihm die Würde eines römischen Königs verschafft habe, ohne an den eigenen Sohn zu denken[1]).

Ferdinand antwortete: wie bisher, so wolle er auch fortan Alles thun, was zum Dienst seines Bruders und des Prinzen gereiche: nur nicht in diesem Punkte, der nicht dienlich sei[2]).

So standen die Verhältnisse, als die beiden Brüder am Reichstag zusammentrafen. Sie sahen einander in der Stadt und machten eine kleine Reise mit einander nach München: von dieser Angelegenheit war zwischen ihnen nie die Rede. Auch die Räthe gedachten derselben nicht mit einem Worte.

Will man den Grund davon wissen, so drückt ihn der jüngere Granvella unverholen aus. Er meint, wenn man die Sache einmal vornehme, müsse man den König nicht Athem holen lassen, bis er nachgegeben habe. Dazu sollte die Königin Maria, in die auch Ferdinand von jeher das größte Vertrauen gesetzt, von den Niederlanden herbeikommen. Sie selbst gab einen Vorwand an, unter dem sie erscheinen könne.

1) Schreiben der Königin 1. Mai 1550: Vous auriez satisfet à l'obligacion de rendre à S. M^{e} le bien quil vous a fait de vous avoir préferé à son propre fils en ladite dignité, par estre cause de l'avoir rendu au sien en le préferant au votre, lequel neanmoins demoroit avec plus de commandement à l'empire que ledit S^{r} Prince, voiant que peu il porroist estre audit empire.

2) hors cella . . hors ledit article qui n'est à propos. Bei Bucholtz IX, 732.

Aber auch Ferdinand, der wohl ahnen mochte, was man ihm nicht sagte, suchte sich Hülfe: er sprach den Wunsch aus, daß sein Sohn Maximilian aus Spanien zurückkehren möchte.

Ich finde, der kaiserliche Hof erschrak hierüber; der Kaiser und der Prinz gingen mit den beiden Granvellas förmlich zu Rathe. „Der Hunger", meinten sie, „treibe den Wolf aus dem Holze". Sie beschlossen jedoch, ihre Absichten noch nicht zu entdecken; fortwährend vermied der Kaiser, mit seinem Bruder in die Region dieser Pläne zu gerathen; der jüngere Granvella ward sogar beauftragt, demselben seine Besorgnisse auszureden[1]).

Erst als Maria angekommen war, im September, geschah die Eröffnung.

Der König erklärte jedoch, vor der Anwesenheit seines Sohnes, den die Sache am meisten angehe, und zu dessen Rückkehr bereits alle Vorbereitungen getroffen waren, werde er sich auf nichts einlassen. Bis dahin konnte nichts geschehen, und zunächst ging Maria wieder nach den Niederlanden, deren Verwaltung sie fortwährend leitete, zurück.

Schon aber brach über eine andere Angelegenheit ein Mißverständniß zwischen den beiden Brüdern aus.

Die auf den Reichstagen bewilligten Subsidien waren bisher dem König überlassen worden, mit einziger Ausnahme der im J. 1544 gegen Frankreich geleisteten. Auch jetzt machte Ferdinand auf Grund einiger an den Grenzen vorgekommenen Irrungen Anspruch auf eine Hülfe des Reiches gegen die Türken. Der Kaiser verlangte auch seinerseits eine Bewilligung, aber er wollte sie zur Eroberung von Magdeburg verwenden, die ihm wegen der großen Bedeutung, die sie für die Unterwerfung des Reiches hatte, am meisten am Herzen lag. Hierüber kam es eines Tages zu einem gereizten Zwiegespräch zwischen ihnen. Carl sagte: nur einer von ihnen beiden könne Kaiser sein; er werde den Antrag, mit dem der König umgehe, zu verhindern wissen. Ferdinand wurde betreten, denn von jeher hatte er den Bruder als den Höheren betrachtet, und antwortete nachgiebig; aber sich selbst überlassen und unter dem Einfluß seiner Räthe und Angehörigen meinte er doch zu empfinden, daß ihm Unrecht geschehe. Denn in kurzer Zeit laufe der Stillstand mit den Türken zu Ende: wenn er keine Hülfe gegen sie habe, werde Sieben-

1) Schreiben Granvella's 25. August. Bei der Sammlung der Pap. d'ét. hätte man sich nicht so ausschließend an die Besançonschen Papiere halten, sondern Wien und besonders Brüssel consultiren sollen.

bürgen von ihnen eingenommen werden, ein Land, ohne welches Ungarn nicht behauptet werden könne; würde er diese Gefahr vernachlässigen, so würde die Schuld des Verlustes einer so großen Provinz und damit so vieler Seelen auf ihn fallen: er würde an seiner Ehre vor Gott und Menschen einbüßen und die Verdammniß seiner Seele verdienen: kraft seines kaiserlichen Amtes sei der Kaiser gehalten, ihn zu unterstützen. „Sollte aber", so fährt er fort, „Ew. Majestät mich daran verhindern wollen, Hülfe zu suchen, so bin ich Gott, meinem Gewissen und meiner Ehre mehr verpflichtet, als Eurer Majestät."

Eine Sprache, der man es anfühlt, daß ihr noch andere Motive zu Grunde liegen, als die eben vorgetragenen, so hoch man dieselben anschlagen mag. Der Kaiser argwöhnte, ich weiß nicht, ob mit Recht, daß man über diese Sache sich mit ihm entzweien wolle, um auf die vornehmste Frage nicht eingehen zu müssen.

Als sich sein Schwiegersohn bei ihm einstellte, sprach er ihm seinen Dank für die in Spanien geleisteten Dienste und auch dafür aus, daß er gekommen sei, um über die vorliegenden Angelegenheiten, die das Beste ihrer Häuser betreffe, mit ihm zu verhandeln; er rechnete auf eine entgegenkommende Erwiederung: Maximilian nahm sich zusammen [1]); augenscheinlich mit Absicht brachte er das Gespräch auf etwas anderes. Der Kaiser erwähnte dies gegen seinen Bruder; auch dieser sagte kein Wort. Nachdem jener Brief eingegangen, schickte er den jüngern Granvella zu ihm, um ihn auf die Gefahr aufmerksam zu machen, welche in einer Entzweiung zwischen ihnen für sie Beide liege, sowie für die allgemeine Sache. „Gott wolle nicht", sagte Ferdinand mit einem tiefen Seufzer, „daß ich mit Sr. Majestät in Zwiespalt gerathe". Aber so wie die Saite der Succession berührt wurde, hielt er an sich, um kein Wort zu sagen, das ihn verpflichten könne.

So schrieb der Kaiser seiner Schwester, oder vielmehr so ließ er schreiben, denn er selbst hätte es nicht schreiben können ohne die schmerzlichste Anstrengung. Niemals, sagt er, habe ihn etwas, das ihm von Frankreich begegnet sei, mehr aufgeregt: „Ich kann nicht mehr: ich berste." Er fordert Maria auf, eilends zurückzukommen, um entweder Ferdinand anderen Sinnes zu machen, oder doch ihn selbst zu trösten und ihm ihren Rath zu geben.

Der Entwurf, mit dem er sich trug, war die Vollendung aller

1) Il se serra, Schreiben vom 16. Dec. Lanz III, 18.

seiner Pläne, in welchem die allgemeinen kirchlichen und politischen Ideen mit seinem dynastischen und persönlichen Ehrgeiz zusammentrafen. Er fühlte auf das Bitterste, daß er damit scheitern könne.

Unverzüglich kam die Königin nach Augsburg zurück. Da die Unterhandlungen mündlich gepflogen wurden und alle Mittheilungen an Dritte ausschlossen, so sind wir über ihren Gang nicht authentisch unterrichtet.

Der päpstliche Nuntius, der die Vorgänge mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte, behauptet, bei den ersten Eröffnungen sei von einer Erledigung der noch schwebenden würtemberger Irrungen zu Gunsten des Königs die Rede gewesen; eine Geldhülfe von ein paar Millionen sei ihm zur Fortsetzung des türkischen Krieges angetragen worden.

Später wollte man wissen, die Königin sei unwillig über die Räthe Ferdinands, ja über ihren Bruder selber, der ihr weniger Zutrauen schenke, als diesen Räthen: man wollte bemerken, daß sie einst ganz entrüstet von ihm gegangen sei, und auch er sie gegen seine Gewohnheit nicht begleitet habe[1]).

In dem Publicum liefen sehr abenteuerliche Erzählungen über die Entzweiung um, die in der Familie, sowie zwischen den Räthen des Kaisers und denen des Königs ausgebrochen sei.

Im Februar 1551 faßte endlich der Nuntius einmal das Herz, den Kaiser darüber zu befragen. Dieser antwortete, er sei bei sich selbst noch nicht entschieden, ob die Sache zum Heile der Christenheit nothwendig sein werde.

Damals war bereits zwischen den Gliedern der Familie eine Annäherung erzielt worden.

Man sieht es aus dem Reichsabschied von Augsburg (10. Febr. 1551), in welchem zwar die Absicht des Kaisers, die Belagerung von Magdeburg von Reichswegen auszuführen, festgehalten ward, aber die Forderung des Königs, zur Vertheidigung Ungarns die Beihülfe des Reiches zu erlangen, noch mehr in den Vordergrund tritt. Die Kosten der erstern sollten aus dem in Folge der zwei Jahre früher gefaßten Beschlüsse zusammengebrachten Geldvorrath, jedoch sehr mit Maßen und unter Vorbehalt sofortiger Ersetzung bestritten, zur Vertheidigung von Ungarn und zur Behauptung von Siebenbürgen der gemeine Pfennig von den Unterthanen aufgebracht

1) Lettere dell' arcivescovo Sipontino. Inff. polit. Dispacci fiorentini.

werden, zur Hälfte in diesem, zur Hälfte in dem folgenden Jahre, im Fall eines ernsten Angriffs von türkischer Seite aber schon vollständig den nächsten ersten August. Die Vereinbarung hierüber, im Sinne des Königs, förderte ohne Zweifel die übrigen Verhandlungen, die nun wieder unter Vermittelung der Königin Maria, in der Regel schriftlich, zu Augsburg gepflogen wurden. Am 9. März ist es da endlich zu einer Uebereinkunft zwischen dem König Ferdinand und dem Prinzen Don Philipp [1]) gekommen, welche zu den merkwürdigsten Transactionen des Hauses Oestreich gehört.

In dem Haupttractat macht sich König Ferdinand anheischig, mit allen geeigneten Mitteln dahin zu wirken, daß die Churfürsten „nach den glücklichen Tagen des Kaisers" und sobald er, der König, zum Kaiser gekrönt sein werde, den Prinzen zum römischen König zu wählen versprechen sollten. Man wollte sie ersuchen, dieser Versicherung die andre hinzuzufügen, nach dem Tode Ferdinands und der Krönung Philipps zum Kaiser den jungen Maximilian zum römischen König zu erwählen. In diesem Sinne ward eine Instruction entworfen, die man den Churfürsten vorzulegen gedachte. Allein man konnte sich nicht verbergen, daß es sehr schwer sein würde, einen so weit in die Zukunft vorgreifenden Antrag bei ihnen durchzusetzen. Man sah die Antwort voraus, daß eine Bestimmung dieser Art außerhalb ihrer Befugnisse liege. Es war noch nicht genug, daß Philipp durch besondere Obligation zusagte, diese Unterhandlung mit allem Eifer zu fördern: unabhängig hievon verpflichtete er sich, sobald er zur kaiserlichen Würde gelangt sei, für die Zeit seiner Abwesenheit aus dem Reiche den König von Böhmen im Reiche deutscher Nation zu seinem Statthalter zu ernennen, in derselben Art und Weise, wie Carl V seinen Bruder Ferdinand. So meinte man über die große Schwierigkeit der Benachtheiligung Maximilians hinwegzukommen, selbst wenn die Churfürsten nicht zu gewinnen wären; factisch sollte allemal das Verhältniß seines Vaters auf ihn vererben. Und auch Ferdinand sollte durch die Erhebung seines Neffen zum römischen König keinen Nachtheil erleiden. Er mußte nach bisherigem Herkommen erst selbst gekrönter römischer Kaiser sein, ehe Philipp römischer König werden konnte. Man stipulirte, daß diese Krönung ohne allen Verzug ausgeführt werden sollte; Philipp versprach dazu seine Hülfe. Er machte jedoch seine Vermählung mit einer Tochter Ferdinands, welche dieser

1) Acte d'accord passé entre Ferdinand roi des Romains et le prince Philippe des Espaigns, le 9. mars 1551 st. d. R.

dringend wünschte, davon abhängig, daß er noch vorher wirklich zum römischen König erwählt worden sei. Ist er zu dieser Würde gelangt, so verspricht er vor allem, sich in die Administration des Reiches nicht weiter zu mischen, als es Ferdinand, alsdann Kaiser, ausdrücklich bewilligen werde; er will darüber sogleich eine bindende Verpflichtung von sich geben. Ueberdies aber stellt er unter dieser Bedingung die engste Verbindung der beiden Linien in Aussicht. „Sollte das Concil", heißt es in dem Tractat, „was Gott verhüte, nicht bei Lebzeiten des Kaisers zu Ende gebracht werden, oder sollte es den erwünschten Ausgang zur Abhülfe der Sachen des Glaubens und unserer heiligen Religion nicht haben, so verspricht der Prinz, den König zu unterstützen, einmal zum guten Erfolg des Concils, sodann in dessen Ermangelung in jeder andern Weise, um den Angelegenheiten unseres heiligen Glaubens und der Religion zu Hülfe zu kommen" 1). Er sagte ihm Hülfeleistung gegen jede Rebellion oder weitere Religionsspaltung im Reich zu. Was ihre übrigen Königreiche und Erbstaaten anbelange, so soll das das vollste gegenseitige Verständniß obwalten: jeder Theil soll dem andern so viel leisten, als er für sich selbst thun würde.

Da blieb nur noch Ein Punkt, und zwar eben der, von welchem die spanischen Absichten ausgegangen waren, das Verhältniß von Italien, unerörtert. In einer zweiten Urkunde, ganz von seiner Hand geschrieben, denn hier sollte das Geheimniß am strengsten bewahrt werden, verzeichnet Ferdinand die Concessionen, die er als Kaiser dem Neffen machen werde. Er behält sich in Bezug auf Ertheilung von großen Lehen die kaiserlichen Rechte vor, die dann und wann sehr einträglich werden konnten; für die Zeit seiner Abwesenheit aber — und mußte das nicht die Regel sein? — ernennt er ihn zu seinem Statthalter, dergestalt, daß er in seinem Namen und von wegen des Reiches die gesammte Administration, die Rechtspflege

1) S'il advenait, que dieu ne veuille, que duvivant dud. S^r Empereur le concile indiqué ne s'acheva ou qu'il n'eut la fin qu'on pretend e desire pour le remede de la ste foy et religion, en ce cas led. sieur prince a promis et promet d'assister pour le bon effet icelui S^r roi. In der ersten Ausgabe dieses Werkes bemerkte ich, daß ich kein unterzeichnetes Exemplar dieses Vertrages gesehen habe, sondern nur eine Abschrift, in dem Brüsseler Archiv; allenfalls könnte Jemand vermuthen, derselbe sei nur vorgelegt und vielleicht nicht vollzogen worden. Aber diese Einwendung ist seitdem vollkommen gehoben worden. Vgl. den Abdruck des ausgefertigten Vertrags und die Erklärung Ferdinands bei Maurenbrecher App. 136. 140.

und Regierung ausüben soll[1]), als sein zweites Selbst; nur hielt er noch an dem Anspruch fest, aus Italien Hülfe besonders zum Kriege gegen die Türken zu erhalten. In einem besondern Revers nahm Philipp diese Bestimmungen an.

Verabredungen von der weitesten Aussicht, welche, wenn sie realisirt wurden, Folgen, die kaum auszudenken sind, nach sich ziehen mußten. Was hatte es allein zu sagen, daß die Niederlande, die man als ein Ganzes zu constituiren wünschte, unter dem Schutze des Kaiserthums in ihrer Unterwerfung unter den König von Spanien und ungetrennt erhalten werden sollten. Dagegen hätten die Spanier an den ungarischen Kriegen fortwährend Antheil nehmen müssen. Italien wäre von Deutschland unabhängig geworden, aber der kaiserlichen Autorität unterworfen geblieben. Ueberdem würde die mächtig aufkommende, durch die Erträge der südamerikanischen Bergwerke unterstützte spanische Staatsgewalt der kaiserlichen Autorität, welche die Schranken so eben niederwarf, von denen sie eingeengt wurde, zu Hülfe gekommen sein, in Sachen des Conciliums und bei jeder Rebellion, in politischen und geistlichen Angelegenheiten!

Kaiser Carl und König Ferdinand zögerten nicht, den Churfürsten ihren ersten, zugleich auf Maximilian bezüglichen Plan vorzulegen. In der Instruction darüber geht Ferdinand davon aus, daß er nach dem Abgang seines Bruders die Hülfe seines Neffen, des Prinzen von Spanien, nicht werde entbehren können: um diesen aber zu vermögen, solche zu leisten, sei wohl das einzige geeignete Mittel, daß man ihm jetzt gleich versichere, ihn zu seiner Zeit zum römischen König und künftigen Kaiser zu wählen. Ueber die Ansprüche seines Sohnes drückt er sich ganz so aus, wie in dem Vertrag festgesetzt worden war[2]). Die Churfürsten erstaunten, daß er es that: sie waren überzeugt, er werde es nicht ernstlich gemeint, nicht gern gethan haben: aber genug, er hat es gethan.

Für den Kaiser hatte die Sache zugleich eine unmittelbare politische Bedeutung. Es entging ihm nicht, wie hinderlich es ihm sei, daß man seinen baldigen Tod erwartete und mit demselben

1) Urkunde bei Maurenbrecher 140 — l'institutions des asteure pour lors, — avoeir sous nous en notre nom tout entier gouvernement en Italie, en outre que de part de l'empire avec toute l'autorité — — —; (ein paar Worte sind zweifelhafter Lesung).

2) Instruction, schon durch Schmidt und Bucholtz ziemlich bekannt. Die Urschrift im 12. Band der Brüsseler Documente bietet doch noch einiges Eigene.

eine Auflösung aller derjenigen Verhältnisse, welche Deutschland wieder in so nahe Beziehung zu dem südlichen Europa gebracht und dem Kaiserthum eine so eigenthümliche Stellung und Kraft gegeben hatten. Für die Behauptung seiner Macht hatte es unendlichen Werth, wenn Jedermann voraussah, daß auch in Zukunft der König von Spanien zugleich das Kaiserthum besitzen und es in dem nunmehr festgesetzten Sinne verwalten werde. Dadurch würde dann, wie doch jeder thätige Mensch begehrt, wie vielmehr ein Monarch in einer so großen Weltstellung, das was er zu Stande gebracht hatte, weiter gefördert, auf immer befestigt worden sein. Ausdrücklich, wie wir sahen, verpflichteten sich sein Bruder und sein Sohn, die Absichten auszuführen, welche er in Beziehung auf das Concilium und die Einheit des Glaubens hegte. — Betrachten wir, wie diese sich jetzt weiter entwickelten.

Die Protestanten in Trient.

Außer den übrigen Beweggründen, deren wir gedacht, trugen noch Bedrohungen mit einer Nationalkirchenversammlung, dies Mal von Seiten des französischen Hofes, der über die Verbindung des Kaisers mit dem Papst sehr unruhig wurde, dazu bei, um Julius III zu vermögen, die Ausführung seines einmal gegebenen Versprechens auf keine Weise zu verzögern.

Ende April 1551 erlebten die kaiserlichen Prälaten, welche in Trient zurückgeblieben waren und sich so standhaft geweigert hatten, den Legaten Pauls III nach Bologna zu folgen, den Triumph, daß die Legaten eines neuen Papstes zu ihnen nach Trient kamen, um das unterbrochene allgemeine Concil fortzusetzen.

Eigentlich nun erst erhielt es den Charakter, der ihm ursprünglich vom Kaiser zugedacht worden: es ward jetzt Ernst mit dem Gedanken, die in Deutschland erhobenen religiösen Streitfragen unter lebendiger Mitwirkung der Deutschen auf einem allgemeinen Concil zur Entscheidung zu bringen [1]).

Am letzten Tage des August nahmen die Churfürsten von Mainz und von Trier in der allgemeinen Congregation persönlich ihren Platz

1) Die erste Eröffnung fand am 1. Mai Statt; allein zu der Verhandlung zu schreiten, schob man bis zum 1. September auf, „per aspettare i Tedeschi.“ Pallavicini XI, xiv, 4.

ein: die ältesten erzbischöflichen Sitze hatten ihnen den Rang gelassen. Nach einiger Zeit langte auch der Erzbischof von Cöln an; andre Prälaten folgten.

Die Hauptsache aber war, daß indeß auch protestantische Theologen und Procuratoren sich fertig machten, am Concilium zu erscheinen.

Da diese aber durch keine kirchliche Würde eine Bedeutung besaßen, die persönlich in ihnen geruht hätte, sondern nur als Repräsentanten der evangelischen Gemeinschaft etwas waren, so bereitete man ihre Sendung durch neue Bekenntnißschriften vor.

Das geschah wohl nicht darum, wie man gesagt hat, weil dem Kaiser schon die Benennung der Schmalkaldischen Artikel, die einst zu ähnlichem Behuf aufgesetzt worden waren, oder auch der Augsburgischen Confession so verhaßt gewesen wäre, daß man ihm damit nicht hätte kommen wollen. Wir wissen recht gut, daß die Abfassung der frühern Confessionen mit Rücksicht auf die obwaltenden Verhältnisse unternommen worden war. So sollte es auch dies Mal geschehen. Zurückgezogen nach Dessau, um von den Zerstreuungen der Universitätsgeschäfte ungestört zu bleiben, verfaßte Melanchthon die sogenannte sächsische Confession, die er als eine Wiederholung der Augsburgischen bezeichnet, wofür sie auch anerkannt worden ist, die aber doch sehr auf den Stand der Streitfragen Bezug nimmt, wie er in diesem Augenblicke war [1]). Die evangelischen Lehren von der Rechtfertigung und der Kirche — insofern wieder eine und dieselbe, als sie beide auf einem Zurückgehn von dem Aeußerlichen und Zufälligen auf das Innerliche, Aechte, in der heiligen Urkunde Enthaltene beruhen — mußten nochmals hervorgehoben und erläutert werden, da man eben in diesen Punkten zuletzt mit der katholischen Doctrin in eine Berührung gerathen war, welche neue Zweifel erweckt hatte. Auch die Lehre vom Abendmahl ward in dem Sinne der noch obwaltenden Concordie ausführlicher erörtert. Indessen verfaßte Johann Brenz, der seitdem wunderbare Schicksale erlebt hatte — Volkssagen symbolisiren die Gefahren, die er bestand, und die Rettung, die er erfuhr: eine Zeitlang hatte er als Vogt fungiren müssen — und sich noch immer verborgen hielt, damals im Kloster Sundelfingen, im Auftrag des Herzogs von Würtemberg eine ähnliche Bekenntnißschrift, unter verwandten Gesichtspunkten. Es ist

1) Ein Schreiben Melanchthons an Komerstadt giebt eine solche Rücksicht an. Corp. Ref. VII, 796.

ein müßiges Vergnügen der Gegner der Protestanten, über ihre mancherlei Confessionen zu spotten. Die Bekenntnisse enthielten die Lehre bisher niemals in einer Formel, welche als unfehlbar und alleingültig betrachtet worden wäre: man konnte sie bei veränderten Umständen auch mit andern Worten als den einmal festgesetzten schriftgemäß ausdrücken; genug, wenn man das Wesen der Sache behauptete. Die würtembergische Confession ward in Stuttgart von elf der namhaftesten Theologen geprüft und unterzeichnet; die sächsische von den Professoren und Predigern im Gebiete des Herzogs Moritz, des Markgrafen Georg Friedrich von Anspach, der Herzoge von Pommern, der Harzgrafen angenommen. Da man nicht hätte wagen dürfen, eine allgemeine Versammlung zu berufen, so rechnete man auf allmähligen Beitritt [1]). Die Straßburger unterzeichneten die eine und die andre Schrift.

Zunächst kam es aber nicht auf Confessionen an: bei dem Stande der Dinge war die Vorfrage über die Art und Weise der neuen Berathung noch von größerer Wichtigkeit.

Die Protestanten würden sich selbst das Urtheil gesprochen haben, wenn sie die bei den frühern Sitzungen in Trient durchgegangenen Decrete anerkannt hätten: sie blieben bei ihrer Forderung der Reassumtion.

Und zwar waren sie hiebei der Meinung, daß das ganze Verfahren an dem Concilium abgeändert werden müsse. Melanchthon sagte, der Papst und seine Anhänger seien von den Protestanten so vieler Irrthümer angeklagt, daß eine von ihnen ausgehende Entscheidung nichts anderes sein würde, als ein Urtheil in eigner Sache [2]). Er kam auf den Gedanken zurück, daß man unparteiische Prälaten und Fürsten, die freilich zuerst ihrer Eidespflicht gegen den Papst zu entledigen seien, aufstellen müsse, um zwischen beiden Parteien zu entscheiden. In verwandtem Sinn wurden Ende September auch die würtembergischen Gesandten instruirt, obwohl man hier, wo man der Gewalt so viel näher war, noch mehr Anlaß hatte, Rücksicht zu nehmen. Die päpstlichen Legaten sollten nicht mehr präsidiren: sie sollten nicht das Vorrecht haben, die consultirenden Theologen anzu-

1) G. Major an Christian III von Dänemark bei Schumacher II, 152: „dieweil alle Theologen so vieler Oberkeith zusammenzufordern fast schwer, auch viele Oberkeith sich in solche sache einzulassen ein bedenken haben mochten."

2) Sententia et judicium Melanchthonis de concilio Tridentino. Corp. Ref. VII, 738.

stellen: den Clerikern sollten nicht allein die entscheidenden Stimmen zustehn: vor allem wollten sie auch über die bereits entschiedenen Artikel gehört sein [1]).

Wenigstens die erste dieser Forderungen war dem Kaiser schon am Reichstag vorgelegt worden; er fand jedoch damals nicht rathsam, weder sie anzunehmen, noch sie zurückzuweisen: er fürchtete Streitfragen anzuregen, welche alles verderben könnten. Jetzt aber war kein längeres Verziehen möglich: eine feste Meinung mußte ergriffen werden, sei es von ihm oder von seinen Bevollmächtigten.

Höchst merkwürdig: der kaiserliche Orator am Concil, Licentiat Vargas, erklärte sich ganz im Sinne der Protestanten. In einem seiner Briefe an den Bischof von Arras heißt es, die bereits verhandelten Artikel müßten alle wieder aufgenommen werden, von dem ersten über die Erbsünde bis auf die letzte Controverse.

Und nicht minder war es seine Meinung, daß die Verfassung des Concils überhaupt geändert werden müsse. Wir haben eine Denkschrift von ihm, in welcher er das Verfahren des päpstlichen Hofes während der frühern Sessionen als ein solches, das nur dahin gezielt habe, die Mitglieder in Knechtschaft zu halten, sehr ernstlich tadelt, den Vorsitz der Legaten überhaupt verwirft, und die Praxis der alten Concilien, die Rechte, welche den Kaisern dabei zustanden, wiederhergestellt wissen will [2]). Diese Denkschrift ward vor der Eröffnung des Conciliums geschrieben, und um so bedeutender ist es, daß der Kaiser den Verfasser derselben zu seinem Bevollmächtigten in Trient ernannte.

Wir werden den Kaiser nicht so verstehen, als ob er eine geheime Hinneigung zu den Lehrsätzen der Protestanten genährt hätte: davon war seine Seele frei; allein einmal wollte er ihnen nichts auflegen lassen, was sie zu offenem Widerspruch treiben konnte; sodann war seine Absicht nur gewesen, sie zur Idee der Einheit zurückzuführen, dem Concilium zu unterwerfen: wenn sie innerhalb dieser Grenze dem Papstthum Widerstand leisteten, so waren sie vielmehr seine Verbündeten, als seine Feinde: sie konnten doch niemals anders, als sich an das Kaiserthum halten: sie unterstützten seine Politik, welche die alte blieb, auch als er einen befreundeten Papst hatte.

1) Instruction des Herzogs von Würtemberg an seine Gesandten nach Trient, 29. Sept. 1551. Sattler IV, Urkk. 30.

2) Memoire sur la maniere de regler le concil, in Levassor Lettres et memoires de François de Vargas etc. p. 42.

Umstände, die freilich nicht dazu beitragen konnten, den Prälaten, die an den herkömmlichen Begriffen des Pontificats festhielten, die Ankunft der protestantischen Abgeordneten wünschenswerth erscheinen zu lassen.

Anfangs wollten sie nicht glauben, daß die Protestanten überhaupt sich einfinden würden: je mehr sich dazu gewisse Aussicht zeigte, desto stärker sprachen sie ihren Abscheu dagegen aus: „sie thun alles", sagte Vargas, „um den Protestanten die Thüre des Conciliums zu schließen" 1).

Eine erste voraufgehende Frage betraf die Form des ihnen zuzugestehenden sicheren Geleites.

Allem Widerstreben des Legaten zum Trotz setzten die kaiserlichen Minister durch, daß dabei die Formel, welche das Concil zu Basel, dessen Andenken der römischen Curie verhaßt war, den Hussiten bewilligt hatte, zu Grunde gelegt, dagegen ein Canon des Costnitzer Concils, durch welchen die den nicht Rechtgläubigen zu haltende Treue in Zweifel gezogen ward, ausdrücklich zurückgenommen wurde.

Schon hatte der kaiserliche Hof dafür gesorgt, daß kein entscheidender Schritt vor ihrer Ankunft geschah. Eine der ersten Arbeiten der neuen Versammlung war die Erörterung der Eucharistie. Wäre, wie es wirklich beabsichtigt wurde, gegen das Empfangen derselben unter beiderlei Gestalt entschieden worden, so würde dies einer Abkunft mit den Protestanten mächtig in den Weg getreten sein. Wenige Tage vor der anberaumten Session lief ein Schreiben des Kaisers ein, worin er auf Suspension der Beschlußnahme drang. Der Legat Crescentio fuhr anfangs heraus, er wolle lieber abdanken, als die Schmach des Conciliums dulden, daß es mit so gut vorbereiteten Decreten zurückhalten müsse; aber zuletzt gab er nach.

Der von dem Kaiser eingesetzte und ihm dafür doppelt ergebene Churfürst von Cöln äußerte den Gedanken, daß alle Beschlüsse nur vorläufig genommen und erst zuletzt zu einer definitiven Entscheidung zusammengefaßt werden sollten. Ein Gedanke, der die momentanen Schwierigkeiten ziemlich gehoben hätte und mit der Politik des Kaisers, die dadurch den weitesten Spielraum erlangt haben würde, ganz gut zusammentraf.

Am 24. Januar 1552 ließen sich nun die ersten Protestanten, zunächst die weltlichen Procuratoren, denn nur erst diese waren angelangt, in der öffentlichen Sitzung des Conciliums vernehmen.

1) Vargas à l'eveque d'Arras, 7. Oct. 1551. Bei Levassor p. 117.

Der Legat fand die Vollmachten, welche die Fürsten denselben gegeben, ungenügend, weil sie darin nicht ausdrücklich gesagt, daß sie sich den Entscheidungen des Conciliums zu unterwerfen bereit seien; ja sogar anstößig, insofern in denselben von einer geistlichen und weltlichen Reform die Rede war; er verwahrte sich durch eine besondere Schrift gegen jedes Präjudiz, das daraus entspringen könne. Die kaiserlichen Minister ließen jedoch diese Protestation nicht zu öffentlicher Verlesung kommen: sie ihres Orts waren mit den Vollmachten zufrieden.

Zuerst erschienen die würtembergischen Procuratoren und überreichten die von Brenz verfaßte Confession, zu deren Erläuterung und Vertheidigung ihr Herr in Kurzem seine Theologen senden werde. Sie setzten voraus, daß dann die schon verhandelten Artikel nochmals erwogen würden; zu dieser Erörterung aber forderten sie die Aufstellung unparteiischer, dem Papst nicht verpflichteter Richter.

Die Versammlung erwiederte, sie werde diese Dinge in Erwägung ziehen, und beschäftigte sich hierauf mit einem Gesuche des Churfürsten von Brandenburg in Hinsicht des Erzbisthums Magdeburg, das sie gewährte[1]).

Am Nachmittag traten die Gesandten des Churfürsten Moritz auf und zwar mit einer Rede, die von allen, die am Concilium vorgekommen, wohl die merkwürdigste, von dem Herkommen abweichendste ist[2]), — in welcher sie nicht allein ebenfalls die Reassumtion der schon beschlossenen Artikel und die freie Theilnahme der Theologen an der Besprechung derselben forderten, sondern auch den protestantischen Grundsatz aufstellten, daß bei der Entscheidung die heilige Schrift die einzige Norm zu bilden habe. Auch sie forderten, daß die Mitglieder des Concils vor allem des Eides, mit dem sie dem Papst verpflichtet seien, erledigt würden, aber zugleich fügten sie hinzu, im Grunde verstehe sich das von selbst. Denn wie könne sonst wahr sein, was doch durch die Synoden von Basel und Costnitz festgesetzt worden, daß der Papst dem Concil unterworfen sei. Frei müsse Stimme und Zunge sich fühlen; man müsse nicht nach dem

1) Die Ausdrücke, deren sich der brandenburgische Gesandte bediente, dem alles daran lag, Magdeburg für einen jungen Markgrafen zu gewinnen, gehen so weit, als es für einen Protestanten möglich war, und selbst noch weiter: doch waren sie wohl abgewogen, daß sich doch keine ernstliche Verpflichtung daher leiten ließ. Vargas bemerkt: il ne specifie point en quoi il se soumet au concil.

2) Bei Rainaldus XXII, 64. Dr. Badehorn trug sie vor.

Winke des Einen und des Andern reden, sondern allein nach den Geboten der heiligen Schrift. Dann erst lasse sich erwarten, daß man über die Lehre gültige Satzungen machen, Haupt und Glieder reformiren, den Frieden der Kirche herstellen werde.

Zum ersten Mal berührte das protestantische Princip die conciliaren Bestrebungen unmittelbar; die Rede rührt ohne Zweifel von Melanchthon her; sie hatte an dem Concil den größten Erfolg.

„In voller Sitzung", ruft der Bischof von Orense freudig aus, „haben sie ausgesprochen, was wir uns nicht zu sagen getrauen." Er urtheilt, in den Reden der Protestanten finde sich neben Schlechtem doch auch vieles Gute; sehr weislich habe der Legat dafür gesorgt, daß sie nicht von einer größern Anzahl gehört worden seien[1].

„Das Schlachtfeld ist eröffnet", sagt Vargas: „Melanchthon und seine Gefährten können nun nicht mehr verweigern zu erscheinen; aber es ist nothwendig, daß sie eilen." Er bemerkt, der Papst und seine Minister seien in hohem Grade erschrocken; es scheine ihnen, als gehe die Absicht des Kaisers auf eine durchgreifende Reformation.

Daß dem wirklich so war, ergiebt sich unter anderm auch aus einem Schreiben Malvendas. So lebhaft er sonst die Protestanten bekämpft hat, so ist er doch mit ihren Reformtendenzen höchlich zufrieden. Er findet, da nun einmal die Sache so öffentlich zur Sprache gekommen, so könne S. Majestät nun auch den Papst erinnern, ja bei Pflicht und Ehre und Gewissen auffordern, die alten Mißbräuche zu heben.

Schon glaubte sich der Legat so ernstlich gefährdet, daß er mit einem Schreiben des Kaisers hervortrat, worin dieser versprach, die Opposition seiner Bischöfe gegen die päpstliche Gewalt zu verhindern. Doch machte er damit nur wenig Eindruck. Vargas meinte, mit dieser Zusage habe man wohl nur den Papst zur Wiedereröffnung des Concils bewegen wollen; gewiß beziehe sie sich allein auf die gegründeten und vernünftigen Ansprüche desselben; bei der Abschaffung augenscheinlicher Mißbräuche könne den Prälaten die Hand damit nicht gebunden sein.

Am römischen Hofe war man auch dadurch in Schrecken gesetzt, daß die spanischen Prälaten den Augenblick benutzen zu wollen schienen, um die Collation der Pfarren und Pfründen in Spanien ihm entweder ganz zu entziehen oder doch gewaltig zu schmälern. „Daraus soll nichts werden", ruft der Papst aus, „eher wollen wir alles

1) 24. Januar. Bei Levassor p. 472.

Unglück erwarten, eher wollen wir die Welt zu Grunde gehn lassen" [1]). Dazu kamen nun die Vorträge der Protestanten, die er als extravagant und gottlos bezeichnet. „Unter dem Namen Mißbrauch soll man uns das nicht angreifen, was kein Mißbrauch ist; man soll unsre Autorität nicht antasten" [2]).

Bis auf diesen Punkt gediehen die Dinge in raschem Fortgang auf dem neueröffneten Concilium.

Der Kaiser war so weit wie jemals entfernt, dem Papst darin freie Hand zu lassen. Er trieb ihn vielmehr von zwei entgegengesetzten Seiten in die Enge. Die alte Opposition der spanischen Prälaten verband sich jetzt mit den hier zuerst erschallenden Forderungen der deutschen Protestanten. Beide schlossen sich an den Kaiser an, der zugleich im Besitz uralter Ansprüche an eine geistliche Mitherrschaft, eine gewaltige und trotz aller politischen Verbindungen für das Papstthum furchtbare Stellung einnahm.

Wie er nun aber dieselbe zunächst zu benutzen, wohin er die Dinge zu leiten dachte?

Es kann wohl keine Frage sein, daß er nunmehr jene Reformation an Haupt und Gliedern, deren Nothwendigkeit ihm schon einst sein Lehrer gezeigt und sein ganzes Leben ihm weiter kund gethan, zu Stande zu bringen beabsichtigte. Es war, wie berührt, der erste Gedanke, mit dem er einst sein öffentliches Leben begonnen: die Zeit schien gekommen, denselben zu verwirklichen.

Minder deutlich erhellt, wie er in Hinsicht der dogmatischen Festsetzungen gesinnt war: ob er in Deutschland den ganzen Katholicismus mit den in Trient bereits getroffenen Bestimmungen, oder nur die allgemeine Einheit, mit den Modificationen, die sein Interim festsetzte, einführen wollte. Ich sollte das Letztere glauben. Er war zu den interimistischen Satzungen auch darum geschritten, weil er von dem Concilium nichts erwartete, was den Protestanten eine Annäherung möglich machte, ohne Beschimpfung; es hatte ihn unendliche Mühe gekostet, sie ins Werk zu setzen. Den Vorschlag, den man ihm an dem letzten Reichstage machte, in der Durchführung derselben mildere Maßregeln eintreten zu lassen, hatte er zurückgewiesen, und vielmehr gedroht, bei den Einzelnen nach der Ursache ihrer Säumniß zu forschen: er hatte Ausdrücke gebraucht, die man fast auf das Vorhaben einer Inquisition deutete. Die Revision der

1) Giulio III al C[l] Crescentio 16. Genn. 1552.
2) Pp. Giulio a Monsignor de' Grassi 20. Febr. 1552.

frühern Decrete, die er offenbar begünstigte, konnte doch, wenn sie überhaupt irgend eine Wirkung haben sollte, nur eben diese haben, daß einige Abweichungen der Protestanten geduldet wurden.

So wäre denn die Wiederherbeibringung der Abgewichenen, die Reformation der Verfassung und die Aufrechthaltung der alten Einheit zugleich durchgesetzt worden.

Denn daran ist kein Zweifel, daß er nun, wenn die Beschlüsse einigermaßen in seinem Sinne ausfielen, alles zu thun entschlossen war, um sie zur Vollziehung zu bringen.

Und war es nicht in der That der Mühe werth? Die große Genossenschaft zu behaupten, in der sich die europäische Welt seit ihrer ersten Gründung entwickelt, und doch dabei die Mißbräuche zu heben, welche die Alleinherrschaft der römischen Päpste hervorgebracht hatte, war das nicht wirklich eine eines großen Fürsten würdige Absicht?

Mit der Idee verband sich aber der mächtigste persönliche Ehrgeiz. Das Kaiserthum wäre wahrhaft erneuert worden, es hätte Wurzel für die Zukunft geschlagen. So dachte er es noch selber zu verwalten und dann seinem Sohne als einen Besitz seiner Nachkommen zu hinterlassen. Keinen Augenblick verließ ihn dieser Gedanke. Mit den geistlichen Fürsten hat er noch auf ihrer Reise zum Concilium darüber unterhandeln lassen, und wenigstens Einer von ihnen, der Churfürst von Cöln, hatte seine besten Dienste versprochen. Unaufhörlich lud er Brandenburg und Sachsen ein, ebenfalls in die Nähe zu kommen, um die Sache zum Schluß zu bringen. Man glaubte, er denke sich des Conciliums selber zu seinem Zwecke zu bedienen[1]).

Eine andre Frage freilich ist, ob die Durchführung dieser Absichten wirklich so sehr zum Heile der europäischen Welt gereicht

1) Lettera dell' arcivescovo Sipontino a Pp. Giulio III (Inform. politt. XXII, f. 254): La intentione di S. M^a^ è di provare ogni via di ottenere questo suo disegno con buona volontà degli elettori et altri principi di Germania se potrà: altrimenti prevalersi dell' autorità del concilio: e come è stato gia parlato del modo, questa ombra sarà causa che gli elettori ecclesiastici personalmente si ritroveranno tutti al concilio; et li secolari vi manderanno li procuratori, ancorche non intendano bene il secreto. Pur per una certa ombra che tengono che forsi l'imperatore non tratti di farli privare dell' elettione, o veniranno o manderanno ogni modo. Man sieht, daß die Art und Weise festgesetzt war, die Churfürsten das Geheimniß selbst nicht kannten, aber doch etwas fürchteten.

haben würde, wie der Kaiser meinte, — ob sie sich auf dem Standpunkt befand, wo die Wiederherstellung des Kaiserthums mit seinen kirchlichen Attributen ihr förderlich sein konnte, — ob namentlich die Deutschen sich Glück dazu zu wünschen hatten, Satzungen, wie sie das Tridentinische Concilium aufstellte, wenn sie auch gemildert wurden, bei sich eingeführt zu sehen. Sie würden dadurch mit allen ihren besondern nationalen Bestrebungen einer allgemeinen Combination dienstbar geworden sein.

Wir brauchen jedoch diese Frage nicht zu erörtern. So nah am Ziele erhoben sich dem Kaiser unerwartete Hindernisse.

Denn nicht so leicht ist die Welt zu überwinden. Je mehr Jemand Ernst machen wird, ihr seinen Willen oder seine Meinung aufzubringen, desto stärker werden die freien Kräfte sich dagegen zum Kampf erheben.

Viertes Capitel.

Elemente des Widerstandes in den großen Mächten.

Wir haben die kirchlichen Entwürfe des Kaisers, von ihnen fortgezogen, bis zu dem Zeitpunkt begleitet, wo sie ihrer Ausführung näher kommen und sich zugleich erst vollständiger entwickeln: und sehen wohl, welch ein universalhistorisches Interesse sich daran knüpft, ob sie ausgeführt werden oder vielleicht doch noch scheitern; um aber die Kräfte, die dabei fördernd oder hindernd auf einander wirkten, und die ganze Lage der Welt zu überschauen, müssen wir noch bei den einzelnen Richtungen verweilen, in welchen sich diese so gewaltig aufstrebende Macht bewegt, und das Verhältniß betrachten, in das sie zu den übrigen Elementen der damaligen Welt geräth, die sie bekämpft und die ihr widerstreben.

Unsre deutsche Geschichte ist nun einmal in diesem Zeitalter gleichsam die allgemeine Geschichte. Da der Schwerpunkt der deutschen Geschäfte in diesem Augenblicke nicht mehr in der Fürstenversammlung am Reichstage lag, sondern in dem Kaiser, der aber zu diesem Einfluß hauptsächlich durch den Zusatz von Macht gelangt war, welchen er aus seinen außerdeutschen Verhältnissen gewann, so wirkte jede Veränderung dieser letzten, oder auch nur ihr Schwanken, auf den Gang der deutschen Angelegenheiten zurück.

Beginnen wir auch dies Mal mit dem Entferntesten, dem Seekrieg im Mittelmeer, der jedoch zu der Idee des Kaiserthums, wie es Carl V wiederaufzurichten im Sinne hatte, in unmittelbarster Beziehung steht.

Seekrieg im Mittelmeer.

Es war ein Act zugleich der Großmuth und der Politik, daß Carl V dem aus Rhodus verjagten Orden der Johanniter eine Freistatt in Malta gab.

Um den Orden nicht länger umherirren zu lassen, sondern ihm wieder einen festen Sitz zu verschaffen, „damit er", wie es in der Urkunde heißt, „seine Kräfte gegen die ungläubigen Feinde des christlichen Gemeinwesens gebrauchen könne", überließ ihm Carl zur Zeit seiner Kaiserkrönung, noch in Bologna, drei nicht unwichtige Plätze, die zu seinem sicilianischen Königreich gehörten, Malta, Gozzo und Tripoli in Afrika, zwar als ein Lehen, aber mit solchen Rechten, die einen beinahe unabhängigen Besitz ausmachten [1]).

Dem Orden war es Anfangs nicht angenehm, daß ihm auch Tripoli übertragen würde: er hatte nur um Malta und Gozzo gebeten. Der Großmeister de L'isle Adam ergriff selbst von den Inseln nur mit der Hoffnung Besitz, sie bald wieder zu verlassen, entweder nach Rhodus zurückzukehren oder sich im Peloponnes anzusiedeln. Erst als Tunis erobert war, faßten die Ritter das Vertrauen, Tripoli behaupten zu können; 1541 fingen sie an, sich in Malta ernstlich zu befestigen; der Geschichtschreiber des Ordens bemerkt, daß der Großmeister Omedes erst zwei Jahre später, als sich zeigte, daß das Unglück des Kaisers vor Algier doch nicht so verderbliche Folgen hatte, wie man Anfangs gefürchtet, aus seiner bisherigen Niedergeschlagenheit erwachte. Endlich sah er sich wieder von einer glänzenden Ritterschaft, die zu Krieg und Berathung zusammengekommen, zuverlässigen Söldnern, zahlreichen Unterthanen umgeben, und mit Schiffen, Waffen, und worauf es auf diesem unfruchtbaren Felsen besonders ankam, auch mit Lebensmitteln gut versehen.

Für den Kaiser bestand der Vortheil der Ansiedelung darin, daß alle Balleien von Europa beisteuern mußten, um diese dem Angriff der Osmanen jetzt zunächst ausgesetzten, zwar für Alle, doch

1) in perpetuo feudo nobile libero et franco, con mero et misto imperio, con ragione di proprietà d'utile dominio, talmente che riconoschino in feudo sopradetto da noi come Regi dell' ulteriore Sicilia et da successori nostri sotto feudo solamente d'uno sparviero o sia falcone. Die Urkunde ist zu Castelfranco ausgefertigt, aber schon zu Bologna concipirt und genehmigt.

für ihn noch mehr als jeden Andern wichtigen Grenzplätze zu vertheidigen, eine Pflicht, die ihm sonst allein zugefallen wäre. Sein Verhältniß als Oberlehnsherr und seine natürliche Beziehung zu den vier Zungen, Deutschland, Aragon, Castilien und Italien (wie denn von den deutschen und den spanischen Mitgliedern das erste Gesuch an ihn ausgegangen war) verschaffte ihm einen größern Einfluß auf den Orden, als je ein Kaiser gehabt.

Seit dem Jahre 1541 waren nun die Corsaren noch beschwerlicher geworden, als sie früher gewesen. Mit ihren kleinen geschwinden Fahrzeugen — wir finden wohl, daß sie erbeutete Galeeren zerschlagen, um sich Galeotten und Fusten daraus zu zimmern —, bald einzeln, bald in ganzen Geschwadern, durchstreifen sie alle diese Gewässer: kein Schiff ist vor ihnen sicher, das sich aus dem atlantischen Ocean durch die Meerenge wagt, oder auch nur zwischen Malta und Sicilien segelt, — kein Dorf an den weiten Küstengebieten des inneren Meeres, so daß die Landleute sich gewöhnen müssen, gut Wacht zu halten, die Nächte in nahen Castellen zuzubringen: — wie oft hat man in Procida diejenigen wieder losgekauft, die an der neapolitanischen Küste, etwa in Castellamare, zu Gefangenen gemacht worden waren. Der Kaiser sah sich genöthigt, seine Galeeren in mehrere Geschwader zu theilen, um die Communication zwischen seinen Ländern nur einigermaßen zu behaupten. Da kamen ihm nun die Galeeren des Ordens, als deren Capitän wir im Jahre 1542 einen Deutschen finden, Georg Schilling, trefflich zu Statten. Die Ordenschronik schildert ihr mannichfaltiges Zusammentreffen mit den Seeräubern: wie diese sich fast immer mit verzweifelter Tapferkeit schlagen, namentlich die Renegaten unter ihnen, die freilich den gewissen Tod voraussahen, wenn man sich ihrer bemächtigte; wie aber auch die Ritter das weiße Ordenskreuz bis in die entferntesten Buchten furchtbar machen und meistentheils die Oberhand behalten: die Christensclaven, die an den Rudern seufzen, werden befreit; die jungen Türken, die bisher die Herren waren, an die Ruder geschmiedet; von dem Kauffahrteischiff flieht wohl zuweilen die türkische Bemannung an das nahe Land: dann empfangen die Neger, auf dem Verdeck tanzend und singend, den eindringenden Sieger, der jedoch die Sclaverei als ihren natürlichen Zustand ansieht und, vielleicht bedauernd, ihn beibehält [1]).

1) Vix contingit Rhodias vel deprimi vel capi, tanta est militum illius ordinis virtus et militaris exercitatio. Calvetus Stella de Aphrodisio expugnato. Schard. II, 372.

Von dem größten Nutzen für den Kaiser war ferner die Behauptung von Tripoli, besonders des dortigen Hafens, welcher als der beste von allen, 200 Miglien weit nach Osten und 200 Miglien nach Westen hin, angesehen ward. In sehr gefährlicher Nähe, zu Tanjura, faßte ein alter Kiaja Chaireddins, der Renegat Morat Aga, Fuß, der mit einer osmanischen Kriegscolonie, die er herbeiführte, und mit den Eingebornen, auf die er Einfluß gewann, den schlecht befestigten Ort auf das ernstlichste bedrohte. La Valette, der sich später in Malta unsterblich gemacht hat, legte die erste Probe seiner Fähigkeit durch die Einrichtungen ab, die er zur Vertheidigung von Tripoli traf. Den Rittern war der Landkrieg ohnehin fast lieber als der Seekrieg. Besonders wirksam zeigten sich die Hakenschützen zu Pferd, nachdem man einmal die Thiere so gut eingeübt hatte, daß man die Hände für den Gebrauch der Büchse frei behielt. Wir erstaunen, wenn wir bemerken, in welchem Sinne dieser Krieg noch geführt ward. Es ist wohl einmal der Vorschlag geschehen und Anstalt zu seiner Ausführung gemacht worden, über den Vorzug der einen Religion vor der andern, des katholischen Christenthums oder des Islam, durch einen Kampf von Zwölf gegen Zwölf entscheiden zu lassen: ein sonderbares Gegenstück zu den Religionsgesprächen in Deutschland. Die Ritter behielten fürs Erste auch hier in den Waffen die Oberhand. Es gelang ihnen, einzelne Eingeborne, Scheiche großer Dörfer zwischen Tripoli und Tanjura, für sich zu gewinnen, Anhänger Morats dagegen, die in ihre Gewalt fielen, zu dem Schwur auf den Koran zu nöthigen, daß sie in Zukunft die Waffen nicht gegen den Orden tragen wollten. Allmählig gefielen sie sich in dem reichen und anmuthigen Lande. Im J. 1548 hat das Generalcapitel des Ordens den Beschluß gefaßt, seinen Hauptsitz in Zukunft in Tripoli aufzuschlagen, nur mit der Bestimmung, daß dies nach und nach, die ersten Jahre versuchsweise geschehen solle[1]).

Unter den Corsaren jener Zeit war nun kein anderer so geschwind, glücklich und furchtbar, wie Thorgud Thorgudschabeg, den die Abendländer Dragut nennen, der wahre Nachfolger Chaireddins, der einst, wie dieser, an eine genuesische Galeere geschmiedet ge-

1) che per quel primo anno si mandassero in Tripoli oltre l'ordinario presidio 50 cavalieri, e che cosi d'anno in anno conseguentemente s'andasse crescendo fin tanto che la religione tutta in quel loco trasportata si trovasse. Bei Bosio I, 256.

wesen, aber durch ein Geschenk, zur rechten Zeit der alten Fürstin Doria dargebracht, wieder frei geworden war, und seitdem alle die berufensten Seeräuber, Gasi Mustafa, Uludsch, Karakaso und Andere als ihr natürliches Oberhaupt um sich versammelt hatte. Wir erinnern uns, wie sich Carl V nach jenem seinem tunisinischen Unternehmen der Stadt Afrikija oder Mehdia zu bemächtigen dachte, wo Juden und Mauren, welche aus Spanien und Portugal verjagt worden, sich eine Art von Republik gegründet hatten. Dieses Platzes bemächtigte sich Dragut mit einer glücklichen, von Verrätherei unterstützten Verschlagenheit, und suchte nun von hier aus, je nachdem die Loose des Alfaqui, den er befragte, gefallen, bald die Küsten von Valencia auf, wo er Freunde unter den Morisken hatte, bald die genuesische Reviera, um sich dem Doria wieder einmal bemerklich zu machen, oder Gozzo, das er besonders gehaßt haben soll, weil ihm dort ein Bruder umgekommen und dessen Leiche nicht herausgegeben worden war: oder wohin sonst das unglückliche Gestirn eines Landstriches ihn führte. Den Seeraub hielt er für sein gutes Recht: er hat wohl den Rittern ihre Grausamkeit gegen die „armen Corsaren" zum Vorwurf gemacht. Zuweilen hatte er 40 Segel in See. Von den Schlössern, wo man ihn wahrnahm, ließ man Rauchsäulen zum Warnungszeichen aufsteigen; doch gab es selten eine Vorsicht, die nicht seiner Hinterlist hätte unterliegen müssen. Im Frühjahr 1550 vereinigten sich nun die spanisch-italienischen Geschwader des Kaisers mit den Galeeren des Papstes, des Herzogs Cosimo von Florenz und des Ordens zu einem ernstlichen Unternehmen gegen Dragut. Er selbst aber, durch das Beispiel Chaireddins gewitzigt, war längst wieder in See, ehe die Christen ankamen, und diesen blieb nichts übrig, als ihm seine Stadt zu entreißen. Die drei Oberhäupter der Flotte, der Vicekönig Vega von Sicilien, Don Garcia de Toledo und Andrea Doria entschlossen sich endlich dazu, obwohl sie zur Belagerung nur eine verhältnißmäßig geringe Mannschaft zu verwenden hatten. Was ihnen Muth machte, war, daß die benachbarten Maurenfürsten ihnen versprachen, das christliche Heer mit ihrer Reiterei zu unterstützen, und ihre Treue durch Geiseln gewährleisteten. Die Türken vertheidigten die Stadt so gut, wie jemals eine ihrer Galeeren; dies Mal aber waren ihnen die Christen überlegen. Mit Tapferkeit und altem Glaubenseifer — wie denn der Beichtvater des Don Garcia wohl ein Crucifix auf eine Pike gesteckt hat, um die Leute zu entflammen — verbanden sie eine größere, gleichsam gelehrte Geschicklichkeit: die Erinnerung an eine Stelle des

Appian soll es gewesen sein, was denselben Don Garcia auf den Gedanken brachte, auf ein paar mit starken Ankern unbeweglich befestigten Galeeren eine Batterie zu errichten, welche die Mauern an der Seeseite zertrümmerte und die Eroberung entschied[1]) (10. Sept. 1550). Die Johanniter nahmen an derselben nicht nur mit gewohnter Tapferkeit Theil — unter den Gefallenen finden wir auch ein paar deutsche Namen —, sondern sie übten auch noch andere Pflichten aus, die ihre Regel ihnen auflegt. Unter dem Zelte des Spittlers fanden die Verwundeten Pflege und die fremden Ankömmlinge Beköstigung.

Diese Eroberung schien aber von um so größerer Bedeutung, da einige mächtige Maurenfürsten, wie Ssidi Arif von Cairwan und jetzt auch der Nachfolger des Mulei Hassan in Tunis, der sich früher eher feindlich bezeigt, mit dem Kaiser in Bund traten. Der Gedanke tauchte auf, Carl V werde sich noch mit dem Priester Johann, der doch hier kein Anderer sein könnte, als der Beherrscher von Abyssinien, verbünden und die Osmanen in Aegypten und Syrien heimsuchen.

Um aber ein solches Ziel, wir sagen nicht, zu erreichen, sondern nur ernstlich ins Auge zu fassen, hätte der Kaiser vom Drange der innern Geschäfte weniger eingenommen und im Stande sein müssen, die volle Gewalt seiner Streitkräfte nach dem Orient hinzuwenden. Wie seine Angelegenheiten wirklich beschaffen waren, ließ sich zweifeln, ob die Eroberung der Küstenstadt ihm nicht eher schädlich sein werde, als vortheilhaft.

Der eigentlichen Macht Draguts, die in seinen Galeeren bestand, hatte man doch keinen Abbruch gethan. So weit zeigte sich das Glück dem Andrea Doria noch einmal günstig, daß er Dragut mit seinen Fahrzeugen in dem Golfe von Dscherbe einschloß, der nach der andern Seite hin von Untiefen und Sandbänken umgrenzt ist, über welche damals sogar ein Weg nach dem Continent führte, den man trockenen Fußes beschritt[2]). Aber Dragut, dieser Küstengewässer trefflich kundig, fand doch einen Ausweg, den er sich freilich zum Theil erst bahnte — dem Arme seiner Matrosen kam die Fluth zu

1) Nach Sandoval II, 671 führten sie auch „dos morteretes grandes, de los que el emperador avia embiado de Alemaña.“

2) Bosio: mare tutto pieno di seccagne e di bassi fondi . . potendosi nondimeno passare in terra ferma con piedi asciutti da huomini da cavalli e dagli armenti per mezzo d'un assai angusto sentiero. (II, 284.) La Cantera, oder Alcantarat, die Brücke.

Hülfe —: plötzlich erschien er wieder bei Sicilien; Andrea Doria, der ihn noch bei Dscherbe eingeschlossen glaubte, mußte von Malta aus benachrichtigt werden, daß der Seeräuber, den er bereits als seinen Gefangenen betrachtete, ihm abermals entkommen war: schon hatte Dragut wieder die vornehmste sicilianische Galeere erbeutet und erfüllte die Küsten mit dem Schrecken seiner Nähe.

Noch bei weitem wichtiger aber war es, daß hiedurch der Stillstand zweifelhaft wurde, auf dem die ganze Politik des Kaisers beruhte. Carl V entgegnete zwar auf die Beschwerden Suleimans, bei großen Fürsten sei es nicht herkömmlich, Seeräuber in ihre Tractate zu begreifen. Aber lag es nicht am Tage, daß es eben diese Seeräuber waren, welche hier für den Sultan kämpften? Um keinen Preis wollte sich Suleiman den Verlust einer Stadt gefallen lassen, die bereits von den Osmanen in Besitz genommen war und seine Oberhoheit anerkannte. Im Juli 1551 erschien eine große Flotte unter dem jungen Sinan, Eidam des Wesir Rustan, dem Dragut zur Seite stand, in den sicilianischen Gewässern. Zuerst ließ Sinan die beiden Vicekönige von Neapel und Sicilien wissen, er komme, um Mehdia zurückzufordern; da er hierauf eine ausweichende Antwort empfing, so stürzte er sich, man möchte sagen, nicht ohne eine gewisse Folgerichtigkeit, auf die Besitzungen der Johanniter, welche zu dem Kaiser in einem ähnlichen Verhältniß standen, wie die der Seeräuber zu dem Sultan. Malta indeß, das er zuerst angriff, war ihm doch schon zu fest und die Stadt zu tief im Lande, als daß er dort lange hätte verweilen können; bei weitem weniger Widerstand konnte er in Tripoli finden. Die Kräfte der Ritter waren getheilt, Tripoli in dem Schrecken des unerwarteten Anfalls mit Befehlshabern von zweifelhaftem Verdienst und sehr untauglichen, frisch zusammengerafften Söldnern besetzt. Hülfe war auch deshalb nicht zu erwarten, weil Andrea Doria sich beschäftigen mußte, den Sohn des Kaisers aus Italien nach Spanien und den Neffen desselben aus Spanien nach Italien zu führen, was für jene Successionsentwürfe nöthig schien. Unter diesen Umständen entschlossen sich die Ritter — und es bedurfte dazu wohl nicht erst, wie man argwöhnte, einer von dem französischen Gesandten Aramon angesponnenen Verrätherei [1]) — zur Ueberlieferung dieses Platzes an Sinan, welche

1) Nur möchte ich ihn nicht mit Flassan aus dem Zeugniß des Großmeisters Omedes rechtfertigen, das freilich in der Uebersetzung, wo es heißt: nous attestons que les bruits repandus sont sans fondement, sehr positiv

am 14. August 1551 erfolgte. So rasch gingen die Hoffnungen, welche der Orden an diesen Ort geknüpft, in Rauch auf; der alte Feind desselben, Morat Aga, erschien als Sandschakbey in Tripoli, wo sich nun das Seeräuberhandwerk, wie in Algier, unüberwindlich organisirte. Für den Orden war das Unglück vielleicht nicht so groß: er konnte nun seine ganze Macht auf einen einzigen Punkt concentriren, wie er auch gethan hat; dem Kaiser aber war der Verlust des trefflichen Platzes, den er nicht einmal erobert, sondern ererbt, höchst empfindlich: das maritime Uebergewicht des mächtigen Feindes, den er als den allgemeinen betrachtete, stellte sich alle Tage entschiedener heraus.

Erneuerung des Krieges in Ungarn.

Aehnlich war der Gang der Dinge in Ungarn. Aus einem Unternehmen, das eine große Erwerbung verhieß, entwickelte sich eine Verfeindung mit den Osmanen, welche auch den bisher noch geretteten Besitz gefährdete.

Wie den König-Woiwoden Johann Zapolya, so betrachtete der Sultan auch den jungen Sohn desselben, den er von Ofen nach Siebenbürgen verwiesen hatte, als seinen Vasallen.

Dagegen konnte Ferdinand die Verträge, kraft deren das ganze Gebiet Zapolya's an ihn hatte übergehen sollen, noch nicht vergessen, und wir finden ihn von Zeit zu Zeit mit dem siebenbürgischen Hofe über die Auslieferung dieses Landes unterhandeln.

Da geschah nun, daß dort im Lande selbst ein Zwiespalt ausbrach.

Wir kennen Georg Martinuzzi, Frater György, wie ihn die ungarischen Chroniken nennen, dessen geheimnißvoller und weltkluger Thätigkeit der König-Woiwode sein Bestehen großentheils verdankte: Ferdinand soll gesagt haben, er beneide diesen seinen Nebenbuhler um nichts, als um einen solchen Diener. In Siebenbürgen hatte Martinuzzi jetzt als Vormund des jungen Fürsten und Gubernator die Zügel der Macht in seinen Händen. Man sah ihn in seinem

lautet, aber nicht im Original, bei Ribier II, 303: quelli che hanno sparso quello rumore non ci pare, l'abbiano fatto con ragione. Man hegte in Malta allerdings einigen Verdacht; eine Erwägung der einzelnen Ereignisse aber, wie sie Bosio sehr ausführlich und glaubwürdig mittheilt, läßt ihn nicht aufkommen.

rothen, mit acht Pferden bespannten Wagen, von ein paar Hundert Husaren und Haiducken begleitet, durch das Land fahren und überall gleichsam aus eigner Macht seine Befehle ertheilen. Die Kutte, die er noch immer trug, wie lang es auch her sein mochte, daß er sich um die Klosterregel nicht mehr gekümmert, warf er in plötzlichen Kriegsgefahren auch von sich und ward im Wappenrock und weithinwallenden Helmbusch mitten unter den Streitenden gesehen. Er beherrschte den Schatz und dadurch die bewaffnete Macht, das ist das Land überhaupt.

Nun konnte es ihm aber bei der Eigenmächtigkeit dieser Stellung nicht an Gegnern fehlen. Einen gefährlichen Nebenbuhler hatte er in seinem Mitvormund Petrovich, der bei Hofe und im Lande größeres moralisches Zutrauen genoß. Zuweilen regte sich wohl der Gedanke, den Mönch wenigstens durch ein aus der Mitte der mächtigen Landherren zu besetzendes Rathscollegium zu beschränken[1]). Besonders fühlte sich die Königin Isabella darüber unglücklich, daß sie so gar nichts vermöge, sich so ganz in der Gewalt eines Menschen befinde, den seine Geburt zu niedrigen Diensten, aber zu keiner Herrschaft bestimmt habe; mehr als einmal wollte sie das Land verlassen: endlich entschloß sie sich, ihren Schutzherrn, den Sultan, anzurufen, dessen Majestät in dem Kinde, welchem er Siebenbürgen überlassen, verletzt werde[2]). Ohnehin war Suleiman kein Freund dieses Mannes, an welchen doch die Selbständigkeit des Landes sich knüpfte. Der Pascha von Ofen machte einen Versuch, mit bewaffneter Macht in Siebenbürgen einzudringen, ward aber von Martinuzzi zurückgewiesen; einige andere Einwirkungen der Türken ließen dem Mönch keinen Zweifel übrig, daß in Constantinopel sein Untergang beschlossen sei[3]).

Dadurch ward aber auch er seinerseits bewogen, sich an den andern Nachbar, König Ferdinand, zu wenden, und ihm die Ausführung des alten Tractates, die Ueberlieferung Siebenbürgens und der heiligen Krone, anzubieten.

Am Hofe des Königs trug man anfangs Bedenken, hierauf einzugehen: Johann Hofmann, den wir kennen, soll es widerrathen

1) Das versichert wenigstens Verantius beabsichtigt zu haben: quilibet optimatum dignitate et officio aliquo insigniretur, ex eisque conflaretur consilium quo interregnum moderaretur. Bei Katona XXI, 1070.

2) Bei Katona XXI, 793.

3) So versichert Ferdinand in einer amtlichen Denkschrift an den Papst bei Bucholtz IX, p. 590. Man sieht daraus, daß die ersten Eröffnungen im Jahre 1549 gemacht sein müssen.

haben; aber die Gelegenheit war zu lockend, um sie nicht zu ergreifen: dies Mal, glaubte man, könne der Mönch sich nicht wieder mit den Osmanen verständigen.

Es wäre hier nicht am Ort, die oft doppelsinnigen Verhandlungen, die hierüber gepflogen wurden, im Einzelnen zu begleiten: genug, nach einiger Zeit führten sie zum Ziele. Im Jahre 1551 ergab sich die Königin in ihr Geschick und vertauschte die Herrschaft in Siebenbürgen mit einigen schlesischen Besitzungen. Hierauf leisteten die Stände zu Clausenburg die Huldigung an König Ferdinand und überlieferten die heilige Krone dem Befehlshaber desselben.

Martinuzzi schien hiedurch nur noch mächtiger zu werden: er ward von Ferdinand als Schatzmeister und Woiwode des Landes, und zwar ohne Collegen, anerkannt und zum Cardinal erhoben: da ihm so viel gelungen, fragte man in diesen Ländern wohl, ob er nicht noch Papst werden könne.

Ganz ein anderes Schicksal aber stand ihm bevor. Unverweilt nemlich, noch im September 1551, erschienen die Türken unter einem ihrer namhaftesten Anführer, Mehemet Sokolli, 60000 M. stark, von Salankemen her über der Donau, eroberten eine ganze Anzahl von Schlössern, die vor ihnen lagen, und durchzogen plündernd die von dem bisherigen Kriege noch minder berührten Ebenen des Banates. Zwar wurde nun die blutige Lanze und das blutige Schwert durch alle siebenbürgischen Ortschaften geschickt; die Ferdinandeischen Truppen kamen herbei, und mehrere von diesen Schlössern wurden wieder eingenommen, selbst das einst von Georg von Brandenburg befestigte Lippa; allein einmal fehlte viel, daß man den Türken alle ihre Eroberungen wieder entrissen hätte, sodann entspann sich eben aus diesem zweifelhaften Erfolg eine Verstimmung zwischen Martinuzzi und dem ihm zur Seite stehenden östreichischen Befehlshaber, die sofort zu einer gräßlichen Katastrophe führte.

Martinuzzi ließ sich wohl vernehmen, er hätte geglaubt, die Deutschen würden stärker sein, als er sie gefunden: und obwohl aus den vorliegenden Actenstücken kein Beweis dafür hervorgeht, so ist es doch nicht ohne Wahrscheinlichkeit, daß er daran gedacht hat, wie er sich auch ohne Ferdinand in Siebenbürgen behaupten könne[1]).

1) Die beiden Schreiben des Mohammed Sokolli, abgedruckt bei Hammer III, 723, beweisen doch nichts, als daß Br. Georg über die Herausgabe der noch nicht wiedereroberten siebenbürgischen Schlösser mit Mehemet in Unterhandlung stand. Br. Georg hatte sie selbst eingeschickt.

Dagegen schöpften die königlichen Befehlshaber den Verdacht, als unterstütze er sie absichtlich nur schlecht und denke auf ihr Verderben, um sich dann unter türkischem Schutz zum Alleinherrn Siebenbürgens zu machen.

Bei Ferdinand trafen ihre Meldungen mit beinahe gleichlautenden Nachrichten aus Constantinopel zusammen. So wichtig schien ihm der Besitz von Siebenbürgen, so dringend die Gefahr, das kaum Gewonnene zu verlieren, und von so gewaltsamen Entschlüssen und Handlungen erfüllt waren noch die Zeiten, daß er es über sich gewann, der Beurtheilung seiner Befehlshaber zu überlassen, ob ein Mann leben oder sterben solle, dessen Schuld ihm selber zweifelhaft war[1]). Castaldo und seine Freunde, von persönlichem Haß, der Besorgniß, am Ende selber verrathen zu werden, und der Begierde getrieben, sich der Schätze des Mönches zu bemächtigen, von denen man Unglaubliches meldete, trugen kein Bedenken, augenblicklich zur That zu schreiten. In dem eignen Schlosse des Mönches, der doch dabei wenig Vorsicht zeigte, Alvinz, fanden sie Gelegenheit, an ihn zu kommen. Martinuzzi ward in dem Augenblicke, daß er sich anschickte, einen ihm überbrachten Brief zu lesen, wie dort in Neuburg Johann Diaz, von den Ueberbringern ermordet. Seine Schätze fand man weit geringer, als man gemeint.

Und nun läßt sich denken, daß auch dem König aus diesen Dingen kein Heil erwuchs. Der Tod des Mannes, der Alles zusammengehalten, mußte nothwendig Alles auflösen. In Kurzem finden wir den östreichischen Befehlshaber Castaldo zugleich mit einem Aufstand der Szekler, den Einfällen der Walachen und einem neuen türkischen Heere in ungleichem Kampfe.

Die Hauptsache war auch hier, daß hiedurch der Stillstand gebrochen war, den man mit so vieler Mühe zu Stande gebracht hatte. Ich finde die Nachricht (wiewohl nicht mit voller Sicherheit), die Unternehmungen auf Mehdia und auf Siebenbürgen seien von den beiden östreichischen Brüdern zugleich in Erwägung gezogen worden: man habe sehr wohl gesehen, daß die Erneuerung des osmanischen Krieges die unausbleibliche Folge davon sein würde, aber es darauf gewagt, um der großen Vortheile willen, die man erwartete. Die

1) Nach Ferdinands Instruction für seine Gesandten an den Papst bei Bucholtz IX, 600 war seine Weisung an Castaldo: ut fortiter dissimularet, quatenus monachum .. differre sentiret: si tamen intelligeret rem aliter transigi non posse .. tunc potius ipse eum praeveniret et tolleret e medio, quam quod primum istum expectando ab ipso praeveniretur.

Vortheile waren nicht gewonnen; die Nachtheile traten in vollem Maße ein: zu beiden Seiten erhob sich ein für die beiderseitigen Länder höchst gefährlicher Krieg, der alle Aufmerksamkeit und Kraftentwickelung in Anspruch nahm.

Und wenden wir nun unser Augenmerk von dem Osten nach dem Westen, wo die Thätigkeit des Kaisers von seinen Beziehungen zu England und Frankreich und dem gegenseitigen Verhältniß dieser beiden Reiche bedingt wurde, so waren auch hier die größten Veränderungen eingetreten, oder bahnten sich doch in diesem Augenblick an.

Bleiben wir zunächst bei dem Gange der Dinge in England stehen, der zugleich die kirchliche Seite der kaiserlichen Unternehmungen nahe berührt.

Fortgang der Reformation in England.

Wenn sich der Kaiser und König Heinrich VIII nach langem Hader wieder verbündeten, so konnte das, so viel dringende Antriebe dafür vorhanden waren, bei der Sinnesweise jener Zeit doch nicht wohl geschehen, ohne daß auch in ihren kirchlichen Tendenzen wieder eine gewisse Analogie eintrat.

Nachdem Heinrich VIII mit seinem Clerus und seinem Parlament sich einige Jahre daher in einer Richtung bewegt, die dem deutschen Protestantismus entsprach, vereinigten sich diese drei Gewalten im J. 1539 zu dem Gesetz der sechs Artikel, durch welches Priesterehe und Laienkelch verworfen, das Dogma der Brotverwandlung dagegen, die herkömmliche Feier der Messen und die Ohrenbeichte bei strenger Ahndung eingeschärft wurden.

Fragen wir, was ihn dazu bewog, so werden wir wohl nicht irren, wenn wir dies Gesetz zu den Maßregeln der Vertheidigung rechnen, welche er damals gegen die Verbindung des Papstes mit dem Kaiser und dem König von Frankreich ergriff. Bei der ersten Nachricht von dieser Verbindung waren alle heimlichen Anhänger des Papstes in Bewegung gerathen; der französische Gesandte meint, es gehöre nichts weiter als das Interdict und etwa ein kirchliches Handelsverbot dazu, um den offenen Aufruhr in England zu entzünden[1]. Der König glaubte das von ihm ergriffene System nur

1) Castillon 2. Febr. 1538: Il luy semble (dem Ges.) que qui pourroit trouver moyen que le pape envoyast interdits et excommuniements

dadurch behaupten zu können, wenn er seine römisch-katholischen Unterthanen, die noch die Mehrzahl ausmachten, in Hinsicht der wichtigsten Lehrpunkte beruhigte. Eine Auffassung, die sich beinahe aufdringt, wenn man das Tagebuch von Hollinshed liest, wo die kriegerischen Vorkehrungen, die Heinrich VIII traf — Befestigung der Häfen, Besichtigung aller Landungsplätze, Musterung der Kriegsmannschaften — und die Verkündigung dieser Artikel in Einer Reihe genannt werden[1]).

Wenn Heinrich VIII dabei fürs Erste mit den Protestanten doch noch in Verbindung blieb und jene Ehe mit Anna von Cleve schloß, so geschah das aus dem verwandten Grunde, weil ihm nichts erwünschter und nützlicher war, als der Widerstand derselben gegen den Kaiser. Sobald sie diesen aufgaben, ward Anna verstoßen, jede engere Verbindung abgebrochen, der bisherige Führer der religiösen Neuerung, Cromwell, seinen Feinden preisgegeben.

Seitdem erst begann man die Artikel mit der Strenge zu handhaben, die ihnen den Namen „der blutigen" verschafft hat. Die Papisten wurden mit dem Schwert hingerichtet, die Gegner der Transsubstantiation erlitten den Tod im Feuer: Beides im Namen des Gesetzes.

Dann konnte sich der König auch wieder der Politik des Kaisers nähern, mit dessen zugleich antipäpstlicher und dogmatisch-katholischer Haltung die seine eine bei weitem nähere Verwandtschaft hatte, als mit dem Geiste des Protestantismus.

Nur ganz in seinen letzten Tagen schien es ihm gut, eine Veränderung, wenn nicht eintreten zu lassen, doch vorzubereiten.

Es wurden ihm Anzeigen gemacht — er hat die besonders anzüglichen Stellen darin noch mit zitternder Hand unterstrichen[2]) —, nach welchen es ihm schien, als ob das Haus Howard, das an der Spitze der katholischen Partei stand, wohl seinem Sohne gefährlich werden könne. Gerade zu der Zeit, in welcher er die Howards einkerkerte oder hinrichten ließ, mußte es nun sein, daß er diejenigen Männer schließlich ernannte, welche während der Minderjährigkeit seines Sohnes die Regierung führen sollten. Aus dem Verzeichniß

par les terres et pays qui luy portent obeissance, et meme les marins, que nul marchand negociast ou pratiquast en façon quelconque avec les Anglais, que sans autre despence le peuple d'Angleterre s'esmouveroit et contraindroit le roi à retourner à l'eglise.

1) Hollinshed Chronicles III, 808.

2) Statepapers I, 891.

derselben tilgte er mit eigner Hand den Namen Gardiners, der bisher die katholischen Lehrsätze nicht ohne Geist und mit bemerkenswerther Festigkeit vertheidigt hatte; den Namen Cranmers dagegen, des vornehmsten geistlichen Werkzeugs der Reformation, fand man unter den vom König ernannten Executoren des Testaments obenan stehen.

Und so bildete sich unmittelbar nach Heinrichs Tode eine Regierung, in der die protestantischen Hinneigungen vorwalteten. Ein Mann, der sie mit Entschiedenheit hegte, Edward Seymour, jetzt zum Herzog von Sommerset erhoben, trat unter dem Titel eines Protectors als ihr Oberhaupt auf: seine Mitexecutoren ließen sich gefallen, als seine Räthe zu erscheinen; gab es noch fremdartige Elemente unter ihnen, so wurden sie ohne Mühe ausgestoßen.

Mag nun die Gesinnung König Heinrichs gewesen sein, welche sie will; aller Grausamkeit seiner Edicte zum Trotz, durch das Ganze seiner Thätigkeit hat er die Fortschritte der religiösen Neuerung mächtig befördert. Er hat die Summe der geistlichen Gewalt mit der königlichen verbunden. Diese neu begründete kirchlich-weltliche Macht hat er dann einer Vereinigung von Männern hinterlassen, in welcher das protestantische Princip auf der Stelle die Oberhand bekam.

Auch in dem Bisthum hatte unter Cranmers stillem Einfluß die protestantische Ansicht Eroberungen gemacht: der zweite Erzbischof des Reiches, mehrere andere Bischöfe neigten sich ihr zu.

Es bedurfte nichts weiter, als der natürlichen Entwickelung der innerhalb der constituirten Gewalt auf diese Weise schon geschehenen Veränderung, um den neuen Meinungen freien Raum zu machen. Man brauchte von dem durch Heinrich VIII gebahnten Wege der Gesetzlichkeit nicht abzuweichen und konnte doch zu ganz andern Resultaten gelangen.

Wie hätte die neue Regierung auch zum Beispiel an der Strenge festhalten können, mit welcher Heinrich VIII seine Gebote hatte handhaben lassen.

Jetzt erschienen fliegende Blätter und Reime, Hefte, Bücher gegen das bisherige System; die Fasten wurden gebrochen, Bilder umgerissen. Niemand machte Miene, sich darum zu bekümmern.

Vielmehr ward, ohne langen Verzug, eine neue Visitation vorgenommen, um die Mißbräuche der Geistlichen auszurotten; sie knüpfte ausdrücklich an diejenigen Artikel an, welche unter Cromwell bekannt gemacht worden.

Um das Volk zu unterweisen, verfaßte der Erzbischof Cranmer in deutscher Weise eine Anzahl von Homilien, die sich besonders in dem Artikel von der Justification von dem herkömmlichen System entfernten.

Und hierauf nun versammelte sich das Parlament, Nov. 1547, unter dem Eindruck, welchen die Veränderung der Regierung überhaupt und besonders eine Unternehmung gegen Schottland gemacht hatte, die sehr glücklich gegangen war: es theilte vollkommen die Gesinnung der Regierung.

Vor Allem wurden die sechs Artikel abgeschafft. Cranmer brauchte wohl nicht, wie man gesagt hat, erst darauf aufmerksam gemacht zu werden, daß ohne dies kein weiterer legaler Schritt möglich war. Das Parlament ergriff aber auch eine positive Maßregel: es ordnete die Communion unter beiderlei Gestalt an. Man sollte glauben, daß die Ueberzeugung von der Rechtmäßigkeit dieser Abänderung sehr verbreitet gewesen sei. Unter den Bischöfen waren nur fünf, im Unterhause der Convocation, welches 64 Stimmen zählte, nicht eine einzige dagegen.

Dabei hielt das Parlament das geistliche Supremat der Krone auf das nachdrücklichste fest: besonders ihr Recht, die Bischöfe zu setzen.

Auch in dem jetzt vorherrschenden Sinne hätte kein Schritt ohne Erlaubniß der Regierung geschehen dürfen. Wie so durchaus anders gingen die Dinge jenseit des Meeres, als diesseit. Bei uns war die Bewegung von der Predigt mit hervorgebracht: dort war die freie Predigt kaum einen Augenblick erlaubt gewesen, so wurde sie wieder verboten. Der Grundsatz ward aufgestellt, daß Niemand Meinungen und Gebräuche, die der König noch dulden wolle, in Verachtung bringen dürfe; einem Privatmanne könne nicht zustehen, Neuerungen anzufangen[1]); die Regierung behielt sich gleichsam das Recht vor, ausschließend die öffentliche Intelligenz zu sein. Und nur sehr bedachtsam ging sie zu Werke. In dem Katechismus, den Erzbischof Cranmer übrigens nach deutschem Vorbild bearbeitete, hütete er sich doch, die Ideen vom Priesterthum zu verletzen: die Lehre von dem göttlichen Ursprung und der göttlichen Berechtigung desselben wird darin mit aller Strenge festgehalten[2]). Es dauerte

1) A letter sent to all those preachers, which the King's Majesty hath licensed. Bei Wilkins IV, 27.

2) Vgl. Collier II, 251.

eine Weile, ehe man die Priesterehe erlaubte. Die Commission von Bischöfen und Geistlichen, welche auf Beschluß des Parlaments dazu schritt, eine neue gleichförmige Anordnung des Gottesdienstes zu entwerfen, ließ es ihr hauptsächlichstes Geschäft sein, die verschiedenen Liturgien, die in England in Gebrauch waren, von Sarum, Bangor, York, zu vereinigen und zu verschmelzen, und unterwarf sie nur einer Durchsicht und Reinigung. Sie verfuhr nach dem Grundsatz, daß auch Christus bei seinem Werke das Alte nicht ganz verworfen, sondern bei den beiden großen Institutionen, die er gemacht, sich an die Gebräuche der Juden angeschlossen habe [1]).

So nahe wie möglich hielt man sich an die historisch gegebenen Grundlagen. Aber dabei kam doch eine Neuerung zu Tage, durch welche sich auch dort der reformatorische Gedanke endlich selbständig Bahn gebrochen hat.

Die Lehre von der Brotverwandlung war in England am spätesten durchgedrungen: sie hatte dort in Wikliffe den ersten wirksamen und durchgreifenden Widerspruch gefunden; zwar hatte sie sich nichtsdestoweniger der Gemüther allmählig bemächtigt und war von Heinrich VIII mit Feuer und Schwert vertheidigt worden, aber sie mußte es doch wieder sein, was dort, nachdem man bisher hauptsächlich die Verfassung und die Gebräuche geändert, zu einer wesentlichen Neuerung in der Lehre den entscheidenden Anlaß gab.

Oder sagen wir vielmehr Herstellung als Neuerung?

In England machte es noch größern Eindruck, als in Deutschland, daß damals das Werk eines Mönches aus dem 9. Jahrhundert, der immer unter den rechtgläubigen Kirchenschriftstellern aufgeführt worden, das Buch des Ratramnus von Corbei über Leib und Blut unseres Herrn, bekannt ward, worin nicht allein die Brotverwandlung verworfen, sondern die leibliche Gegenwart überhaupt geleugnet, und diese Ansicht einem mächtigen König der damaligen Welt, Carl dem Kahlen, als die wahrhaft katholische bezeichnet wird [2]). Einer der Führer der Reformation, Nicolaus Ridley, studirte diese Schrift auf seiner Landpfarre in Kent, und durchdrang sich mit der Ueberzeugung, daß die herkömmliche Auffassung nicht allein unhaltbar, sondern auch die neuere sei: eine Meinung, die er gar bald seinem Freunde, dem Erzbischof Cranmer, mittheilte [3]).

1) Our liturgy is in great measure a translation from the catholic service. Hallam constitut. history I, 115.
2) Bertrami presb. liber etc. Col. 1532. Genev. 1541.
3) Soames history of the reformation in England III, 177.

Eben langten aus Deutschland, zum Theil ausdrücklich eingeladen, zum Theil durch die Gewaltsamkeit verjagt, mit welcher das Interim eingeführt wurde, auch solche Leute an, denen die Wittenberger Concordie noch nicht genügte, wie Peter Martyr, der eine Zeitlang bei Cranmer zu Lambeth lebte, und Johann a Lasco. Sie trugen nicht wenig zur Befestigung Cranmers in diesen Abweichungen bei, der dann wieder bei der gesammten Geistlichkeit darin Nachfolge fand. Man begnügte sich nicht, die Messe aufhören zu lassen — in der Mutterkirche der Hauptstadt zu St. Paul trat die Communion an die Stelle des Hochamtes —, sondern in der neuen Liturgie ward die Elevation, welche Luther so lange beibehalten, und die Kniebeugung vor der Hostie verboten[1]). Die Visitatoren des Jahres 1549 verpönten jede Beibehaltung der eigenthümlich römischen Gebräuche[2]). Auf der Universität Oxford focht Peter Martyr die Lehre über die Eucharistie, obwohl nicht ohne harte Kämpfe, durch; wie er sie feststellte, ist sie darnach in die Bekenntnißschriften der englischen Kirche aufgenommen worden.

Indem nun aber die kirchliche Veränderung die Momente berührte, welche den Kern des katholischen Glaubens ausmachten, mußte in England so gut wie anderwärts eine allgemeine Erschütterung erfolgen.

Was die sechs Artikel einst politisch empfahl, zeigt sich erst recht, wenn wir finden, daß die aufrührerische Menge in mehreren Provinzen die Herstellung dieses blutigen Statutes forderte.

Auch ganz entgegengesetzte Motive mischten sich ein, besonders Widerstand gegen das Umsichgreifen des Adels, namentlich die weiteren Einzäunungen des Landeigenthums, vergesellschaftet mit anabaptistischen Regungen, welche fast an den deutschen Bauernkrieg erinnern[3]).

Diese Bewegungen wurden nun zwar leichter als in Deutschland erdrückt, da sie sich in sich selbst widersprachen, und in England das Herrenrecht der Weltgeistlichkeit, die ganze bischöfliche Hierarchie, aufrecht erhalten wurde; allein sie blieben doch nicht ohne die größte Rückwirkung.

1) Soames III, 377.

2) Articles bei Burnet II, Col. nr. 33: that no minister do counterfeit the popish mass: as to kiss the Lords table, . . to use no other cerimonies than are appointed in the Kings Book of Common Prayers.

3) Ein gewisser Ket nannte sich den Meister oder König von Norfolk und Suffolk; er führte die Widerstrebenden in Ketten mit sich fort. Strype II, 290.

Um zu Hause nicht zu unterliegen, mußte die Regierung die kriegge übten Leute, die bisher die Besatzung von Boulogne ausgemacht, von dort wegführen: dadurch aber ward der König von Frankreich veranlaßt[1]), seinen Krieg ernstlicher zu erneuern, als bisher; er bemächtigte sich in Kurzem der kleinen Befestigungen in jenem Gebiete.

Auch in Schottland konnten sich die Engländer jetzt nicht länger halten: nach mancherlei Verlusten entschlossen sie sich, den vornehmsten Platz, dessen sie sich bemächtigt hatten, Haddington, zu verlassen.

Wir werden wohl nicht irren, wenn wir den nächsten Grund, daß der Protector Sommerset sich nicht behaupten konnte, in der Verflechtung dieser Umstände suchen, in der schlechten Lage der öffentlichen Angelegenheiten, die man ihm Schuld gab, den Mißgriffen, die er persönlich dabei beging: doch nicht hierin allein, sondern zugleich in einer politischen Hinneigung, die er dabei an den Tag legte. Er nahm sich der bedrängten Gemeinen ganz unzweideutig an: die neuen Einzäunungen wurden an vielen Orten durch die Commissarien, die er ausgesandt hatte, zerstört, und man schrieb ihm die Absicht zu, in dem nächsten Parlamente eine nachdrückliche Acte zur Abstellung der Uebergriffe des Adels einzubringen. Nachdem er die geistlichen Forderungen beseitigt, schien er geneigt, die weltlichen Ansprüche zu bewilligen[2]).

Er war jedoch viel zu schwach für einen Plan, zu dessen Durchführung Sieg im Felde, unbezweifeltes Uebergewicht im Rath und die entschlossene Unterstützung eines kräftigen Königs gehört hätten. Er erlag seinen Gegnern, welche schon glaubten, daß er es auf eine allgemeine Umwandlung der Verfassung abgesehen habe.

Man wird sich nicht wundern, wenn der Sturz des vornehmsten Führers der religiösen Umbildung hie und da die Erwartung hervorrief, als würde diese selbst rückgängig werden.

1) Lorenzo Giustiniani Rel^ne^ di Francia: Levorno i boni soldati et esercitati che avevano in questa fortezza et vi mandarono altretanti da sui Englesi non piu stati in guerra, di che acortosi Chiatiglion lo fece saper al Condestabile, che prese questa occasion persuase al re mandarci con ogni sforzo.

2) In der von Tytler (Edward VI and Mary I, 208) bekannt gemachten merkwürdigen Proclamation heißt es vom Adel: non fearing that the lord protector according to his promise would haved redressed things in the parliament, which he shortly intended to have set to the intent that the poor commons may be godly eased.

Am kaiserlichen Hofe zu Brüssel war man mit der Verwaltung Sommersets so schlecht zufrieden, daß der dortige französische Gesandte, Marillac, den Sturz des Protectors von den Einwirkungen des Kaisers herleitet[1]). Wenigstens ward das Ereigniß von diesem Hofe mit lauter Freude begrüßt. Der ersten Gesandtschaft des neuen Gewalthabers Warwick, der ihn um Hülfe gegen Frankreich bat, wie auch sein Vorgänger gethan, eröffnete der Kaiser mit einem gewissen Vertrauen, daß die englische Regierung sich vor allen Dingen mit ihm in Sachen der Religion vereinigen müsse[2]).

Wie wäre aber Warwick, den dieselben Männer — für ihn schlechterdings unentbehrlich — umgaben, welche die Veränderung eingeleitet, dasselbe Parlament, das sie beschlossen und schon so weit eingeführt hatte, wenn er auch gewollt hätte, im Stande gewesen, mit einer rückgängigen Bewegung durchzubringen? Der erste Versuch dazu hätte ihm selber zum Verderben gereicht.

In der nächsten Sitzung des Parlaments ward vielmehr das begonnene Werk in gleicher Richtung fortgesetzt.

Die alten Rituale mußten ausgeliefert werden; die Bilder wurden vollends aus den Kirchen geschafft; ein Ordinationsbuch ward verfaßt, in welchem nun auch die Lehre vom Charakter, die, wie wir oben andeuteten, zur Doctrin von der Transsubstantiation eine nahe Beziehung hat, und die bisherige Ansicht von der Absolution verworfen wurde. Indessen machten sich auch in Cambridge die evangelischen Ansichten von Gnade und Rechtfertigung, Gotteswort und Menschenlehre, durch den Einfluß besonders Martin Butzers unter den Gelehrten geltend. Es bereitete sich Alles zum Abschluß des Systems vor, das in den 39 Artikeln festgesetzt und in England behauptet worden ist.

Da nun aber um so weniger an Hülfe des Kaisers gegen Frankreich zu denken war, so mußte die ganze Politik der englischen Regierung sich ändern. Sie bewilligte jetzt den Franzosen die Rückgabe von Boulogne ohne so viele drückende Bedingungen, wie Heinrich VIII aufgestellt, und schloß einen Frieden mit dieser Macht, der die einst

1) Bei der Sendung Pagets klagte man am kaiserlichen Hofe: que non obstant qu'on voit qu'ils faisoient la guerre a dieu, ils vouloient que l'empereur les defendist. (Marillac 25. Juli 1549.)

2) Er erinnert den König „him and his council, to have matters of religion first recommended, to the end we may be at the end all of one opinion.“ Cheyne bei Strype Mem. II, 308.

in Gemeinschaft mit dem Kaiser im Jahre 1543 begonnenen Feindseligkeiten allererst beendigte.

Zwar hat es dann im Laufe des Sommers noch einige Irrungen über die Grenzen gegen Calais hin gegeben, von denen es wohl Einem und dem Andern schien, als würden sie eine neue Fehde veranlassen, aber zuletzt ward doch Alles beseitigt und ein ganz gutes Verständniß gegründet, bei dem man sogar die Aussicht auf engen Bund faßte.

Und nun leuchtet ein, welche Nachtheile zugleich kirchlicher und politischer Natur für den Kaiser hierin lagen.

Seine kirchlichen Pläne umfaßten die ganze abendländische Christenheit. Unmöglich konnte es ihm gleichgültig sein, wenn in England die Meinungen emporkamen, die er in Deutschland bekämpfte. Während er hier seine vornehmste Sorge sein ließ, die Messe herzustellen, ward sie dort aufgehoben.

Da sich Prinzessin Maria weigerte, sich der gesetzlichen Uniformität zu unterwerfen, und er sich ihrer hiebei annahm, so gerieth er jetzt selbst in Weiterungen mit der englischen Regierung [1]); er hat ihr im Jahre 1551 mit Krieg gedroht, und ich finde die Nachricht, daß die flandrischen Küsten gegen einen Anfall, den die Engländer plötzlich unternehmen dürften, in Vertheidigungsstand gesetzt worden seien [2]).

Eine noch bei weitem dringendere Gefahr für ihn aber schloß es ein, daß König Heinrich II von Frankreich, der sich eben so stark wie sein Vater als der natürliche Nebenbuhler und Opponent des Hauses Oestreich fühlte, durch diesen Frieden freie Hand bekam.

Der König selbst hatte gesagt, er wolle dem Kaiser nicht länger das Vergnügen machen, seine Nachbarn in den Waffen gegen einander zu sehen. Die offenen und geheimen Gegner des Kaisers in aller Welt wurden bei dieser Nachricht von der Erwartung ergriffen, daß eine Aenderung der allgemeinen Politik bevorstehe: sie tranken wohl einander Glück zu bei der Nachricht von diesem Friedensschluß.

1) King Edwards Journal March 19. 1551 (Burnet Part II Book II, 23): The Emperors amb[r] came with a short message from his master of war, if would not suffer the princess to use her mass.

2) „per non esser trovati all' improvista.“ (Dispaccio fior.)

Heinrich II und die Farnesen.

Ein sehr außerordentliches Verhältniß waltete schon alle diese Jahre daher zwischen dem König von Frankreich und dem Kaiser ob.

Im September 1548 trug der König dem Kaiser noch einmal die engste Allianz an, die durch die Vermählung seiner Schwester mit dem Prinzen von Spanien bekräftigt werden solle[1]. Bei der Mittheilung dieses Gedankens rief Granvella aus, wenn er den Tod schon zwischen den Zähnen hätte, würde ihn eine Mittheilung dieser Art wieder ins Leben zurückrufen, und die Unterhandlungen darüber wurden wirklich eröffnet.

Aber gleich bei dem ersten Schritte scheiterten sie auch. Der Kaiser bezeichnete eine Bedingung als unerläßlich, welche die Franzosen schlechterdings nicht eingehen wollten, die Herausgabe von Piemont; vorausgesetzt, daß es ja mit jenem Vorschlag überhaupt jemals dem einen oder dem andern Theile Ernst gewesen ist.

Montmorency bekennt in einem Briefe an Marillac, er habe damit nur Zeit zu gewinnen gesucht.

Dagegen sagte wohl auch Granvella, er habe seine weiten Aermel voll von Beschwerden gegen Frankreich, doch sei die Zeit noch nicht gekommen, sie geltend zu machen.

Seitdem beobachtete jeder Theil den andern mit bewußter und nur wenig verborgener Feindseligkeit.

Von Anfang an aber waren hiebei die Franzosen im Vortheil. Der Kaiser verfolgte ein ideales, kaum jemals erreichbares Ziel. Sie dagegen nahmen mit voller Ueberlegung sich vor, nun erst ihre englisch-schottische Angelegenheit zu beendigen und sich dann gegen den Kaiser zu wenden.

Wir sahen so eben, wie gut es dem König damit gelang. Er hatte die Vereinigung von Schottland und England zu Einem Reiche dies Mal wirklich verhindert, die junge Königin nach Frankreich geführt, um sie mit dem Dauphin zu vermählen, Boulogne wiedererobert, und dabei noch ein gutes Verständniß mit England gestiftet.

1) Sehr unumwunden lautet der Antrag: Cette intelligence commune seroit à l'ung et l'autre le moyen pour mettre soubs eux et à leur devotion ce qui seroit utile et propre à chacun d'eux. Worte des Connetable in einem Schreiben an Marillac o. D. (Sept. 1548), angekommen im October.

Dergestalt nahm er eine sehr starke Stellung in Europa ein. Er war siegreich, jung und kriegsbegierig. Er konnte darauf denken, die Opposition zu erneuern, die einst sein Vater gehalten.

Den nächsten Anlaß dazu gaben ihm die italienischen, namentlich die Farnesischen Angelegenheiten.

Nach der unglücklichen Katastrophe Pier Luigi's in Piacenza hatte Paul III Parma an die Kirche zurückgenommen: Camillo Orsino hielt es bei seinem Tode im Namen der Kirche besetzt. Einem im Conclave gegebenen Versprechen zufolge fing Julius III seine Regierung damit an, daß er Parma dem Sohne Pier Luigi's, Ottavio, wieder zurückgab. Man wollte wissen, der Kaiser habe hoffen lassen, diesen seinen Eidam auch in Piacenza herzustellen. Die Farnesen schmeichelten sich, bei dem guten Verhältniß des Papstes mit dem Kaiser noch in den Besitz alles dessen zu gelangen, was sie der Gunst ihres Großvaters jemals verdankt.

Auf dem Reichstage von Augsburg, im September 1550, ward auch hierüber mit dem Kaiser unterhandelt.

Es war aber nicht in seiner Weise, eine Landschaft, auf die er Rechte zu haben glaubte und die er größtentheils schon inne hatte, so leicht wieder fahren zu lassen. Daß seine Tochter mit Ottavio verheirathet war, machte auf ihn wenig Eindruck, nachdem das ganze Haus in Pier Luigi tödtlich beleidigt worden. Die Verbindung des jüngsten von den Brüdern, Oratio, mit Frankreich erregte von Anfang an seinen Verdacht und Widerwillen. So weit war er entfernt, Piacenza zurückzugeben, daß er sogar Ansprüche auf Parma erhob, und eine Untersuchung der zwischen Reich und Kirche schwebenden Streitfrage über die Oberherrlichkeit über diese Städte in Antrag brachte[1]). Ferrante Gonzaga setzte seine Feindseligkeit gegen die Stadt Parma unaufhörlich fort.

Da konnten nun die Farnesen auch von dem Papst nicht viel Schutz erwarten. Es war nicht das Herkommen im Kirchenstaat, daß die Nepoten eines früheren Papstes von dem regierenden besondere Rücksicht genossen. Eine der Instructionen Julius' III beweist unwiderleglich, daß ihn wirklich der Gedanke beschäftigt hat, auch Parma dem Kaiser zu überlassen, bei günstiger Gelegenheit, unter den nöthigen Bedingungen[2]). Den Herzog Ottavio ließ er endlich geradezu wissen,

1) Pareva meglio che si conoscessero le ragioni della sede apostolica e dell' imperio e le città si dessero a chi aveva ragione. (Seine Worte an Pighino 4. Sept.)

2) Instruttione al Vescovo d'Imola: Er habe dem spanischen Bot-

daß die Kammer den Aufwand nicht länger tragen könne, welchen ihr der Schutz von Parma verursache.

Es blieb kein Zweifel, daß die Farnesen verloren waren, wenn sie nicht zu einem außerordentlichen Mittel griffen.

Papst Paul III war durch den Zusammenhang der geistlichen und weltlichen Geschäfte abgehalten worden, in ein entschiedenes Verhältniß zu Frankreich zu treten. Bei seinen Enkeln fielen die geistlichen Rücksichten weg. Allerdings hatten sie in den Gebieten der Kirche und des Kaisers nicht wenig zu verlieren, allein sie konnten auch gewinnen, sich vielleicht rächen, und vor allen Dingen sich als Fürsten in Parma behaupten.

Und an wen sollten sie sich wenden, wenn nicht an Heinrich II, in dessen Familie einer von ihnen, Oratio, aufgenommen war?

Dem König ward der Antrag gemacht, noch ehe die Irrungen mit England vollkommen beseitigt waren; er trug dazu bei, daß dies geschah.

Zuerst wurden einige zuverlässige Leute nach Italien gesendet, um die Lage der Dinge, auch die Haltbarkeit des Platzes zu untersuchen. Als deren Bericht günstig ausfiel, ward ein Vertrag geschlossen, kraft dessen der König die Farnesen in Schutz nahm und eine Mannschaft zu Pferd und zu Fuß nach Parma zu schicken versprach, groß genug, um eine Belagerung auszuhalten, Ottavio dagegen sich verband, die Fahnen von Frankreich fliegen zu lassen, und ohne Einwilligung dieser Macht kein Abkommen mit dem Kaiser einzugehen, auch nicht das günstigste.

Wir wissen, wie viel dem Kaiser von jeher daran lag, die Franzosen von Italien auszuschließen. Jetzt mußte das Mißverhältniß, in das er zu seinem eignen Eidam gerathen war, sie dahin zurückführen. Leicht hatte der König ein paar tausend Söldner in Italien werben lassen, mit deren Hülfe nun der junge Herzog und seine Stadt plötzlich ein ganz anderes Ansehen sich verschafften, als sie bisher gehabt:

Der Papst war ergrimmt, daß „ein elender Wurm", wie er Ottavio nannte, sich gegen ihn und den Kaiser aufzulehnen wage. Seine Angehörigen thaten Alles, um ihn desto enger mit dem Kaiser zu verbinden [1]). Nachdem seine letzten Vorschläge abgewiesen wor-

schafter gesagt: che se pure S. M^a^ haveva desiderio di haver Parma, si aspettasse la maturità del tempo a palarne.

1) Battista di Monte an Diego de Mendoza, Lettere di principi III, 110: Penso che se dalla banda di S. M^a^ li sarà cacciato da voro, che

den, trug er kein Bedenken, im Juni 1551 das Schwert gegen den rebellischen Vasallen zu ziehen.

Merkwürdige Gestalt der Dinge: der Papst führte Krieg mit seinem Vasallen; jenen unterstützte der Kaiser, diesen der König von Frankreich, die doch noch Frieden mit einander hatten.

Allein schon sah Jedermann, daß der Krieg zwischen den beiden Fürsten selbst sich nicht werde vermeiden lassen.

Im September 1551 geriethen die Truppen beider Theile im Piemontesischen an einander. Indessen ließ der König dem kaiserlichen Gesandten an seinem Hofe alle Beschwerden aufzählen, die er schon immer gegen den Kaiser erhoben, — die Züchtigung der Deutschen, die in seinen Dienst getreten, die Begünstigung, die den Engländern während des Krieges zu Theil geworden sei, endlich die Verbindung mit dem Papst wider Parma und Mirandula, — und ihm erklären, da die Freundschaft des Kaisers nur in Worten bestehe und sich bei jeder Verhandlung in das Gegentheil verwandle, so sei er entschlossen, dies nicht mehr mit anzusehen, sondern seine Angelegenheiten selbst in Acht zu nehmen, wie es Gott erlauben werde[1]).

So brach die alte Feindseligkeit wieder aus, welche mit so viel Mühe bisher niedergehalten worden. Die Lage des Kaisers ward um so bedenklicher, da sie zugleich mit jener Erneuerung der osmanischen Anfälle verbunden war.

Wir wissen: es war der Friede mit diesen beiden Mächten gewesen, was dem Kaiser möglich gemacht hatte, die Protestanten zu überwältigen. Es mußte sich nun zeigen, ob das damals gewonnene Uebergewicht auch bei dem Wiederausbruch jener Kriege sich haltbar beweisen würde.

pigliarà l'armi in tutti i modi, et hora è il tempo che l'imperatore si può pigliare l'imperatore tutto per se.

1) Schreiben des kaiserlichen Gesandten S. Mauris 14. Sept. 1551. Die Worte sind: que veendo el dicho S^r rey, que toda la amistad propuesta por V. M^d consiste en palabras, y que usa de punctos contrarios en todas negociaciones, ha deliberado de no sufrir mas tal manera de actos, antes proveer en sus cosas come dios permitira. (Arch. v. Simancas in Paris.)

Fünftes Capitel.

Elemente des Widerstandes in Deutschland.

Im Jahre 1547 hatte der Kaiser sein kriegerisches Unternehmen nicht ganz zu Ende geführt; auch seitdem wendete er sich nicht selber wider die Städte und Landschaften, welche noch unausgesöhnt die Waffen in der Hand hielten: er zweifelte nicht, daß in Folge der Reichsordnungen, die er traf, und der Uebermacht Derjenigen, die seine Partei hielten, ohne weitere Anstrengung von seiner Seite auch die dortigen Angelegenheiten ins Gleiche gebracht werden würden.

So erhoben sich auch wirklich die Ritterschaften der Stifter Bremen und Verden gegen den Grafen Albrecht von Mansfeld, der sich daselbst auf immer festsetzen zu wollen schien; nach mancherlei Glückswechsel haben sie, unterstützt von den benachbarten Fürsten, ihn noch im Jahre 1548 wirklich genöthigt, alle Schlösser und festen Häuser, die er eingenommen, besonders Vörde und die Rothenburg, herauszugeben: jedoch nicht ohne daß ihm dagegen eine ansehnliche Summe Geldes hätte gezahlt werden müssen [1]).

Einen ähnlichen Anlauf nahm Herzog Heinrich von Braunschweig, der nach den Siegen des Kaisers ohne Schwertschlag in sein Land zurückgekehrt war. Er versuchte eine vollkommene geistliche und weltliche Restauration. Die evangelischen Superintendenten fanden wohl eines Morgens das Zeichen der Bedrohung, eine Ruthe und ein Paar Schuhe, an ihre Thüre angeheftet, und eilten hierauf

1) Chyträus Saxonia, 488; doch ging Graf Albrecht nicht sogleich, wie es dort scheinen sollte, nach Magdeburg: vgl. Schwendi 21. Mai 1548 bei Bucholtz IX, 445.

sich durch die Flucht zu retten. Die Mitglieder der Ritterschaft, die sich dem Herzog feindlich gezeigt, die Warberg, Schwichelde, Mandelsloh, Bortfelde, wurden aus ihren festen Schlössern verjagt. Hierauf griff der Herzog auch die Stadt Braunschweig an, mit der er von jeher in ausgesprochener Feindseligkeit stand. Zuerst ließ er nur geschehen, daß seine Anhänger den Waarenzügen derselben auflauerten, ihre Dörfer überfielen und plünderten; die Stadt antwortete damit, daß sie diesen ihren Feinden in ihre Schlupfwinkel, in die benachbarten Wälder und Moräste nachsetzte, bis sie dieselben fand und erlegte; eines Tages, bei Gelegenheit einer großen Hochzeit, gelang es ihr, eine Anzahl derselben auf einmal aufzuheben: zwei von ihnen wurden als öffentliche Verbrecher behandelt und mit dem Tode bestraft. Nun erst erschien der Herzog selber über der Landwehr zu Melverode und schickte sich zur Belagerung an. Auch diese bestand jedoch hauptsächlich darin, daß er das Gebiet der Stadt verwüsten, ihre Saaten — es war im Monat Juli 1550 — niederbrennen, ihre Dörfer zerstören ließ: man sah wohl das Holz von den abgetragenen lutherischen Kirchen zum Verbrauch ins Lager führen; — der Herzog machte ferner einen Versuch die Ocker zu dämmen, um die Mühlen, die er nicht zerstören konnte, ungangbar zu machen; aber jene Verluste fühlte, über diese Gefahr erschrak man nicht, da man sich im Voraus mit allen Bedürfnissen versehen hatte: auch die städtischen Reiter streiften unaufhörlich durch das Gefild und waren oft im Vortheil. Im September verließ der Herzog sein Lager[1]).

Fast gleiches Fehdewesen erfüllte die Umgegend von Magdeburg.

Diese Stadt, die nicht allein jede Annäherung an den Sieger von sich gewiesen, sondern sich als Mittelpunkt der Widersetzlichkeit gegen das Interim aufgestellt, war längst in die Reichsacht erklärt, doch wollte sich noch Niemand an die Ausführung derselben wagen. Der Sinn des Kaisers wäre eigentlich gewesen, sie durch die Ritterschaft der beiden Stifter und die Grafen am Harz vollziehen zu lassen, wie er denn überhaupt in den territorialen Angelegenheiten mit dem Adel gern in Verbindung trat. Lazarus Schwendi erschien in diesen Gegenden, um die Sache in Gang zu bringen; allein ein großer Theil des stiftischen Adels war selber evangelisch und von der Partei Johann Friedrichs: es kam lange Zeit auch hier zu nichts, als zu kleinen Neckereien mit einzelnen Edelleuten aus dem Stifte

1) Tagebuch bei Rehtmeier II, 913. Olsen 56 f.

oder aus der Mark Brandenburg. Vorwerke und Amtshöfe des Rathes wurden überfallen, eine Fuhre Zerbster Bier, ein Wagen mit Tuch aufgehoben [1]); dagegen gelang es auch den Magdeburgern, eine Anzahl Junker aus dem Lande Jerichow gefangen zu nehmen; sie überfielen die benachbarten Märkte oder Klöster; auch sie nahmen wohl Tangermündische Güter weg, oder suchten sich ihres Schadens an einem reichen Juden zu erholen, der mit ihren Feinden in Verbindung stand: das Faustrecht im Kleinen galt gleichsam wieder, und ein Jeder fügte dem Andern so viel Schaden zu, als er vermochte.

Ernstlichere Feindseligkeiten begannen dadurch, daß der junge Georg von Mecklenburg, der dem Herzog Heinrich gegen Braunschweig zugezogen war, mit einem Theil der von dort entlassenen Truppen in dem Magdeburgischen Gebiete erschien, eigentlich nur, um hindurchzuziehen und in seinem Vaterlande gewisse Ansprüche, die er in Folge einer kaiserlichen Anwartschaft auf das Bisthum Schwerin erhob, gegen seine Brüder und seinen Oheim durchzusetzen. Er hielt es für ganz erlaubt, auf seinem Wege die Ungehorsamen, die Rebellen, wie man sie nannte, ein wenig zu züchtigen [2]). In den Bürgern war noch ein so energisches Selbstgefühl, daß sie auch ihr Gebiet nicht wollten beschädigen lassen und dem Herzog im offenen Lande entgegenzogen. Aber bei weitem kriegeübtere Leute führte dieser, als die Bauern waren, welche die Stärke der Magdeburgischen Fähnlein ausmachten: er trieb sie aus einander, eroberte ihre Wagenburg sammt ihrem Geschütz, und wandte sich nun mit Entschiedenheit gegen sie selber (22. Sept. 1550).

Und nicht allein hiedurch sah sich die Stadt plötzlich bedroht, sondern auch alle ihre andern Gegner wurden rege.

1) Heinrich Merckel Wahrhaftiger, ausführlicher und gründlicher Bericht von der alten Stadt Magdeburg Belagerung. Hortleder II, 1244.

2) Hase an Viglius 21. October: „Ist die Sache also ergangen, das Herzog Jörg von Meklenburg ain Zwiespalt mit seinem Vetter und Bruedern des Bischthums Schwerin halber gehabt (vgl. Rudloff N. Gesch. von Mecklenburg I, 120; Krey Beiträge zur Mecklenburgischen Kirchen- und Gelehrtengesch. enthält nichts von Belang), da ime etlich trutzige wort von seinem Vetter Hz. Heinrichen begegnet, deren er sich gern gerochen hett, und hat also Hz. Heinrichs von Braunschweigh kriegsvolk an sich gehenkt, in Meinung, sich wie vorlaut zu rächen: dieweil er aber kain Gelt gehabt und das kriegsvolk auch arm gewesen, hat er gedacht sich an denjenigen, die der Magdeburgischen Rebellion etwas anhängig gewesen, zu erholen, dieweil sie daselbst nit wol sündigen können" — — (Brüss. Archiv.)

Die benachbarten Fürsten, denen es gleich unbequem gewesen wäre, wenn sich ein Weitergesessener durch einen plötzlichen Glücksfall daselbst festgesetzt[1]), oder wenn das Kriegsvolk, das sich so unerwartet gesammelt, aus Mangel an Sold sich wieder zerstreut hätte, eilten sich der Sache anzunehmen.

Zuerst, wenige Tage nach jenem Ereigniß, erschien Churfürst Moritz im Lager des Herzogs Georg und nahm zugleich mit demselben das Kriegsvolk auf drei Monate in Pflicht. Am 2. October trafen auch Churfürst Joachim, Markgraf Albrecht von Brandenburg, die vornehmsten Domherren, — nicht ohne einige Mitglieder der Ritterschaft —, in dem Lager zu Schönebeck ein: da die Stadt die Aufforderung, sich zu Handen der Churfürsten und Fürsten zu ergeben, zurückwies und vielmehr auch ihrerseits Kriegsleute von denen bei sich aufnahm, die in oder vor Braunschweig gelegen, so traf man Anstalt zu einer förmlichen Belagerung: Anfang November ward das erste Blockhaus bei Buckow geschlagen[2]).

Nur wollten weder die einzelnen Fürsten, noch die benachbarten Kreise sich mit den Kosten eines so schwierigen Unternehmens beladen: sie riefen die Hülfe des Kaisers und der Reichsstände an, die damals eben in Augsburg versammelt waren.

Wie wichtig der gewonnene Vortheil erschien, mag man daraus abnehmen, daß die sächsischen Gesandten nicht warten mochten, bis die Vesper aus war, welcher König Ferdinand beiwohnte, sondern während des Gottesdienstes demselben ihre Nachricht mittheilten[3]). Alles erfüllte sich mit neuen Erwartuugen und Plänen.

Im Fürstenrathe ward der Wunsch geäußert, daß der Kaiser selbst, der den Krieg früher so glücklich geführt, auch den Reliquien desselben, der Magdeburgischen Rebellion, unterstützt vom Reiche, ein Ende machen möge. Man begreift es sehr wohl, wenn unter andern Herzog Heinrich dafür war: gegen Braunschweig hätte ihm nichts besser zu Statten kommen können: merkwürdig aber, wie weitaussehende Gedanken sich von andern Seiten her daran knüpften. Die Bischöfe hofften, daß eine neue Waffenthat des Kaisers die vollkommene Herstellung ihrer Gerichtsbarkeit und der geistlichen Güter zur Folge haben werde; der Deutschmeister hegte die Meinung, daß die

1) Dreyhaupt Saalkreis I, 272 gedenkt des Vorgebens, daß Georg vertrieben werden solle.

2) Spangenberg Eislebische Chronik I, 461.

3) Franz Kram vom 28. September. (Dr. A.)

Eroberung von Magdeburg dem Orden noch den Weg zu einer Restauration in Preußen bahnen dürfte[1]. In Preußen und Polen verlor man wirklich die Bewegungen des Ordens keinen Augenblick aus dem Gesichte; man wollte wissen, der Deutschmeister lege alle Jahre die Hälfte seiner Einkünfte zurück, und habe schon eine bedeutende Baarschaft in Lübeck, um demnächst einen Anfall zu versuchen; es waren Anordnungen getroffen, demselben zu begegnen.

Indessen fühlte sich der Kaiser weder unbeschäftigt, noch gesund genug, um auf diese Gedanken einzugehn: nochmals einen deutschen Krieg auf seine eignen Kosten zu unternehmen, war auch er nicht geneigt. Er stimmte bei, wenn am Reichstag der Beschluß durchging, daß der Krieg im Namen und auf Kosten des Reiches, durch Churfürst Moritz, geführt werden sollte. Er bewilligte selbst, daß das Geld hiezu fürs Erste aus dem indeß aufgebrachten und in den Legestädten gesammelten Vorrath genommen werden sollte. Dagegen versprach man auch ihm, zur Ersetzung des Entnommenen zu schreiten, sobald man nur ungefähr wisse, wie viel die Belagerung kosten werde, und setzte hiezu gleich eine besondre Versammlung an[2]. Das Geld sollte dem Churfürsten nicht in die Hand gegeben, sondern von einem Reichspfennigmeister verwaltet werden: Lazarus Schwendi ward als kaiserlicher Commissarius in das Lager geschickt.

Es war nicht ein Executionskrieg, wie ihn öfter ein und der andre Fürst übernommen, sondern ein förmlicher Reichskrieg, nur unter dem Oberbefehl eines mächtigen Fürsten, von dem man jedoch hiebei in Erinnerung brachte, daß er zugleich Reichserzmarschall sei, durch welchen Magdeburg angegriffen ward. Wenn es unterlag, so wurden die Reichsordnungen in Bezug auf Concilium und Interim auch an dieser Stelle durchgesetzt.

Doch hatte Moritz auch ein eigenes Interesse gegen Magdeburg. „Von keinem andern Orte im Reiche," schreibt ihm Carlowitz, „sind E. Churf. Gn. mehr gelästert und geschmäht, ihre Unterthanen mehr zu Widerwillen verhetzt worden, und sind in Zukunft bösere Prac-

1) Franz Kram 13. Nov.: „Der Deutzschmeister verhofft nach dis orts vorrichter Sache zu Preussen zu kommen, dan er one das wenig trost sihet, das Ime das Reich oder auch Kſ. Mt. Itziger Zeit helffen werde."

2) Briefe und Acten sind davon voll, wie schwer man dazu schritt. Arras erklärte: „das die kſ. Mt. von dem vorrath keinen heller nehmen würde lassen, die ersetzung wurde dann itzo alsbald und auf kurtze fristen gewilliget." Carlowitz an Moritz 9. Dec. (Dr. A.)

tiken, größere Widerwärtigkeiten zu erwarten[1]; Niemand auf der Welt liegt mehr daran, daß die Stadt gedemüthigt und gezüchtigt werde."

Am 28. November gelang es dem Churfürsten, sich der Neustadt zu bemächtigen, die von ihrem besondern Rath nicht mit gehöriger Vorsicht bewahrt wurde[2]): wo er sich dann auf das Beste befestigen konnte. Damit nicht etwas Aehnliches in der Sudenburg geschähe, eilten die Belagerten sie abzubrechen. Aber hierauf wendete sich nun der ganze Anfall wider die Altstadt selbst; in Kurzem war sie mit Blockhäusern, Schanzen, Blendungen und andern Werken eingeschlossen, und alles schien zu einer Entscheidung zu reifen.

Rathmannen, Innungsmeister und Gemeine der alten Stadt Magdeburg waren entschlossen, dieselbe Gott vertrauend zu erwarten. Moritz hatte ihnen Vorschläge gemacht, so vortheilhaft, daß man am Reichstag überzeugt war, er werde sie bei dem Kaiser nicht durchsetzen: das freie Bekenntniß der reinen Lehre nach der Augsburgischen Confession und die Bestätigung aller ihrer Freiheiten; da er aber die Bedingung hinzufügte, daß sie alsdann eine Besatzung von Seiten der verbündeten Fürsten würden aufzunehmen haben, so erhob sich in ihnen der Verdacht, der an den oberländischen Begebenheiten seine Begründung fand, daß diese sie doch mit der Zeit zu dem, was der Kaiser begehre, zwingen und nicht lange bei der reinen Religion und ihren Freiheiten lassen werde[3]). Sie antworteten, sie würden eher sterben als dieser Gefahr sich aussetzen. Von den Theologen, die, vor dem Interim weichend, bei ihnen Aufnahme gefunden, wurden sie mit der stolzen Meinung durchdrungen, allein bei ihnen habe Gottes Wort noch eine sichere Freistätte: wer sie be-

1) 8. März: „es sey dieser Ort, daraus E. Ch. G. und ire unterthanen sich hinfuro mherer widerwertikeit, boser Practiken, hinderlist, unterschleuff irer widerwartigen und alles boses mher dan sonst aus keiner andern Stadt im Reich zu besorgen haben."

2) Besselmeier Historie des Magdeburgischen Krieges: „dann sie denselbigen Tag eben den Rath verändert und newe Herrn gemacht hatten, derhalben sie große Gastung und Schlamp gehalten." Hortleder II, IV, 18. 6.

3) Der von Magdeburgk verantwortung alles unglimpffs 13. Dec. 1550: „dahin denn jtziger Zeit . . die höchsten radtschlege vnd handelungen gerichtet werden, das Tridentinische, Bepstliche, Widderchristische . . Concilium zuuerfolgen vnd continuiren, vnnd mitler Zeit das Gottlose verführische Interim anzunemen, vnnd das alle Gottes diener sich von den Bapstlichen Bischoffen sollen weihen, verhören vnd abilitiren lassen vnd sich jnen unterwerffen."

kämpfe, der stehe dem Widerchrist bei. Das Gefühl, für Gott zu streiten, erfüllte sie auch nach allen den erlittenen Niederlagen ihrer Glaubensgenossen mit der heldenmüthigen Zuversicht, er werde sie nicht untergehn lassen. Bürger auf der Wache sahen himmlische Gesichte, die sie mit tröstlichen Zusagen erfreuten. Sie trugen kein Bedenken, die zahlreiche Einwohnerschaft der Sudenburg, obwohl sie zur Vertheidigung nicht viel beitragen konnte, bei sich aufzunehmen; längst hatten sie sich auf einen Fall dieser Art vorbereitet, sie waren auf mehrere Jahre mit Lebensmitteln versehen. Auch übrigens war die Stadt in gutem Vertheidigungsstand; noch unter den Augen des Feindes ward ein neues Bollwerk, von seinem Erbauer genannt der Heideck, errichtet. Alle Thürme waren mit Schlangen und Falconeten besetzt, die man zum Theil aus dem Metall der aus den Klöstern weggenommenen Glocken gegossen: auf dem obersten Umgang an den Domthürmen, 433 Stufen hoch, hatte man ihrer vier aufgepflanzt; am besten wirkten die Geschütze auf dem St. Jacobi-Thurm, von dem Büchsenmeister Johann Kritzmann geleitet, von dem man sagt, es sei ihm selten Jemand entgangen, den er im Felde erblickte. Die geworbenen Truppen und die Bürger verpflichteten sich eidlich zu gegenseitiger Hülfeleistung und Treue, und auf das Beste haben sie ihren Schwur gehalten. Von welcher Art Enthusiasmus sie erfüllt waren, zeigt die Meinung, die sich unter ihnen verbreitete, der Feind sehe bei ihren Ausfällen einen Helden auf weißem Roß vor ihnen daherziehen; sie bildeten sich nicht ein, ihn selber zu erblicken: das litt die protestantische Wahrhaftigkeit nicht; aber sie meinten, der Feind werde durch göttlichen Schrecken mit Zaghaftigkeit geschlagen[1]). Und ganz glücklich ging es ihnen mit ihren Ausfällen. Am 19. December überraschten sie die stiftischen Truppen bei einem Gelage, nahmen mehrere hundert Mann gefangen, Edelleute und Gemeine, und führten den Stiftsbanner mit dem St. Moritz mit sich fort. Da der Churfürst eben einem Kriegshaufen entgegengezogen war, der sich im Gebiete von Verden sammelte, so hielt es Georg von Mecklenburg für seine Pflicht, diesen Schimpf der Belagerer zu rächen. Er wagte sich aber dabei so kecklich vor, daß er selber in die Hände der Feinde fiel (20. Dec. 1551); unter ungeheurem Getümmel — gern hätten die Weiber den Tod ihrer Männer an ihm gerochen — ward er in des Kämmerers Haus zum Lindwurm in Gewahrsam gebracht. Bald darauf

1) Merckel fügt sogar hinzu, sie mögen selbst wissen, ob es wahr ist.

ward freilich dagegen in dem feindlichen Lager Freude geschossen, weil jener Haufe zerstreut worden, von dem man eine Gegenwirkung besorgt hatte; Churfürst Moritz kam von seinem Zuge wieder und schlug zu den vier bereits vorhandenen ein fünftes Lager vor der Stadt: die Scharmützel gingen nicht immer glücklich: auch die Geschütze der Feinde machten Wirkung, und fällten unter andern die Zinnen des Jacobi-Thurmes; nach und nach dachte man doch daran, ob man nicht die Armen zu entfernen habe; man fühlte die Gefahr, in der man sich befand.

Und nun läßt sich denken, welche Theilnahme dieser Kampf, eben das Schwanken des Kriegsglücks und die Ungewißheit der Entscheidung bei so viel Muth und Tapferkeit in der Nation erregte. Wir haben heitere und ironische Volkslieder in alten schwungvollen Weisen übrig, worin der Widerstand gepriesen ward, den das hochgewehrte Haus, die werthe Stadt den fremden Gästen leiste, den Pfaffenknechten: „will der Kaiser den Wein trinken, der auf dem Markte zu Magdeburg im Fasse liegt, so muß er selbst ein Landsknecht werden; will Herzog Moritz die goldnen Schwerter haben, die ihn erst zu einem Churfürsten machen, so muß er sie da von den Mauern holen; indessen winden die Jungfrauen ihre Kränze für den alten Churfürsten, dessen Gemahlin und den Grafen Albrecht, der das Beste gethan.“ Roger Asham versichert, in Augsburg rede man von nichts weiter als von der Magdeburgischen Sache: jede andre trete dagegen zurück. Ihm, als einem classisch Gebildeten, stellen sich Papst und Kaiser als die mythologischen Ungeheuer dar, als Cerberus und der spanische Geryon, die nur diese Eine Stadt zu unterwerfen wünschen. Werden die Pforten der Stadt erbrochen, so wird jener wieder in Deutschland herrschen, dieser in ganz Europa.

Der Kaiser seinerseits ließ nicht in Zweifel, welche Folgen die Ausbreitung seiner Herrschaft in Deutschland haben würde.

In Augsburg wurden die Protestanten von dem Kriegsvolk, das sie umgab, als Besiegte behandelt. Während der Predigt in der Kirche zum heiligen Kreuz ergötzten sich die Italiener, die dort in das Kloster einfuriert worden, mit Ballspiel: der Ball fiel unter das zuhörende Volk auf dem Kirchhof. In St. Ulrich zerbrachen die Spanier Canzel und Stühle; dem Stadtvogt mit seinen Leuten, die ihnen Einhalt thun wollten, setzten sie sich mit bloßer Wehre entgegen; man bemerkte, daß nicht Alle gemeine Söldner waren: einen Trabanten des Prinzen, Don Philipp, unterschied man unter ihnen. Dagegen sah man wieder die Processionen mit ihren Glöck-

lein und Lichtern durch die Straßen ziehen; wehe dem, der sie beleidigte. Eine Handwerkerfrau, die sich spöttisch verlauten ließ, ob dieser Gott nicht ohne Lichter sehe, wurde erst in die Eisen geschlagen, dann aus der Stadt verwiesen: hätte sich Königin Maria nicht ihrer angenommen, so wäre ihr noch Aergeres geschehen. Auf das Strengste ward darüber gehalten, daß Freitag und Sonnabend nur Fastenspeisen auf die Tische kamen. Die Schulmeister wurden angewiesen nichts zu lehren, was nicht entweder der alten Religion oder dem Interim gemäß sei, und ohne Gnade abgesetzt, wenn sie sich dessen weigerten. Vier Lehrer in der lateinischen Schule, neun in der deutschen, sogar einige Lehrerinnen waren standhaft genug, dies Schicksal über sich ergehn zu lassen. Und mit entsprechendem Ernst wurden die Prediger vorgenommen. Vor dem Bischof von Arras wurden sie examinirt, ob sie auch glauben, daß unter Einer Gestalt das Sacrament so gut mitgetheilt werde, wie unter beiden; wie viel Sacramente sie überhaupt annehmen. Da ihre Erklärungen sehr evangelisch lauteten, wurden sie angewiesen, binnen drei Tagen beim Schein der Sonne die Stadt zu räumen; sie mußten schwören in den Grenzen des heil. Reiches niemals wieder zu predigen oder priesterliche Handlungen zu verrichten, auch niemals Jemand die Gründe ihrer Ausweisung mitzutheilen [1]). Wo die Mönche nicht selbst das Wort wieder ergriffen, wurden doch nur solche Prediger geduldet, welche sich genau an das Interim hielten. Der Kaiser nahm an diesen Dingen mit einem Eifer Antheil, als wenn seine ganze Autorität davon abhinge. Es blieb ihm nicht unbekannt, wenn ein Bürger von Ulm eines seiner Kinder auch nur außerhalb der Stadt nach evangelischem Ritus taufen ließ; er drang darauf, daß derselbe dafür aus dem Rathe entfernt wurde. Er verweist es dem Rathe, wenn er einem verjagten Prediger, der ein Handwerk treiben will, das Bürgerrecht gewährt hat. Von allen Seiten wurden die Prädicanten zusammengefordert, um denselben Verpflichtungen unterworfen zu werden, die in Augsburg auferlegt worden. Da die Regensburgischen nicht erschienen, ließ der Keiser die Rathsherren von Regensburg vor sich bescheiden und eidlich verpflichten, niemals einen Prädicanten anzunehmen, der nicht zuvor bei Gott und den

1) Abschaffung der evangelischen Predigcanten zu Augsburg und was davor mit inen geredt, gehandelt und von den kays. rethen auferlegt worden ist. 26. Aug. 1551. In der grüntlichen und ordentlichen beschreibung, aus der auch unsre andern Nachrichten stammen.

Heiligen gelobe, sich der alten Religion und dem Interim gemäß zu halten.

In weiten und weiteren Kreisen zeigten sich verwandte Bestrebungen. Der Erzbischof von Mainz lud wohl die hessischen Prediger auf seine Provinzialsynode. Was die Magdeburger fürchteten, geschah wirklich anderwärts. Die hohe Geistlichkeit machte in den Städten den Versuch, den niedern Clerus wieder einzusetzen und überhaupt die alten Verhältnisse zurückzuführen.

Auch in den Reichsgeschäften hielt der Kaiser ein Verfahren ein, das allem Herkommen widersprach und das Selbstgefühl der Fürsten aufregte.

In einem Gutachten über die Ersetzung des Vorrathes hatten die Stände einige ihrer Beschwerden doch etwas deutlicher als am vorigen Reichstag, aber noch immer sehr bescheiden, zur Sprache gebracht, z. B. die Anwesenheit spanischer Truppen im Reiche, das bewaffnete Geleit, mit welchem der Kaiser am Reichstag erschienen war, die mancherlei Hülfsleistungen, die sie in den letzten Jahren aufgebracht. Der Kaiser nahm dies nicht wenig übel: schon den Ständen im Allgemeinen gab er zu erkennen, daß er ihren Aufsatz unbillig finde und sich darüber etwas bewegt fühle; hauptsächlich aber wandte er sich an die Churfürsten. Die beiden persönlich anwesenden, Mainz und Cöln, und von jedem der andern der vornehmste Rath mußten ihm in das Innere seiner Gemächer folgen, wo er mit dem König feierlich Platz nahm und dann durch den Bischof von Arras vortragen ließ, mit welchem Mißvergnügen er bemerke, daß gerade sie die Hartnäckigsten in der ganzen Versammlung seien: ganz ohne Grund sei, was sie in der übergebenen Schrift ausgeführt: nur unbedeutend erscheine die Reichshülfe, wenn man sie mit den überschwenglichen Unkosten vergleiche, die er selber zur Aufrechterhaltung des Reiches aufgewendet; der letzte Krieg habe ihm über 60 mal hundert tausend Gulden gekostet, und noch sei nicht so guter Friede, daß er des ohnehin nicht zahlreichen Kriegsvolkes, das er noch im Reiche habe, entbehren könnte: man möge nur rückwärts sehen, so werde man wohl finden, daß auch andre römische Könige und Kaiser Truppen an die Reichstage mitgebracht: er, der Kaiser, trachte nach nichts, als daß die Gebühr im Reiche geschehe, und er wolle nur wünschen, daß auch kein Andrer sich seine Privathändel irren lasse.

„Gnädigster Churfürst und Herr," schreibt der brandenburgische Gesandte an Joachim II, „wir können nicht unterlassen Ew. Churf.

Gn. anzuzeigen, daß die beiden Churfürsten, die anwesenden Fürsten und die Räthe der abwesenden über dieses unerhörte Verfahren entsetzt sind; wer dazu gerathen, hat es schlecht verstanden, und wäre es auch der kluge Arras gewesen."

Großes Aufsehen machte eine Differenz, die über die Belehnung des Prinzen Philipp mit den Niederlanden ausbrach. Der Kaiser hatte die Absicht, seinen Geburtstag mit diesem Act zu feiern, und ließ eine prächtige Bühne dazu herrichten. Allein der Lehnbrief, den er darüber hatte auffsetzen lassen, wich so sehr von dem Herkömmlichen ab, daß die Churfürsten Bedenken trugen ihn anzunehmen. Bei einer und der andern Provinz war mit absichtlicher Unbestimmtheit von der Oberlehnsherrlichkeit des Reiches die Rede; für alle insgesammt war der Anspruch erhoben, daß sie auch durch Frauen vererbt werden sollten. Die kaiserlichen Minister entschuldigten das Erste damit, daß die alten Lehnbriefe verloren gegangen und man nicht mehr genau wisse, was zum Reiche gehöre: das Zweite mit dem Wunsche, die Niederlande auf immer ungetrennt beisammen zu halten. Allein damit war der Erzcanzler des Reiches nicht zu befriedigen: er wandte ein, wenn der Kaiser z. B. Geldern nicht ausschließlich als Mannslehen anerkenne, so mache er seine eignen Rechte daran zweifelhaft. Ein Widerspruch, der so gut begründet war, daß der Kaiser sich entschließen mußte, den Lehnstuhl wieder abtragen zu lassen. Wollte er seinen Sohn belehnen, so mußte er es in seiner Wohnung thun[1]).

Einen allgemeinen Widerwillen erweckte das Betragen der Spanier: — „obwohl ihrer nur eine Handvoll ist", sagt eine Augsburger Chronik, „so treiben sie doch allen Muthwillen, ohne daß ihnen jemand einredet oder sie daran hindert: sie machen, daß in Augsburg niemand mehr Herr und Meister ist weder über Leib und

1) Dispaccio Fiorentino 26. Febr. Carlowitz an Moritz 16. Februar. Außer den beiden obigen Punkten hatten die Deutschen noch eingewendet, daß die Lehnsberechtigung auch auf die natürlichen Nachkommen ausgedehnt werde. Sie verstanden darunter Bastarde. Darin aber hatten sie ohne Zweifel Unrecht; die kaiserlichen Minister erwiederten: „das Wort natürliche Erben wollten sie nicht uff Pastarden verstehen, sondern es solle zu dem Wort legitimis gehoren und an dasselbig gehangen seind: wie man auch sage: natürlicher Herr." Marillac bemerkt, daß darüber grande mocquerie entstanden. Je scai au vray que l'investiture que l'empereur bailla au prince d'Espagne sous la cheminée estait des pays bas se reservant l'administration durant sa vie.

Gut noch über Weib und Kind"; — durch ihre nationale Anmaßung fühlten sich die Deutschen gehöhnt. Bei einem Gastgebot, dem der sächsische Gesandte beiwohnte, beklagten sie sich, daß ihr Prinz in der Capelle unter den Churfürsten stehe: man wisse in Deutschland wohl nicht, was ein Prinz von Hispanien bedeute oder vermöge. Ohne Hehl ließen sie sich vernehmen, das Kaiserthum könne ihnen nicht entgehn: der Churfürst von Cöln sei eine Creatur des Kaisers, Mainz der Rath desselben, Pfalz ein noch nicht ganz ausgesöhnter Feind, der nichts verweigern dürfe, Sachsen durch die empfangenen Wohlthaten gefesselt, Brandenburg, das nicht die Mittel habe, seinen churfürstlichen Stand aufrecht zu halten, werde mit 100000 Gulden und etwa der Versicherung der Stifter zu gewinnen sein, mit Trier wolle man schon fertig werden: wollte Gott, die Churfürsten wären nur alle zugegen: sähen sie das Angesicht des Kaisers, würde man ihnen freundlich zusprechen, mit ihnen bankettiren, so wäre alles ausgerichtet. Bei jener Vorhaltung in den kaiserlichen Gemächern hatte man Alba und Arras über die betroffenen Fürsten und Räthe lachen sehen; die Spanier spotteten über die Sorglosigkeit des Landgrafen, der Thor genug gewesen sei, sich mit guten Worten in Haft bringen zu lassen.

„Dahin", ruft der brandenburgische Gesandte, Christoph von der Straßen, aus, „ist es mit den Deutschen gekommen, die sonst von allen Nationen gefürchtet waren: jetzt spottet man ihrer, Gott sei's geklagt." Er widerräth seinem Herrn nach Augsburg zu kommen, so sehr der Kaiser darauf dringe und so sehr die Wendung, welche die religiösen Angelegenheiten nehmen, es sonst wünschenswerth machen würde. „So viel vermerken wir, die Spanier wollen einen Fuß ins Reich setzen; es gilt Euch Herren, wir bleiben immer arme Gesellen" [1]).

Eine andere Angelegenheit von allgemeiner Bedeutung bildete die noch immer fortdauernde Gefangenschaft des Landgrafen Philipp von Hessen.

Während des ersten Reichstags zu Augsburg war er zu Nördlingen, Heilbronn und Hall in Schwaben von Spaniern bewacht, alsdann den Rhein hinab nach den Niederlanden geführt und zu Oudenarde in engem Gewahrsam gehalten, endlich im Sommer 1550

1) Christoph von der Straßen, Doctor und Ordinarius, Mittwoch nach Nativitatis Mariä 10. Sept. Der Brief ist von dessen Hand; zugleich hat sich Timotheus Jung unterschrieben.

nach Mecheln gebracht worden. Auch in der Gefangenschaft ward Philipp als der regierende Herr seines Landes betrachtet; über alle wichtigen Landesangelegenheiten ward an ihn berichtet. Das hinderte jedoch nicht, daß er sich nicht zuweilen die unwürdigste Behandlung hätte gefallen lassen müssen. Man hat dem Schreiber, dem er einen Brief dictirte, das Blatt aus der Hand gerissen, einen Bettler, dem er, als er seiner vom Fenster aus ansichtig ward, ein paar Stüber hinunterschickte, nicht ohne Züchtigung weggetrieben; der spanische Hauptmann hat die Speisen, die an einem Fasttag auf die fürstliche Tafel getragen wurden, auf den Boden geworfen und beschimpfende Worte hinzugefügt. Man sollte nicht so oft tadelnd darauf zurückkommen, daß Philipp sein Unglück bei weitem nicht mit der großartigen Gelassenheit getragen habe, die wir an dem Churfürsten bewundern. Die Lage der beiden Fürsten ist schon an sich sehr verschieden. Der Churfürst war in der Schlacht gefangen und bereits zum Tode verurtheilt gewesen: der Landgraf, wenn wir ja nicht sagen wollen, durch Betrug, doch durch Täuschung in die Hände des Kaisers gerathen. Da hat er allerdings Augenblicke gehabt, wo der Wunsch, wieder frei zu werden, und Einreden seiner Umgebung ihn zu einer undienlichen Nachgiebigkeit vermocht haben, z. B. in Sachen des Interim: er hat sogar der Messe einmal beigewohnt; aber diese Anwandlungen gingen bald wieder vorüber: in seinem Gefängniß hörte man ihn doch mit heller Stimme geistliche Lieder singen. Er ließ sich Schriften der Kirchenväter geben: besonders las er Augustinus gern; es machte ihm Vergnügen, wenn ihn gelehrte Katholiken besuchten und mit ihm die Controversen beider Theile, etwa über die Lehre von der Rechtfertigung oder das Papstthum oder die Anrufung der Heiligen, durchsprachen. Aus der Ferne ermahnt er dann seinen ältesten Sohn, bei dem Evangelium zu verharren, es koste gleich Leib oder Gut, die flüchtigen Prädicanten zu unterstützen. Auch andre gute Ermahnungen fügt er hinzu: z. B. er möge sich vor einem unreinen Leben hüten, Jedermann Gleich und Recht angedeihen lassen[1]). In seinem Gefängniß gedenkt er des Zustandes der armen Gefangenen in seinem Lande und bringt die Verbesserung desselben in Anregung. Er vergißt des Thieres nicht, das ihn in glücklichern Tagen getragen hat, das er jetzt bis zum Tode zu füttern befiehlt, noch des treuen Hundes, den er seinem Sohne, denn er könne ihm wohl noch eine Ente fangen, zuschickt:

1) Auszüge aus seinen Briefen bei Rommel II, 530—550.

„laß aber wohl aufsehen", sagt er, „daß ihn die großen nicht todtbeißen, laß ihn in deiner Kammer schlafen." Seine Seele lebt in der Heimath; sie nährt sich in diesen Erinnerungen und Sorgsamkeiten geringfügiger Art; nach so viel stürmischer Thatkraft im Glück entwickelt sie Milde und Treue im Unglück. Von dorther entsprach man ihm mit gleichem Verlangen. Alles, was wir von seiner Gemahlin hören, zeigt eine grundehrliche, durch nichts erschütterte Hingebung. Aber weder die Erfüllung der Capitulation, noch jene religiösen Annäherungen, noch die Anwesenheit des Prinzen von Spanien, der doch seine Verwendung versprochen hatte, vermochten seine Fesseln zu lösen. Man hat dem Kaiser angeboten, das Land fürs Erste zu theilen, so daß Philipp, im Besitz nur der einen Hälfte, während die andre an seinen Sohn fallen möge, gewiß unschädlich sein werde; er selbst fügte hinzu, er wolle dem Kaiser ein Jahr lang im Felde dienen und sich niemals wieder von ihm sondern: — Alles vergeblich. Vielmehr verlautete wohl, der Kaiser werde der Hallischen Capitulation nachgekommen sein, wenn er den Gefangenen auch erst in seiner letzten Stunde freigebe. Auf eine neue Verwendung der Churfürsten am Reichstage von 1550 erfolgte abermals eine abschlägliche Antwort. Verzweifelnd, jemals losgelassen zu werden, faßte der Landgraf den Gedanken, zu entfliehen. Es gelang wirklich durch einen jungen in Antwerpen stehenden Kaufdiener aus Hessen, auf dem ganzen Weg von Mecheln nach dem hessischen Gebiete Posten zu legen, d. i. nach dem Sprachgebrauch jener Zeit, von 4 Meilen zu 4 Meilen frische Pferde bereit zu halten; mit den rascheſten und sichersten stellte sich der Zeugmeister Hans Rommel in Mecheln selber ein: er hatte einige handfeste Leute, welche Diejenigen zurückhalten sollten, die dem Fliehenden nacheilen würden: und schon waren alle nöthigen Vorbereitungen getroffen, um den Fürsten aus einem Garten, der an den Hofraum seines Gefängnisses stieß, zu entfernen, als die unglückliche Furchtsamkeit eines Dieners, der im Voraus für sich selber eine Zuflucht suchte, noch in dem letzten Augenblick das Vorhaben an den Tag brachte [1]). Es liegt in der Natur der Sache, daß der Gewahrsam des Fürsten nun doppelt streng wurde. Der Kaiser, der namentlich die Aufstellung jener Leute für einen Eingriff in seine landesherrliche Gerichtsbarkeit erklärte, sagte wohl, er habe Ursache, sich noch andrer Gestalt zu erzeigen als bisher. Der Land-

1) L'escrit du paige (Wersebe) bei Duller Neue Beiträge zur Gesch. Philipps des Großmüthigen p. 119.

graf verlor nun vollends seine deutschen Diener und ward überhaupt recht eigentlich mißhandelt; bittere Thränen des Unmuths stiegen ihm über die Art und Weise in die Augen, wie man bei den Vernehmungen mit ihm, einem Reichsfürsten, umging. „Ich will lieber todt sein", schrieb er, „als länger gefangen." Wenn er angiebt, daß man ihn nach Spanien zu führen beabsichtige, so darf man dies für keine Einbildung halten: es ist gewiß, daß der Kaiser dazu entschlossen war [1]).

Wäre es auch nur aus Mitleid gewesen, so hätten schon darum die deutschen Fürsten sich des Landgrafen in dieser Bedrängniß annehmen müssen. Aber die beiden Churfürsten, Brandenburg und Sachsen, hatten überdies eine vertragsmäßige Verpflichtung dazu; wiewohl der Kaiser dieselbe für nichtig erklärte, konnten sie sich ihrer doch noch nicht erledigt glauben. Ihre Gesandten bereisten die verschiedenen deutschen Höfe, um auch alle andern zur Theilnahme an einer allgemeinen Fürbitte zu vermögen. Im October 1551 vereinigten sich hiezu in Augsburg oberländische und niederdeutsche Abgeordnete, von Mecklenburg, Holstein, den pfalzgräflichen Höfen, Würtemberg, Baden [2]); die, welche keine Gesandten geschickt, Lauenburg, Lüneburg, gesellten sich wenigstens durch feierliche Anschreiben hinzu; auch Diejenigen traten bei, die sich bisher eher feindlich gehalten, Baiern, wo ein sehr förderlicher Regierungswechsel eingetreten war, Oestreich selbst, das deutsche, in dem Bruder des Kaisers. Es waren beinahe sämmtliche weltliche Fürsten: die Sache des Landgrafen erschien als die Sache des deutschen Fürstenthums.

Unter diesen Vorgängen breitete sich über die verschiedenen Landschaften und Bekenntnisse das Gefühl aus, daß das alte freie Germanien überwältigt sei und gegen seinen Willen nach einem ihm widerwärtigen Ziele geführt werde.

Einen gleichsam greifbaren Anhalt bekam die erwachende Antipathie an dem Buche über den letzten Krieg, welches, von einem der im Dienst des Kaisers in vorzüglicher Gunst beschäftigten Spanier, Don Luis de Avila, in spanischer Sprache zu Antwerpen publicirt

1) In einem Schreiben des Kaisers an Maria vom 6. März ist darüber ganz unumwunden die Rede: Etant deja resolu de faire transporter le landgrave en Espagne.

2) Die Instruction der Gesandten an den Kaiser ist auf einer Zusammenkunft der brandenburgischen Abgeordneten (Ad. v. Tr. und Lamp. Distelmeier) mit den sächsischen Räthen, Dresden Dienstag nach Galli, berathschlagt worden.

und sogleich wie im Original so durch Uebersetzungen verbreitet, ein allgemeines Aufsehen erregte[1]). Darin waren nicht allein die Gegner, sondern auch die Verbündeten, die katholischen Fürsten selbst, mit Unkenntniß und zugleich Wegwerfung behandelt. Markgraf Albrecht forderte den Verfasser zum Duell heraus, nur durch die Intervention des Kaisers selbst ward es verhindert. Dem deutschen Fürstenthum trat die monarchische Idee in dem Ausdruck, den sie in Spanien gefunden hatte, entgegen: der Kaiser erschien als der von Gott zur Herrschaft und Rettung der Religion bestimmte Fürst, von einer Ueberlegenheit des Geistes und der Macht, gegen die alle Andern in Dunkel und Unbedeutendheit versinken. Welchen Eindruck mußte es machen, als man erfuhr, daß die Fortsetzung dieser Gewalt in dem Prinzen von Spanien beabsichtigt werde.

Der Haß, der ursprünglich den Spaniern allein gegolten, fiel auch auf den Kaiser. Als er im Mai 1551 von Augsburg nach Tyrol ging, fand man dort einen Anschlag des Inhalts: die Römisch Kaiserliche Majestät begehre, man wolle die Thränen, so wegen J. Majestät, ihres Sohnes und der Spanier Abreise fallen würden, fleißig sammeln; J. Maj. bedürfe derselben zur Arznei und werde sie mit indischem Golde theuer bezahlen.

Von den deutschen Fürsten traf ein ähnlicher Haß besonders Moritz von Sachsen, der an seinem Vetter, an seinem Schwiegervater, an der gemeinschaftlichen Sache zum Verräther geworden sei und sich jetzt auch wider Magdeburg gebrauchen lasse. In gereimten Sprüchen ward er redend eingeführt, mit dem Bekenntniß, daß er das Evangelium verläugnet habe. „Schwert und Rautenkranz führe ich: wie ichs gewonnen, als werds verlieren ich“[2]). In hochdeutschen und plattdeutschen Chroniken erscheint sein Name mit gehässigen Beiworten. Schon fühlte er in seinem eigenen Lande den Boden unter seinen Füßen erzittern. Seine Ritterschaft hatte ihm förmlich verweigert gegen Magdeburg Hülfe zu leisten, und wie berührt, man wollte wissen, sie richte ihr Augenmerk auf den jüngern Bruder,

1) Many princes in Germany were sore aggreved with it. (Roger Asham Discourse: Works 24.)

2) Ein Spruch von Herzog Moritz von Sachsen, der zuerst in Augsburg zum Vorschein kam, von dem man aber meinte, er sei aus Sachsen gekommen: „Herzog Moritz von Sachßen heiß ich, den namen mit der that hab ich; mürrisch und störrisch bin ich; aigenköpfisch, hochfartig, tyrannisch bleib ich“ ꝛc.

Herzog August. In den Städten und auf dem Lande in Sachsen machte die Beweisführung der Magdeburger, daß ihre Sache Gottes Sache sei, vielen Eindruck. Moritz ist von seinen Amtleuten erinnert worden, wenn er in Glaubenssachen auf die bisherige Weise vorschreite, so werde ihm von hundert Menschen nicht Einer gehorsam bleiben.

Mit neuem Eifer schaarten sich die Geister, und vielmehr eben darum, weil ihnen eine Richtung nach der entgegengesetzten Seite gegeben werden sollte, um das Banner des evangelischen Glaubens. Nie waren die Kirchen in den Städten, wo die Predigt noch erscholl, gefüllter gewesen; wir vernehmen von Augsburg, Straßburg, Regensburg, daß die katholische Geistlichkeit verzweifelte, das Volk ohne Gewalt im Zaum zu halten; so wird es auch anderwärts gegangen sein. In den Kirchengebeten durfte man begreiflicher Weise Magdeburg nicht nennen: aber der dortige Kampf war die große Angelegenheit, welche die Gemüther beschäftigte: man bediente sich allgemeinerer Ausdrücke, die jedoch keine andre Beziehung haben konnten, als eben auf diesen Kampf.

Und indessen triumphirte der Bischof von Arras, daß ihm an dem Reichstage alle seine Pläne, besonders in religiöser Beziehung, gelungen: von den verjagten Predigern rede man so wenig, als seien sie nie dagewesen. In diesem Lande, rief er aus, sei alles möglich.

In der That, noch vieles hatte er vor.

Ihm konnte wohl nicht verborgen sein, wie man die Successionsentwürfe in Deutschland ansehe. „Ich finde Niemand", schreibt selber Carlowitz, „weder hohen noch niedern Standes, unter den Deutschen, der damit zufrieden wäre." Ohne die mindeste Rücksicht darauf setzte der Hof die Unterhandlungen mit dem größten Eifer fort und wandte alles an, um den Widerstand zu brechen, den der junge Maximilian noch leistete, und die Churfürsten, denen große Vortheile in Aussicht gestellt wurden, endlich zu gewinnen. Mit Schrecken sahen die Vaterlandsfreunde einen Transport indischen Geldes aus Spanien ankommen. Sie meinten nicht anders, als das Geld sollte dienen die Churfürsten zu bestechen. Sie fragten, ob es Jemand wohl wagen werde das Vaterland zu verrathen.

Und dazu kam nun die Erwartung der Beschlüsse des Conciliums. Mochten auch die schon abgefaßten Decrete reassumirt und, wie der Kaiser wünschte, in einem den Protestanten annehmbaren Sinne umgestaltet werden, so wäre man doch niemals über die Festsetzungen des Augsburger Interim hinausgegangen; diese wären viel-

mehr wahrscheinlich der katholischen Rechtgläubigkeit noch weiter angenähert und auf das Strengste festgehalten worden. Dem starren Begriffe kirchlicher Einheit würde sich alles haben unterwerfen müssen [1]).

Tridentiner Beschlüsse, wenn auch nicht ganz wie sie später erfolgt sind, aber diesen doch ohne Zweifel überaus nahe verwandt, nachdem die Protestanten bei ihrer Abfassung zugegen gewesen, für sie verpflichtend, — und zu deren Handhabung ein Kaiser von der Macht und Gesinnung, wie sie Philipp II entwickelt hat: — welch eine Aussicht! Carl dem V willkommen, dessen Politik in den letzten Jahren dahin gezielt hatte; aber ebenso drückend und drohend für Deutschland, das unter diesen Umständen niemals das spätere Deutschland geworden, der freien geistigen Regung, die sein Leben ausmacht, verlustig gegangen wäre.

Eben hier, wo sie zusammentreffen sollten, schieden sich die Interessen des Kaisers und der deutschen Nation auf immer.

Hätte man nicht meinen sollen, die Nation, in ihren verschiedenen Ständen beleidigt, in der Tiefe ihres Daseins angegriffen und in ihrer Zukunft bedroht, werde sich gegen die Gewalt, von der sie so vieles litt und noch mehr fürchtete, plötzlich einmal wie Ein Mann erheben?

Das ist nicht ihre Gewohnheit. Durch die Mannichfaltigkeit der herrschenden Gewalten ist ihre Aufmerksamkeit von jeher zu sehr nach verschiedenen Punkten hin zerstreut gewesen, als daß dies so leicht geschehen könnte. Auch sieht sie gern ihre Fürsten sich vorangehen.

Und in diesen fehlte es nicht an geheimen Regungen zu offenem Widerstand.

Wohl merkwürdig, daß sich Absichten, wie sie Kaiser Carl V hegte, zugleich ein deutsch-östreichisches und ein brandenburgisch-preußisches Interesse entgegensetzte.

Das erste beruhte auf dem Widerwillen gegen die Succession des Prinzen von Spanien. Ferdinand selbst hatte sich endlich gefügt, aber weder sein Sohn, auf den es eigentlich ankam, der dem jüngern Vetter sein Lebtag hätte nachstehn müssen, noch auch seine Räthe, welche die Verwaltung des Reiches bald an sich übergehn zu sehen und auf immer in der deutschen Linie zu befestigen hofften. Und auch mit Ferdinand stand der Kaiser nicht mehr in dem alten

1) Schon früher sagte Pighino, nach dem Auszug bei Pallavicini XI, II, 16, es bleibe kein Mittel übrig, als das Schwert: „vedevasi che ogni rimedio sarebbe indarno eccetto quello di ferro.“

Vertrauen. Er nahm es übel, daß sich derselbe bei der Fürbitte für den Landgrafen betheiligte. Den Uebrigen gab er die schon oft vernommene Antwort, er wolle sich in Gnaden erweisen, so viel nach Gestalt des Handels thunlich; seinem Bruder ließ er außerdem sagen, wenn er den Landgrafen befreie, müsse er auch Johann Friedrich loslassen [1]). Er wußte wohl, daß Ferdinand die Rückkehr dieses Fürsten nicht wünschte, der noch immer einen starken Anhang in Böhmen hatte.

In dem brandenburgischen Hause hatten sich die beiden thatkräftigsten Fürsten, die dem Kaiser im Schmalkaldischen Kriege beigestanden, seitdem von ihm abgewendet: Albrecht von Culmbach, den zuerst die Hinrichtung Vogelsbergers verdrossen, worin er eine Verletzung der hergebrachten kriegsmännischen Ehre und Freiheit erblickte, und Johann von Cüstrin, der sich an dem Interim geärgert, es vom ersten Augenblick von Herzensgrund verdammt hatte. Markgraf Johann sah darin die Prophezeiung Carions erfüllt, daß im J. 1548 falsche Propheten aufstehen würden, und war entschlossen, dem zu widerstehen. Während das übrige Deutschland sich beugte, hat er wohl, fortfahrend wie er angefangen, wunderthätige Bilder zerstört, wie das zu Göritz. Johann Friedrich versichert in einem an Carl V gerichteten Gutachten, daß zu der Haltung des Hauses Brandenburg auch die preußischen Verhältnisse beigetragen. In diesen Zeiten waren die Ansprüche der fränkischen Linie auf das Herzogthum erneuert worden, und für die Mitbelehnung des Gesammthauses ein neuer Schritt geschehen. Die polnisch-preußischen Stände sahen in der Verbindung mit dem Hause Brandenburg eine Versicherung des Friedens mit dem Reich [2]), der sonst höchlich bedroht war. Denn so eben hatte sich der Versuch, eine gütliche Beilegung der zwischen dem deutschen Orden und dem Reich auf der einen, dem Herzogthum und der Krone Polen auf der andern Seite obschwebenden Streitigkeiten zu Stande zu bringen, von dem auf dem Reichstage zu Augsburg die Rede war, kaum unternommen, vollständig zerschlagen.

1) Granvella an die Königin Maria 13. December 1551: „pour picquer led. S[r] roy pour avoir semblé a S. M. qu'il enclinoit trop a Sa dite Majesté.“ Ferdinand antwortete darauf: „Combien que les mots desd. lettres soient modestes comme toutefois, l'on y voit tres luyre quelque sentement, je crains que S. M. Imp[le] ne le sente.“

2) Schreiben des Landtags zu Graudenz ad festum Michaelis 1548: non esse aversandam conditionem, quin pacis autores in arctiora regni jura recipiantur. Lengnich Preuß. Gesch. II, docum. 1.

Vor kurzem war Siegmund August auf den polnischen Thron gestiegen; er erklärte im Herbst 1546, in dem alten Sinne der Polen, mit starken Worten, der Kaiser habe kein Recht; er werde demselben weder das Geringste im Lande Preußen einräumen, noch seine Oberhoheit auf irgend eine Weise anerkennen[1]).

Wurde nun aber jeder Vermittelungsvorschlag zurückgewiesen, so trat die Achtserklärung gegen den Herzog wieder in Kraft, und es ließ sich nichts anderes als eine Vollstreckung derselben erwarten. Ein solches Unternehmen hätte nahe gelegen, sobald es dem Kaiser gelang, Magdeburg zu unterwerfen. Dann würde sich das nordöstliche Deutschland, Fürsten und Städte, haben fügen müssen, und der Weg nach Preußen, wo der Herzog und die Landschaft das Interim heftig von sich wiesen, hätte offen gestanden. Es war wieder ein Fall, in welchem Polen den Protestantismus um Preußens willen in Schutz nahm. Wir hören von einer Zusammenkunft des Woiwoden von Marienburg mit dem Markgrafen Hans, um über die Mittel zu berathen, die man zum Besten der Krone Polen, der brandenburgischen Fürsten und zur Förderung des göttlichen Wortes ergreifen müsse. Zu dem Kreise dieser Verbindung gehörte Johann Albert von Mecklenburg, der wie Markgraf Johann, sein mütterlicher Oheim, dem Interim zum Trotz die Reform fortsetzte und sich in diesem Augenblick mit der Tochter des Herzogs von Preußen verlobte. Der alternde Herzog, dem vor ein paar Jahren die Gemahlin gestorben und der noch keinen männlichen Erben hatte, fand es rathsam, sich nochmals zu vermählen. Im Februar 1550 stellten sich Markgraf Johann, der ihm selbst die Braut herbeiführte, und Johann Albert zu seiner Hochzeit in Königsberg bei ihm ein. Die drei Fürsten fühlten sich in gemeinschaftlicher Gefahr und schlossen ein Bündniß, in dem sie sich gegenseitige Hülfleistung versprachen gegen Jeden, der einen von ihnen angreife, wer es auch sei, gleichviel ob um der Religion oder anderer Sachen willen[2]). Um das Geheimniß zu wahren, haben sie keine vollkommen beglaubigte Urkunde darüber ausgestellt, aber einander gegenseitige Treue an Eidesstatt gelobt.

Nun hatte Johann Albrecht in jener Streitigkeit mit seinem Bruder Georg eine kleine Truppenschaar geworben, deren er nicht mehr bedurfte, als Georg sich gegen Magdeburg wendete und

1) Aus einem Schreiben des Canzlers Straß an den Markgraf Albrecht. Voigt, Albrecht Alcibiades S. 200.

2) Am 26. Februar. Voigt, der Fürstenbund gegen Kaiser Carl V. In Raumers historischem Taschenbuch 1857 S. 38.

dort stehen blieb. Aber weder für die Fürsten, wie berührt, noch für die benachbarten Städte wäre es rathsam gewesen, Magdeburg in die Hände von Kaiser und Reich fallen zu lassen. Es war ein Gedanke Markgraf Johanns, dem Kaiser wenigstens die Möglichkeit eines neuen Widerstandes zu zeigen, ihm, wie er sagte, „ein Blatt über die Füße zu welgern". Johann Heideck, der sich im oberländischen Kriege, dann in Magdeburg hervorgethan, und der junge Graf Volradt von Mansfeld erschienen plötzlich an der Spitze eines Heeres der Städte und Fürsten im Verdenschen; durch Vermittelung Johann a Lasco's empfingen sie von England — es ist die erste Rückwirkung der dortigen Religionsveränderung — insgeheim eine erwünschte Geldunterstützung.

Bei weitem zu gering jedoch war diese Macht, als daß sich etwas Durchgreifendes von ihr hätte erwarten lassen: die Verhältnisse des Hauses Brandenburg waren überhaupt nicht dazu angethan, sich geradezu und in eigenem Namen dem Kaiser zu widersetzen. Noch viel weniger hätten Ferdinand oder Maximilian, die durch alle denkbaren Bande gefesselt waren, dies wagen können. Vielmehr kam Alles auf Denjenigen an, der durch seinen Uebertritt zum Kaiser den Schmalkaldischen Krieg entschieden hatte, und der jetzt von allen Fürsten allein die Waffen gewaltig in der Hand hielt.

Moritz fühlte wohl von selbst das Widerwärtige einer Stellung, die mit der öffentlichen Meinung in Widerspruch ist. Ueberdies aber war er seit einiger Zeit nicht mehr geneigt, der kaiserlichen Politik Vorschub zu thun. Er versäumte nichts, was dazu dienen konnte, Maximilian durch geheimen Zuspruch in seinem Widerstand gegen die Successionsentwürfe des Kaisers zu bestärken: der hat ihn dafür für einen der besten Freunde erklärt, die er auf der Welt habe. Wenn von einer zwischen beiden Fürsten zu veranstaltenden Zusammenkunft die Rede war, so lag die Schwierigkeit nur darin, daß man sie dem Kaiser unbemerkt zu Stande zu bringen wünschte[1]). Bei den jungen

1) Carlowitz mußte antragen: wenn Maximilian den Churfürsten „an einen geheimen Ort zu sich bescheiden mochte, so wolde E. Ch. G. (Moritz) derselbigen (S. Kgl. Würde) allerlei anzeygen, doran sie Gefallen tragen solle". Maximilian geht darauf ein, jedoch weil er mit seinem Vater nach Ungarn gehen solle, könne er sich „noch nicht entschließen, was wege und mittel zu gebrauchen, damit solches fuglich und unvormarkt geschehen mochte, wolt aber, sobald sie hinabkäme, darauf gedenken und solchs von ferneſt irem Herrn Vater selbst auch also ingeheim entwerffen." Schreiben von Carlowitz 11. März 1551.

Landgrafen ließ Moritz einmal anfragen, wenn zwei Augen sich zuthun würden und er dann etwas zur Erledigung ihres Vaters unternehme, wessen er sich zu ihnen versehen könne. Es war wohl nicht sein Ernst, bis zum Tode des Kaisers zu warten; die Landgrafen machten ihn aufmerksam, der könne noch manchen überleben: vielleicht zeige sich bald eine andere Gelegenheit, wenn der Kaiser über Meer gehe, oder wenn sich ihm diesseit ein neuer Krieg erhebe.

Auf diese letzte Wahrscheinlichkeit hatte namentlich Markgraf Albrecht von Culmbach bei einer Anwesenheit in Weißenfels schon im Frühjahr 1550 die Aufmerksamkeit gelenkt. Er sagte, der eine von diesen Fürsten habe den Wahlspruch: „Mehr, weiter!" der andere zum Zeichen den zunehmenden Mond mit dem Worte: „bis er voll wird": jeder wolle größer werden; aber der eine werde abnehmen, der andere, der die Welt noch nicht so gut gewitzigt habe, fortschreiten und wachsen; Heinrich II könne dem Kaiser wohl einen Schlag beibringen, so schlimm, als sein Vater jemals von diesem erlitten.

Seit dem Frieden Heinrichs II mit England konnte sich Niemand verbergen, daß ein Wiederausbruch des Krieges zwischen Frankreich und dem Kaiser bevorstehe.

Wenn aber diese Eventualität dazu ermuthigen konnte, dem Kaiser zu widerstreben, so hatte sie doch auch eine andere Seite. Die vornehmste Intention des Königs von Frankreich wäre dann dahin gegangen, sich der verjagten Fürsten und Kriegsmänner anzunehmen und sie zurückzuführen: er machte kein Hehl daraus. Welch eine Gefahr aber lag darin für alle Die, welche den Schmalkaldischen Bund zerstören helfen und die Partei des Kaisers gehalten hatten. Moritz ward erinnert, wie schlechte Nachbarn er an den wiederhergestellten Grafen von Mansfeld oder dem eigenen Vetter haben werde [1]). Sein Churfürstenthum würde ihm wieder entrissen worden sein.

Indem sich Moritz dem Kaiser entfremdete, konnte er unmöglich zugleich die Feindseligkeit von Frankreich auf sich ziehen wollen. Eben das Interesse der Verjagten mußte dazu dienen, ihm einen Zugang zum französischen Hofe zu verschaffen. Nachdem alles, was man zur Erledigung des Landgrafen Philipp versucht hatte, an dem hartnäckigen Eigenwillen des Kaisers gescheitert war, wendeten sich die Söhne des Gefangenen an den König Heinrich II. Sie legten ihm zunächst die Frage vor, ob er ihren Vater bei sich aufnehmen wolle, wenn es dem-

1) Schreiben des Markgrafen Albrecht 22. März 1550 aus dem Dresdener Archiv.

selben gelänge zu entfliehen. In der Unterhandlung hierüber zwischen dem Gesandten, dem hessischen Hofmarschall Schachten, mit dem König und dem Connetable kam nun auch das Verhältniß des Churfürsten Moritz zur Sprache. Schachten wurde inne, daß die bisherige feindselige Stellung desselben zu Frankreich für den König kein Hinderniß bilde, mit ihm in Verständniß zu treten. Moritz fand sich bereits im Mai 1550 veranlaßt, durch einen eigenen Vertrauten, der zugleich der einzige Mensch an seinem Hofe und im Staate war, der davon erfuhr — er hieß Gleisenthal —, bei dem König anzufragen, wessen er sich zu ihm zu versehen habe, wenn er sich des Gefangenen oder auch anderer Dinge halben von dem Kaiser abwenden sollte[1]). Die Antwort Heinrichs II war: eben deshalb habe er Frieden mit England geschlossen, um den unterdrückten deutschen Fürsten Hülfe leisten zu können.

Noch war das sehr unbestimmt und zweideutig, man sieht nicht recht, ob absichtlich oder aus Unkunde. Aber es bahnte doch zu weiteren Verhandlungen den Weg; in Kurzem fühlte sich Moritz zu einer unzweideutigen Eröffnung bewogen.

Der Reichstag von Augsburg hatte begonnen und die Successionsentwürfe kamen ernstlich in Gang. Der Churfürst fühlte die ganze Gefahr, die darin für Deutschland und für Europa lag. Er hat Maximilian, als derselbe nach Deutschland zurückkam, einen Gesandten entgegengeschickt und war vollkommen einverstanden mit ihm. Von seinem Standpunkte aus hielt er sich überzeugt, daß es auf eine Unterdrückung des deutschen Fürstenthums abgesehen sei: einen nach dem andern wolle man unterwerfen; keinerlei Dienste schätze man oder trage ihnen Rechnung; — er ließ jetzt nach Frankreich melden, auch ihm, dem König, stehe nichts Besseres bevor: solle man aber immer mit gefaßtem Schilde sitzen? solle man nicht den Vorstreich zu gewinnen suchen? Würde der König ernstlich zum Werke schreiten, so werde er und seine Freunde mit ihm gemeinschaftliche Sache machen[2]). Die hessischen Freunde ließ er wissen: das sei das letzte Remedium, um ihrem Herrn und allen guten Deutschen zu helfen. Es gelang, den Landgrafen, dessen Fluchtversuche gescheitert waren, der aber auch in der engen Haft, in der man ihn hielt, noch immer als der Landesfürst die wichtigsten Angelegenheiten zur Entscheidung hatte, zu

1) Actenstücke bei Cornelius: Churfürst Moritz gegenüber der Fürstenverschwörung von 1550.

2) Dem Werk zuspringen — uf conditiones, wie man sich, wils Got, wol vergleichen kann. Instruction vom 14. August.

der Weisung an seine Söhne zu vermögen, daß sie sich in dem angedeuteten Falle mit aller ihrer Macht betheiligen möchten[1]). Sehr erwünscht für das Anerbieten, das dem König gemacht werden mußte. Denn noch immer waren dessen Erklärungen zurückhaltend: er wünschte vor Allem erst zu wissen, auf welche Hülfsmacht er in Deutschland rechnen dürfe.

Dem Churfürsten war nicht ganz wohl in alle den Zweifelhaftigkeiten seiner Lage.

Der Kaiser, noch sehr mächtig, war damit beschäftigt, mit der Belagerung von Magdeburg Ernst zu machen. So eben brachte ein Kriegshaufe, von Georg von Mecklenburg geführt, den Bürgern einen empfindlichen Nachtheil bei. Moritz meinte, wenn der Kaiser diese Stadt unterwerfe, so werde er auch der benachbarten Fürsten Meister werden: er werde — so ist sein Ausdruck — sie lehren, wie sie zu Pferde sitzen sollten. Er eilte, jetzt diesen Kriegshaufen in seine eigne Hand zu bringen, und übernahm die Leitung der Belagerung, die am Reichstag, wie wir wissen, nicht ganz im Sinne des Kaisers beschlossen war. Aber auf der andern Seite wurde ihm dann jenes im Stifte Verden zusammengebrachte und auf der Gard liegende Kriegsvolk, von dem Jedermann sagte, daß es einen Anlauf zur Befreiung Magdeburgs machen wolle, verdächtig und widerwärtig. Sehr möglich, daß der König von Frankreich mit demselben in geheimer Verbindung stand, ihm, dem Churfürsten, zum Nachtheil. Aber auch abgesehen hievon, wie wenig sei es doch fähig, dem Kaiser die Spitze zu bieten! dieser werde es auseinanderwerfen und erst dadurch die Oberhand bekommen. Gegen Ende des Jahres 1550 machte er einen Versuch, es in seinen Sold zu nehmen und an sich zu ziehen: aber er mußte darüber böse Worte vernehmen.

Das Mißtrauen, das er erfuhr, schien ihm fast ein feindseliges Vorhaben anzukündigen. Er wurde bitter und ungeduldig. Man werde ihn noch dahin bringen, daß er dem Kaiser vollkommen zu Willen sei; dann Deutschland gute Nacht! seien die Leute denn ganz besessen, um nicht zu sehen, wo er hinaus wolle?

Wie das alles in Moritz gährt und arbeitet: die Besorgniß vor dem Kaiser und das Mißverständniß mit den religionsverwandten Nachbarn; die allgemeinen Gesichtspunkte und die persönliche Stellung. Er wollte und mußte eine selbständige Haltung gewinnen.

1) An Schachten und Bing: es ist auch gewiß, daß Kaiser wie König einander mit schelen Augen ansahen. 19. Sept.

In seiner Verlegenheit trug er kein Bedenken, im Namen von Kaiser und Reich, die er vor Magdeburg vertrat, auf den Kriegshaufen in Verden loszugehen und ihn auseinanderzusprengen. Sowie dies aber geschehen war (7. Jan. 1551), nahm er den größten Theil desselben, was nun keine Schwierigkeit hatte, in seinen eignen Dienst. Der Anführer des Kriegshaufens, Johann Heideck, trat zu ihm über, und er schenkte ihm sein ganzes Vertrauen. Dieser gehörte zu denen, die mit dem Kaiser noch nicht versöhnt waren, auch nicht versöhnt sein wollten.

Am kaiserlichen Hofe scheint man gemeint zu haben, daß der Verdensche Haufe sich auch deshalb so leicht aufgelöst habe, weil ein Fluchtversuch des Landgrafen, der mit demselben in Verbindung gestanden, so eben mißlungen war: man war sehr zufrieden mit dem Ereigniß.

Aber damit ergriff nun erst Churfürst Moritz seine Stellung vollständig. Die Geschlagenen erfuhren, daß ihr siegreicher Feind in der Hauptsache ihr Bundesgenosse sei.

Heideck ließ es eins seiner ersten Geschäfte sein, daß er eine Zusammenkunft zwischen Churfürst Moritz und Markgraf Hans zu Stande brachte, die im Februar 1551 in Dresden Statt fand.

Markgraf Hans erschien nicht, ohne sich vorher durch hinreichendes Geleite sichergestellt zu haben. Er traute dem zweideutigen Nachbar mit nichten. Als sie zum Zwiegespräch kamen, bedachte er sich lange, ehe er mit seiner Meinung hervortrat. Noch viel weniger aber hätte der geheimnißvolle Moritz geredet. Endlich erwähnte Hans den Verdenschen Zug, durch welchen ihm Moritz ein gutes Vorhaben zu Grunde gerichtet habe. „Und doch weiß ich", redete er Moritz an, „daß auch du so gut nicht hinkommst. Was würdest du sagen, wenn Jemand 4000 Pferde aufbrächte, um damit gegen Jeden zu dienen, der die Religion und die deutsche Freiheit beschweren wollte?" „Weißt du nicht", sagte Moritz, „daß ich im Dienste des Mannes bin? Mit 4000 Pferden wäre ihm noch nicht viel abzubrechen, doch auch ich, in der Religion bin ich kein Mameluk." Zögernd eröffneten sie sich einander. Sowie einer den andern aber einmal verstanden, waren sie der Sache bald einig. Moritz versprach, die Religion laut der Augsburger Confession zu bekennen und zur Erhaltung derselben, sowie der deutschen Freiheit, Land und Leute zu wagen. Markgraf Hans machte sich anheischig, ihm mit dritthalbtausend Pferden zu Hülfe zu kommen. Am 20. Februar 1551 ist hierüber eine förmliche Obligation aufgenommen worden. Der Markgraf sah ein, daß

vor allem eine Versöhnung der beiden sächsischen Linien nothwendig sei, und säumte nicht, alles Mögliche dafür zu thun[1]).

So erhoben sich endlich auch in Deutschland die zerstreuten Regungen der Opposition zu einer festen Gestalt einer bewußten Tendenz.

Wunderbarer Anblick, den nun die Lage der großen Angelegenheiten darbietet!

In Insbruck, wo der Kaiser sich aufhält, am Concilium zu Trient, hegt man die Meinung und darf sie hegen, daß die Zeit gekommen sei, wo alle Entwürfe desselben sich erfüllen sollen. Die verschiedensten, von ferne her angelegten Fäden werden verknüpft, alle entlegenen und zweifelhaften Sympathien aufgerufen, um zu dem großen Erfolg einer Herstellung des Kaiserthums in dem einmal aufgefaßten Sinne, und einer Befestigung desselben im Hause Oestreich-Burgund, älterer Linie, zusammenzuwirken.

Aber indessen haben sich die alten Feinde im Osten und Westen, zur See und im innern Lande, mit denen der Kaiser früher so oft gekämpft und die sich eine Zeitlang ruhig gehalten, aufs neue erhoben. Und nicht diese allein, sondern auch die besiegten Oppositionen regen sich wieder, und zwar in ganz unerwarteter Gestalt; neue in der unmittelbarsten Nähe bilden sich an.

Wird es dem Kaiser gelingen, dort das Ziel zu erreichen, so daß er sich dann mit neu gerechtfertigten Waffen gegen seine Feinde, einen nach dem andern, wird wenden können?

Oder werden die Feinde ihm zuvorkommen? Werden namentlich die verschiedenen Gegner sich unter einander finden und zu einem Angriff auf ihn verstehen?

1) Protocoll im Dresdener Archiv, abgedruckt bei Langenn.

Sechstes Capitel.

Kriegszug des Churfürsten Moritz wider Carl V.

Landgraf Philipp spottete darüber, als ihm in seinem Gefängniß eine freilich voreilige Kunde von dem Vorhaben seines Schwiegersohnes Moritz gegen den Kaiser zukam. „Denn wie wolle ein Sperling den Geier angreifen; habe doch Moritz selbst die anderen Vögel verstört; fremden Nationen komme es lächerlich vor, daß ein Lutherischer wider den andern sei."

Eben dahin zielten nun die Bemühungen des Markgrafen Johann, diesen Zwiespalt zu heben, die beiden sächsischen Linien zu versöhnen, dem Krieg von Magdeburg ein Ende zu machen: „damit nicht", sagte er, „wir Christen, unserm einigen Haupt Christo zur Schmach, uns unter einander morden und würgen"[1]). Auch nach jener Zusammenkunft hält er noch für nöthig, Moritz zu ermahnen, daß er sich seiner Verbindung mit den Geistlichen, die sich nur im Blute der Christen zu baden wünschen, entschlage, und Christum mit den Uebrigen bekenne. Wenn dies geschehen ist, so hofft er alle weltlichen Fürsten dieser östlichen und nördlichen Länder, den Herzog von Preußen, die Herzoge von Mecklenburg, Lüneburg, Pommern, Holstein, in den von ihm mit Moritz verabredeten Bund zu ziehen. Die erste Absicht hiebei war durchaus defensiver Natur.

In der Obligation, welche Moritz dem Markgrafen Hans ausstellte, versprach er mit ausdrücklichen Worten, ein Defensivbündniß einzugehen, zur Erhaltung der Religion und Freiheit der Deutschen, Gut und Blut dabei aufzusetzen; seine Bedingung war allein, daß

1) Was m. gn. Herr Markgr. Hans in entstandener Magdeburgischer gütlicher Unterhandlung an Herzogk Moritz mit eigener Hand geschrieben. 1551 27. Merz.

ihm Markgraf Hans von seinen Freunden die Versicherung einer bestimmten Hülfleistung bringe, für den Fall, daß er angegriffen werde[1]). Man hatte den Gedanken, ein Heer von 20000 M. z. F. und 7000 z. Pf. aufzubringen und mehrere Jahre, oder doch auf Jahr und Tag, auf den Beinen zu erhalten. Ein erster, wiewohl noch sehr unentwickelter Gedanke von der Aufstellung eines stehenden Heeres zum Schutze der Religion. Es scheint, als sei die Absicht gewesen, dem Kaiser vor Allem Bedingungen zur Sicherung der Religion vorzulegen und diesen mit Aufstellung einer so stattlichen Mannschaft Nachdruck zu geben. Man war jedoch hierüber noch nicht zu bestimmten Entwürfen gelangt. Alle Unterredungen von Anfang an lassen doch auch die Möglichkeit offen, mit eignem Angriff zu Werke zu gehen.

Welchen Weg man aber auch einschlagen mochte, so mußte man sich eingestehen, daß man, bei der Geringfügigkeit der Landeseinkünfte und der allgemeinen Erschöpfung, sich nicht ganz auf die eigenen Kräfte werde verlassen dürfen.

Hatte doch der Schmalkaldische Bund, dem noch die reichen Kämmereien der oberdeutschen Städte zu Gebote standen, sich nicht so lange, als nöthig gewesen wäre, im Felde zu halten vermocht.

Nur aus der Veränderung, die in den europäischen Angelegenheiten eintrat, konnte ihnen der Gedanke entspringen, sich dem Kaiser bewaffnet entgegenzustellen, wie sie ja im Grunde Alles, was sie jemals erreicht haben, hauptsächlich der allgemeinen Lage der Weltverhältnisse verdankten.

So war die Ausführung der im Jahre 1530 im Reichsabschied von Augsburg getroffenen Bestimmungen nur durch die Gefahren, mit welchen das Andringen Suleimans die abendländische Christenheit bedrohte, verhindert worden; daher rührten jene zwar beschränkten, aber unschätzbaren Zugeständnisse von Nürnberg im J. 1532. Die Erweiterung derselben seit dem Jahre 1535, auf welcher die Bedeutung des Schmalkaldischen Bundes beruhte, würde nie erreicht worden sein, hätte sich nicht das Haus Oestreich durch die Feindseligkeiten Franz' I

1) Handlung zu Dresden bei Langenn II, 323 ist ein von den hessischen Abgeordneten, ohne Zweifel Simon Bing und Wilhelm von Schachten, aufgesetztes Protocoll über ein Gespräch mit Churfürst Moritz über seine Verhandlung mit Markgraf Hans. Die Obligation vom 20. Febr. ist das officielle Resultat dieser Verhandlungen: „Herzog Moritz", heißt es darin, „wolt bey der Religion laut der Augspurgischen Confession pleiben; will die bekennen," was also noch immer zweifelhaft war; „will zu erhaltung der Religion und freiheit der Teutschen ein defensiff buntnus machen."

bedrängt gesehen, denen es nicht hätte widerstehen können, wenn dieser König mit den Protestanten verbunden gewesen wäre. Von entscheidender Wichtigkeit war die Erklärung des Churfürsten von Sachsen im J. 1536, daß man bei jedem einzugehenden Verständniß nicht allein das Reich, sondern auch den Kaiser ausnehmen müsse. Die Protestanten dabei festzuhalten, darauf ging die vermittelnde Politik der Königin Maria, den streng katholischen Bündnissen und Verabredungen gegenüber; denn einer Allianz zwischen Frankreich und dem Landgrafen würden die Niederlande erlegen sein. Die erneuerte Besorgniß vor einem Angriff der Türken auf Italien und die gegen England gefaßten Intentionen vermochten den Kaiser, selbst unter Connivenz des Papstes, auf die Versuche einer Verständigung einzugehen, die in den Religionsgesprächen gemacht wurden. Man hat damit die Verbindung zwischen Heinrich VIII und den deutschen Protestanten wirklich zersprengt; Türkenhülfe war die Bedingung der Concessionen von 1541. Noch dringender empfand der Kaiser die clevisch-geldrische Combination, mit der die erneuerten Feindseligkeiten von Frankreich in Verbindung standen. Daß die Protestanten sich dazu verstanden, Cleve fallen zu lassen und gegen die Franzosen mit dem Kaiser gemeinschaftliche Sache zu machen, war der Preis, durch den sie die umfassenden Concessionen von Speier im J. 1544 erkauften. Aber definitiv waren auch diese nicht, und sowie nur der Kaiser Frankreich zum Frieden genöthigt und den Stillstand mit den Türken geschlossen hatte, war er nicht mehr der Meinung, in seinen conciliaren Ansprüchen einen Schritt zurückzuweichen. Politisch betrachtet ist es der größte Fehler der Protestanten, daß sie diese Hülfe leisteten, ohne ihre Sache auf alle Fälle und definitiv gesichert zu haben. Man kann sie deshalb nicht allein entschuldigen, sondern in so fern loben, als es auf dem Uebergewicht des deutschen Gemeingefühls beruhte, aber gewiß ist dennoch, daß ihr Ruin im Schmalkaldischen Kriege dadurch veranlaßt worden ist. Noch einmal trat unter den veränderten Weltverhältnissen die alte Frage an sie heran. Die beiden Mächte, welche sich schon 1547, nur zu spät und insgeheim, geneigt bewiesen hatten, standen jetzt in offener Opposition gegen den Kaiser. Weit entfernt, zum Kampfe gegen sie abermals die Hand zu bieten, beschlossen die Protestanten vielmehr, sie um Unterstützung zur Wiedererhebung ihrer Sache anzugehen[1]).

1) Bedenken, wes man sich in Handelung gegen den König In Engeland zu vorhalten ao LI. 14. d. Julii. „Ob es sach were, das sich etliche Chur-

Der erste Gedanke des Widerstandes war von dieser Absicht durchdrungen. Bei der Zusammenkunft in Dresden äußerte der Markgraf, man werde wohl 100000 G. des Monats von Frankreich, 50000 von England erlangen können. Zugleich dachte man auch schon daran, wie nützlich es werden könnte, wenn der König von Frankreich den Kaiser etwa durch einen Angriff in den Niederlanden beschäftigte: dann könne man noch „alle Pfaffen und Mönche“ aus Deutschland verjagen.

Im Mai 1551 ward eine neue Zusammenkunft zwischen Moritz und Johann in Torgau gehalten, an der auch Johann Albert von Mecklenburg und Wilhelm von Hessen, der älteste von den jungen Landgrafen, Theil nahmen. Schon ihr Erscheinen bewies, daß sie einverstanden waren. Die vier Fürsten beschlossen, sich unter gemeinschaftlichem Namen und Siegel an die beiden Höfe zu wenden.

In der Instruction, die sie dem nach Frankreich bestimmten Gesandten, Friedrich von Reiffenberg, mitgaben, tritt besonders der politische Gesichtspunkt hervor. Sie machen darin bemerklich, daß der Kaiser, sobald er mit den deutschen Fürsten, die er in eine der Menschenwürde widersprechende Knechtschaft[1]) zu bringen suche, fertig sei, auch die andern Potentaten, und zunächst Frankreich angreifen werde. Um ihm Widerstand zu leisten, gebe es kein Mittel, als sich mit dem Rücken an einander zu stellen. Würde der König sie jetzt unterstützen — sie bestimmten seine Leistung auf 100000 Kronen —, so würden sie außer anderer vielfältiger Dankbarkeit in Zukunft einem römischen Kaiser auch wider ihn nicht beistehen. In aller Form tragen sie ihm den Wunsch vor, daß er ihnen durch einen Angriff auf Carl von der andern Seite her zu Hülfe kommen möge.

Zufällige Hindernisse, z. B. die Abwesenheit des vertrauten Secretärs, oder Zweifel über einen Titel, bewirkten, daß die Sendung nach England sich bis in den Juli verzögerte. Absichtlich, weil man kein Aufsehen erregen wollte, ward sie einem unbedeutenden

fürsten FF. und andere Stende des Rö. Reichs, wellichen zuforderst unsre h. christl. Religion und Lehre des Evangelii, auch darzu die Freiheit Ires Vaterlandes zu erhalten lieb were und darbey zu bleiben neben einander bedacht weren, in ein christlichs vorstantniß einließen, und da sie perurter zweier ursachen willen mit gewalt und der that angefochten und überzogen, sich der pillichen Defension gebrauchen und also . . etwas wagen wollten, was alsdann der Konig ꝛc.“

1) „viehische Servitut“.

Manne anvertraut. In dessen Instruction aber hoben die Fürsten besonders den religiösen Gesichtspunkt hervor. Sie forderten Eduard VI, als einen christlichen jungen König, der in der wahren und rechten Religion von Anfang an unterwiesen sei, auf, ihnen gegen diejenigen beizustehen, von welchen diese Religion verfolgt werde und welche jetzt entschlossen seien, die evangelischen Stände, so viel ihrer noch bei der Augsburgischen Confession verharren, vollends auszurotten. Ganz in dem Maße, in welchem der König ihnen helfe, sind sie erbötig, ihn zu unterstützen, wenn er angegriffen werde[1]).

Der Gesichtskreis der Verbündeten umfaßte auch das nördliche Europa. Churfürst Moritz setzte sich mit dem König von Dänemark in Verbindung, der zu seinem Verdruß mit Gustav Wasa so eben in neue Irrungen gerieth. Markgraf Johann hielt, da der König von Polen allzu entfernt war, um ihn zu erreichen, eine Zusammenkunft in dieser Sache mit seinem Nachbar, dem Starosten von Posen.

Sie sahen die Macht des Kaisers als eine allen unabhängigen Ländern von Europa gleich gefährliche an: daß sie eine deutsche sei, kam ihnen nicht zu Sinne.

In Deutschland selbst lag die größte Schwierigkeit darin, die Söhne Johann Friedrichs mit demjenigen in Frieden zu setzen, der sie der Chur beraubt hatte. Schon bei der Torgauer Zusammenkunft hatte man den Beschluß gefaßt, wenn sie auch die Vorschläge nicht annähmen, die man ihnen machen würde, sich doch dadurch von weiterm Fortschreiten nicht abhalten zu lassen, und nur vergeblich bemühte sich Markgraf Johann, noch eine Weile sie herbeizuziehen; Moritz, in dessen Briefen überhaupt nichts so häufig und so dringend eingeschärft wird, wie das Geheimniß, um so mehr, da ihm Gerüchte vom kaiserlichen Hofe kamen, man mißtraue ihm dort und hege Besorgnisse[2]), fürchtete nur immer, es möchte seinen Vettern zu viel mitgetheilt werden, so daß sie ihn verrathen könnten. Er seinerseits hatte für den Erfolg sein Augenmerk von Anfang an noch mehr auf Frankreich gerichtet, als auf Deutschland[3]). Mit Freuden vernimmt er, daß sich nach allen Nachrichten der Bruch zwischen Carl V und

1) 12000 M. würden 88000 G., 10000 M. 75666 G., 9000 M. 66000 G., 8000 M. 56666 G. kosten. Die beiden Instructionen bei Langenn II, 331.

2) Er erwähnt der Reden am Hof: „man sol auff Herzog Moritz sehen, wan die Stadt Magtburg erobert, das er nüt ein Gesellschaft an sich heng und Reiss dem kaiser ein Poßle."

3) „Da wir desselben mannes (Heinrichs II) nerva belli nit sollten haben, so acht Ich den Handel bey mir unmuglich." Schreiben vom 18. Juni.

Heinrich II unvermeidlich zeigt. Jetzt, meinte er, werde der König Freunde brauchen und fortmüssen.

Es versteht sich wohl, daß ein Antrag, wie der von Reiffenberg überbrachte, dem König von Frankreich im höchsten Grade willkommen sein mußte. Was er ohnehin zu thun im Begriffe war, dazu forderten jetzt deutsche Fürsten ihn auf. Nicht allein eine sehr erwünschte und nützliche Hülfe bot sich ihm damit dar, sondern auch, da man ihn suchte und brauchte, die beste Gelegenheit, seine Macht nach der deutschen Seite hin auszudehnen, wo sie bisher durch Carls Vorkehrungen und die Gewissenhaftigkeit des älteren protestantischen Bundes nur Verluste erlitten.

Gleich die Antwort, welche Reiffenberg mitbrachte, gab dem ursprünglichen Gedanken eine etwas andere Wendung.

Indem sich der König bereit erklärte, auf den ihm geschehenen Antrag einzugehen, bezeichnete er denselben so, als habe man ihm für den Fall, daß er die Waffen gegen den Kaiser ergreife, sei es zur Vertheidigung oder zum Angriff, und daß er sich dabei der Sache des Landgrafen öffentlich annehme, versprochen, sich für ihn zu erklären und ihm gute Dienste zu leisten[1]).

Von dem Defensivbündniß, auf das man zuerst gedacht, zu dessen Ausführung man Hülfe von Frankreich gewünscht hatte, war hier nur noch im Vorbeigehen die Rede. Statt dessen trat die Absicht hervor, gegen den Kaiser mit deutscher Hülfe einen großen Krieg zu beginnen.

Die Aeußerungen, welche in den früheren Sendungen des Churfürsten nach Frankreich vorkamen, konnten allerdings dazu veranlassen. Moritz war nicht der Mann, wenn er einmal sein Ziel ins Auge gefaßt hatte, in den Mitteln es zu erreichen wählerisch zu sein[2]).

In Kurzem erschien ein französischer Gesandter, de Fresse, Bischof von Bayonne, in Deutschland, der sich in demselben Sinne erklärte. Bei einer Zusammenkunft, im Anfang October in Lochau, brachte Markgraf Hans seine Defensionsgedanken nochmals vor. Der Gesandte sagte wohl, auf diese Weise werde die Scheuer der deutschen Fürsten umfriedet, die Umfriedung des Königs von Frankreich zu seinem alleinigen Schaden zerrissen. Er wollte nur von einem Offen-

1) Abgedruckt bei Langenn II, 334.

2) Die erste Notiz von einer Verbindung zwischen Moritz und Heinrich II findet sich im Juli 1550. Es scheint, als habe Moritz sich bald nach der ersten Eröffnung Albrechts von Brandenburg an Frankreich gewandt. 29. Juli empfiehlt der Gesandte Marillac einen Italiener als Vermittler.

sivbündniß hören, und drang auf sofortige unumwundene Erklärung darüber, damit man in Frankreich Beschluß fassen könne, wie der Krieg im nächsten Frühjahr zu führen sei.

Und hiebei kam ihm die Meinung derjenigen von den fürstlichen Räthen entgegen, welche bisher das Geheimniß dieser Geschäfte getheilt oder vielmehr sie geleitet hatten. Mit Heideck war ein Mann in sächsische Dienste getreten, der als Canzler desselben bezeichnet wird und später als sächsischer Amtmann erscheint, Christoph Arnold, der an diesen Dingen den größten Antheil hatte. Er hauptsächlich hat die Herstellung eines guten Vernehmens zwischen Moritz und Markgraf Hans vermittelt, die Unterhandlungen mit dem weimarischen Hofe veranlaßt; er besorgte die geheime Correspondenz; jene Instruction nach England konnte darum nicht ausgefertigt werden, weil er, doch wieder in eben diesen Geschäften, abwesend war. Von Arnold liegt ein Gutachten bei den Acten, in welchem er auf entscheidende Maßregeln dringt. Jetzt sei die Zeit gekommen, wo man das Haus Oestreich, besonders aber den Kaiser, in seinem Herzen angreifen müsse; zunächst auf die Niederlande, den Sitz seiner Macht, müsse man losgehen, bis man seine Größe gebrochen, und auf keine Weise dürfe man seine Anhänger in Deutschland dulden; gebe es Leute, die nicht von ihm zu trennen, nicht für den Bund zu gewinnen seien, die müsse man mit aller Gewalt verfolgen und ausrotten.

Der nemlichen Ueberzeugung war der hessische Bevollmächtigte, Simon Bing, der den französischen Gesandten mitgebracht: er legte einen Entwurf eines Offensivvertrages vor, in dem sich zuweilen nahe die Worte des Arnoldischen Gutachtens wiederfinden.

Markgraf Hans, von Natur hartnäckig bis zum Eigensinn und hier in seinem Rechte, wollte sich seinen ursprünglichen Gedanken nicht so ganz umgestalten lassen. Es kam darüber zu Mißverständnissen, zu einem Wortwechsel selbst bei Tafel. „Du sollst", sagte ihm Moritz, „nicht immer regieren wollen, du sollst mir nicht Fickfack machen." Markgraf Hans hielt fürs Beste, sich auf der Stelle zu entfernen: noch denselben Abend, bei Fackelschein, ritt er ab [1]).

Dagegen ging sein Neffe, Johann Albert von Mecklenburg, auf die neuen Entwürfe so gut ein, wie auf die früheren. Die jungen

1) In einem Schreiben Heidecks an Albrecht 29. Januar 1552 wird dies dem Markgrafen sehr zum Vorwurf gemacht. „Wo S. Gn. zuvor entschlossen oder bedacht gewesen, one Mittel bei der Defension zu verharren und sich in kein lauter Offension zu begeben, so sollte man mit dem Konig so weit zu unterhandeln . . unterlassen haben."

Landgrafen und Moritz theilten längst die Ansicht ihrer Räthe. Sie wollten nicht in den Fehler des Schmalkaldischen Bundes fallen, der sich hatte isoliren lassen und dadurch vernichtet worden war. Sie wußten sehr wohl, wie der Feind, den sie anzugreifen gedachten, ihnen ohne Vergleich an Kraft überlegen, wie klug und kriegserfahren er sei. Sie sahen ihr Heil nur darin, daß es gelinge, ihn unvermuthet, von allen Seiten zu überraschen.

Nun kam es nur auf die Bedingungen an, über die man sich mit dem König von Frankreich verstehen würde.

Die deutschen Fürsten forderten eine Subsidie von 100000 Kronen des Monats: der König antwortete ihnen dafür mit zwei Gegenforderungen, welche universalhistorisch wichtig geworden sind.

Einmal: er verlangte das Zugeständniß, daß er sich der zum Reiche, aber der französischen Zunge gehörigen Städte Metz, Toul, Verdun und Cambrai bemächtigen könne, nicht allein, um sie dem gemeinschaftlichen Feinde zu entreißen oder vor ihm zu beschützen, sondern auch, um sie als Reichsvicar inne zu haben.

Sodann — jedoch erst etwas später — kam der französische Gesandte mit der Bemerkung hervor, der Kaiser habe nur darum die hohe Geistlichkeit auf seiner Seite, weil diese von einem Emporkommen seiner Gegner, der Protestanten, ihr Verderben fürchte. Er forderte für seinen König die Befugniß, die geistlichen Fürsten in seinen Schutz zu nehmen, wie er mit ihnen Eines Glaubens sei.

Vorschläge, die uns einen Blick in die Pläne eröffnen, welche die Franzosen auf Eroberungen über das Reich und einen durchgreifenden Einfluß innerhalb desselben hegten.

Dahin war es gekommen, daß man nur die Wahl zwischen zwei harten Nothwendigkeiten hatte: entweder den Kaiser seine Entwürfe vollenden zu lassen, was die Cabinetsregierung desselben, wie das Interim befestigt, eine concentrirte weltlich-geistliche Gewalt einem Prinzen, der trotz aller absichtlichen Näherung doch immer als ein Fremder erschien, überliefert, und die freie Entwickelung der Nation auf späte Generationen gehemmt hätte: oder sich dem Nebenbuhler des Kaisers anzuschließen, der doch selber noch mehr ein Ausländer war und Absichten auf einen Einfluß kundgab, bei dem die politische Selbständigkeit der Nation im höchsten Grade hätte gefährdet werden müssen.

Es traten beinahe Erwägungen ein, wie damals, als es zweifelhaft war, ob Carl V oder Franz I zum Kaiser gewählt werden solle.

Aber der Unterschied lag darin, daß man Carl V kennen gelernt, in Erfahrung gebracht hatte, wozu die höchste Gewalt in diesen Händen führen mußte, jetzt nichts mehr wünschte, als sich seiner Uebermacht wieder zu entledigen, und daß man dagegen dem König weder das Kaiserthum übergab, wenn man es ihm gleich in der Ferne zeigte, noch jenen Einfluß zugestand.

Hatten aber die Fürsten nicht Pflichten gegen den Kaiser? war ihm nicht überdies Moritz durch die Bande der Dankbarkeit höher, als vielleicht irgend ein anderer Reichsfürst verbunden?

Wenn man ihn kannte, so durfte man wohl nicht erwarten, daß er hierauf viel Rücksicht nehmen würde.

Gleich seinen alten Vater hat Moritz durch eine allzu frühe, ohne dessen Einwilligung vollzogene Vermählung höchst unglücklich gemacht, so daß man fürchtete, dieser möchte „aus solch hohem gefaßten Harm an seinem Leben Schaden nehmen.“ — Und diese seine junge Gemahlin hat dann doch wohl auch einmal die Klage geführt, er habe die Wildschweinsjagd lieber, als ihre Gesellschaft.

Wir kennen die Verdienste Johann Friedrichs um Heinrich den Frommen, und wie er dann bei dem Tode desselben dafür sorgte, daß die Lande ungetheilt an Moritz gelangten. Dem zum Trotz, und zwar wohl deshalb, weil man es ihn ein wenig fühlen ließ, konnte ihn Moritz nicht leiden: wie er sich gröblich ausdrückte, „den dicken Hoffahrt“. Wie lange hätte es dauern können, besonders bei der Leibesbeschaffenheit Johann Friedrichs, die ihm kein langes Leben verhieß, so hätte Moritz mit seinem Schwiegervater die Leitung der evangelischen Angelegenheiten in die Hände bekommen. Allein ihn zogen bei weitem mehr die gegenwärtigen Vortheile an, die ihm der Kaiser anbot: er gewann es über sich, von dem ganzen politisch-religiösen System abzufallen, dem er angehörte: es hielt ihn nicht zurück, daß sein Schwiegervater in denselben Ruin gezogen ward, den er dem Vetter bereitete.

Von persönlicher Anhänglichkeit oder loyalem Gefühle ist bei ihm nicht die Rede. Im J. 1546 lagen die Dinge so, daß er von Johann Friedrich, von dem er sich persönlich betrogen fühlte, abfiel. Im J. 1550 war ihm die Autorität des Kaisers unerträglich geworden; er konnte ihm die Sache des Landgrafen nicht verzeihen, — es lag in seiner Natur, lange zurückzuhalten, um zu instimuliren: plötzlich brach er los.

Ist es nun aber nicht der gewöhnliche Lauf der Dinge, daß derjenige, der einem Dritten zu Gunsten die Treue brach, sie auch diesem nicht hält?

Zur Entschuldigung von Moritz ist von jeher viel gesagt worden und läßt sich wirklich mancherlei sagen. Gewiß aber hatte er durch sein bisheriges Verhalten nicht zu der Meinung berechtigt, als werde er sich durch Rücksicht auf empfangene Wohlthaten abhalten lassen, dasjenige zu thun, wozu sein Vortheil ihn einlud. Hatte der Kaiser ihm die Chur gegeben, so hatte er sie sich durch Hülfe in entscheidendem, gefährlichem Augenblicke verdient. Besonderen Dank meinte er ihm nicht schuldig zu sein.

Wenn man sein tägliches Thun und Lassen ansah, so meinte man wohl, nur das Vergnügen des Tages habe Reiz für ihn, die Wildbahn in den dichten Gehölzen von Radeberg und Lohmen und in der erweiterten Dresdner Forst, oder die Freuden der Fastnacht, die Ritterspiele, in denen er, denn er war sehr stark und gewandt, gewöhnlich das Beste that, oder das lustige Leben auf den Reichstagen und die sich daran knüpfenden Besuche an fremden Höfen, wo er gern mit schönen Frauen Kundschaft machte, oder die Trinkgelage, bei denen er es auch den Meisten zuvorthat[1]). Kaiser Carl glaubte, der vermöge am meisten bei ihm, wer ihm darin Vorschub thue.

Allein hinter diesem leichtfertigen Wesen barg sich ein tiefer Ernst.

Der männliche Muth, den er vor dem Feinde bewies und der ihm früh einen Namen machte, zeigte zuerst, daß er kein gewöhnlicher Mensch war. Dann aber muß man ihn in seinem Lande beobachten, wie er das ganze Regierungswesen umbildet und ihm in dem Mittelpunkt eine stärkere Haltung giebt, wie er die großen Vasallen, die Anspruch auf Reichsunmittelbarkeit machen, den Ordnungen des „berainten und bezirkten" Territoriums, das keine Ausnahme zuläßt, unterwirft, dafür sorgt, daß die Unterthanen Recht und Frieden und eine gewisse Gleichheit der Behandlung genießen: wie er ferner das System der Schulen gründet, das diesem Lande eine so eigenthümlich alle Classen durchdringende Cultur verschafft hat. Er zeigt eine sehr bemerkenswürdige Gabe sowohl für das Ergreifen politischer Gedanken, als für ihre Ausführung. Er bekümmert sich um das Kleinste, wie um das Große. Aus dem Feldlager fragt er seine Gemahlin, wie es in ihrem Vorwerk stehe; er schilt darüber, daß man den Knaben in seiner neuen Landesschule zu Pforte brandiges, trübes Bier zu trinken gebe.

In der Regel hielt er sich leutselig. Zwar gerieth er leicht in Zorn; man bemerkte aber, daß er den Beleidigten dann wieder durch irgend einen Gnadenbeweis zu fesseln suche.

1) So sahen ihn auch die Italiener an.

Die religiöse Richtung seines Jahrhunderts hatte auf ihn, so viel ich sehe, weniger beherrschenden Einfluß, als vielleicht auf irgend einen andern fürstlichen Zeitgenossen. In seinen Briefen gedenkt er des allmächtigen Gottes, des gerechten Gottes, der Alles wohl machen werde: tiefer geht er nicht; er scherzt wohl selbst darüber, daß er wenig bete.

Allgemeine große Ideen von weltgestaltendem Inhalt, wie sie der Kaiser hegte, finde ich nicht in ihm; desto schärfer aber faßte er das Näherliegende, bringe es nun Gefahr oder Vortheil, ins Auge; unaufhörlich arbeitet seine Seele an geheimen Plänen.

Er ist dafür bekannt, daß er verschwiegen ist: er sagt einmal selbst, man wisse, daß ihm der Schnabel nicht lang gewachsen, es wäre denn, indem er dies schreibe. Geht er ja mit seinen Gedanken heraus, so fängt er wohl damit an, das Entgegengesetzte von dem, was er wünscht, vorzuschlagen, z. B. im Gespräch mit dem Markgrafen die Befreiung seines Vetters Johann Friedrich, an der ihm nichts liegt, nur damit dieser selbst die Befreiung des Landgrafen zur Sprache bringe, die er zu bewirken wünscht. Auf Briefe giebt er nicht viel: „ein Gespräch ist besser, als viel beschriebenes Papier". Niemals hat er große Eile: ein paar Monate mehr kümmern ihn wenig, wenn die Sache nur gründlich vorbereitet wird und verborgen bleibt. Seine Räthe beklagten sich nicht mit Unrecht, daß unter Johann Friedrich selbst im Felde die Canzleien regelmäßiger besorgt, besser berücksichtigt worden seien, als unter Moritz. Das machte: Johann Friedrich hatte in der Regelmäßigkeit der Verhandlungen wirklich die Summe der Geschäfte gesehen. Moritz dagegen trieb das Wichtigste insgeheim, mit einem oder dem andern vertrauten Secretär, während die übrigen Räthe, die auch in seinem Vertrauen zu sein glaubten und es bis auf einen gewissen Grad waren, in ihrem einmal eingeschlagenen Gange blieben, ohne eine Ahnung von den Dingen zu haben, die ihr Herr eigentlich im Schilde führte. Wichtige Briefschaften auch nur etwa durch Zufall in ihre Hände kommen zu lassen, hütet er sich sorgfältig: er schickt sie an seine Gemahlin, die sie in ihrer Truhe wohlpetschiert aufbewahren soll[1]): sie kannte ihn genug, um sich nicht daran zu vergreifen. Es giebt eine Art praktischer Zweizüngigkeit, in der er so weit als möglich ging. Im Februar 1551 hatte er sich verpflichtet, das Concilium nicht

1) Brief nr. 12 bei Arndt: Nonnulla de ingenio et moribus Mauritii 1806.

anzuerkennen, und war entschlossen dazu: im Februar 1552 war der gute Melanchthon noch unterwegs in keiner andern Meinung, als er werde sich nach Trient verfügen müssen.

Damals nun hatte Moritz eine ganz entschiedene Richtung zum Bündniß mit den Franzosen und gegen den Kaiser genommen: er war nicht der Meinung, vor einer Forderung, die Frankreich machen konnte, zurückzuweichen, wofern sie nur nicht dem Zwecke selber entgegenlief.

Es mochte hinzukommen, daß der König von England den Antrag, der ihm nunmehr auch geschehen war, mit weitläuftigen Anfragen über die Namen der verbündeten Fürsten und die Sicherheit, die ihm dafür angeboten werden könne, beantwortete, überhaupt eine große Bedenklichkeit kundgab, mit dem Kaiser zu brechen [1]).

Auch konnte dem Churfürsten an einem Defensivbündniß überhaupt nichts mehr liegen. Ein großer Schlag, gut vorbereitet und plötzlich mit aller Kraft geführt, das war seine Politik.

In seinen Briefen findet sich nicht der Schatten eines Scrupels über die Rechtmäßigkeit seines Verfahrens. Eher blickt ein gewisses Vergnügen durch, daß er ihn angreifen wird und vielleicht niederwerfen, den alten Sieger, der sie Alle im Zaum hält [2]).

Und so entschloß er sich, wozu man auch auf der Seite der Landgrafen sehr geneigt war, von jenen Forderungen des Königs die erste anzunehmen.

Er willigte damit nicht in eine Losreißung der drei Städte vom Reich, dessen Rechte er vielmehr ausdrücklich vorbehielt: der König sollte dieselben besetzen und innebehalten, aber nur als Reichsvicar, wozu man ihn befördern wolle. Das Unvaterländische dieses Zugeständnisses entschuldigt man damit, daß auch der Kaiser, der sich bereits Cambrais, Utrechts und Lüttichs bemächtigt habe, ähnliche Absichten auf die drei übrigen Städte hege, wodurch sie dann auch dem Reiche wenigstens nicht minder entfremdet würden.

Dazu aber, dem König den Schutz über die geistlichen Fürstenthümer anzuvertrauen, ließ Moritz sich nicht bewegen.

In dem Entwurfe des Vertrages hieß es: daß die Fürsten diejenigen, welche sich ihnen widersetzen oder auch nur nicht anschließen würden, für diese Treulosigkeit gegen das gemeine Vaterland mit

1) K. Edwards Journal bei Burnet I, p. 40.

2) Moritz an Markgraf Hans 13. Aug. 1551: „ich hab gut hoffnung zu unserm Handel: wir wollen dem Bock recht an die Hoden greifen."

Feuer und Schwert zu verfolgen gesonnen seien. Eben gegen diesen Artikel waren die Einwendungen der Franzosen und ihre Schutzvorschläge gerichtet. Da der Gesandte sah, daß er damit so im Ganzen nicht durchdringen werde, so wollte er wenigstens diejenigen, die sich nur nicht anschließen würden, vor jener Gefahr sichern. Aber die Fürsten gaben weder das eine, noch das andere nach. Sie wollten sich bei ihrer Unternehmung nicht schon von Anfang Hindernisse schaffen, ihre Widersacher nicht mit ihren Verbündeten in Verhältniß setzen. Der Gesandte mußte davon abstehen.

Seinerseits erkannte der König die Erwerbungen an, welche Moritz im letzten Kriege gemacht, und versprach — nach einigem Hin- und Herhandeln über die Summe — auf die Dauer des Krieges monatlich 60000 Ecus, für die drei Monate aber, die bis zu dem Beginn desselben verlaufen sein würden, 240000 zu zahlen, die denn zur Vorbereitung des Unternehmens unentbehrlich waren.

Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach fand es nicht rathsam, in diesen Bund als eigentliches Mitglied desselben einzutreten: ein freies, durch eigenthümliche Verträge nach beiden Seiten gesichertes Verhältniß schien ihm besser. Aber wie er wohl der Erste gewesen, der den Gedanken einer Vereinigung, wie diese, überhaupt gefaßt hatte, so ließ er sich auch keine Mühe verdrießen, sie vollkommen zu Stande zu bringen. Gegen Ende 1551, Anfang 1552 finden wir ihn in Person am französischen Hofe, wo ihn Schärtlin einführte. Er trug den Namen Paul von Biberach und gab sich für einen der Hauptleute dieses Kriegsobersten aus. Schon genug, daß ihn der König als den sehr hohen und mächtigen Fürsten, seinen theuren Vetter Albrecht von Brandenburg erkannte. Nachdem alle Schwierigkeiten vollends beseitigt, besonders die Geldsachen abgemacht waren, unterzeichnete und beschwor der König den Bund am 15. Januar auf dem Jagdschloß Chambord in Gegenwart des Markgrafen. Der Markgraf beschwor ihn im Namen der deutschen Fürsten[1]).

So geschah nun doch, was zu verhüten Carl V seit seiner Wahl so viel ängstliche Sorge getragen: deutsche Fürsten vereinigen sich mit dem König von Frankreich, und zwar in der entschiedensten Feindseligkeit gegen ihn, zu einem großen Krieg, zum offenen Angriff. Ohne Zögern rüsteten beide Theile, um so bald wie möglich aufzukommen.

1) Urkunde bei Du Mont IV, III, 33. Schärtlin, der sonst hier gut unterrichtet ist, giebt den 2. Februar an.

Moritz hatte den unschätzbaren Vortheil, daß er die Waffen vor Magdeburg in der Hand hielt.

Auch nach jenem ersten Zwiegespräch mit Markgraf Johann setzte er die Belagerung fort: noch immer gab es Scharmützel, noch mehr als einmal floß Blut. Der Markgraf ermahnte den Churfürsten wohl, den Schein nicht zu weit zu treiben, aber auch er war dagegen, demselben sofort ein Ende zu machen und die Aufhebung der Belagerung allzu sehr zu beschleunigen[1]).

Erst nachdem sichere Botschaft aus Frankreich gekommen, Ende August, ward eine ernstliche Unterhandlung mit Magdeburg begonnen. Moritz hielt an den früheren Vorschlägen fest, welche im Wesentlichen dieselben sind, die den oberländischen Städten gemacht worden, allein er ließ sich zu Erläuterungen herbei, die wohl das Außerordentlichste sein mögen, was unter diesem Titel jemals vorgekommen ist.

Der Kaiser hatte gefordert, die Stadt solle sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Moritz erläuterte dies dahin: wenn sie die Capitulation annehme, solle alle Ungnade fallen, auch kein Predicant davon betroffen werden. Der Kaiser hatte ferner Vollziehung der letzten Reichsabschiede und alles dessen, was er zum Frieden des Reiches anordnen werde, zur Bedingung gemacht: Moritz erklärte, daß sich dies nur auf weltliche Angelegenheiten beziehen solle[2]).

Heideck und Arnold waren oft in der Stadt: Moritz verpflichtete sich mündlich, Alles heilig zu halten, was Heideck insgeheim verabreden werde[3]). Wir können nicht sagen, wie weit dessen Eröffnungen gingen: so viel aber sahen die Magdeburger wohl, daß sie sich ohne Gefahr für ihre Religion auch derjenigen Bedingung fügen konnten, die ihnen früher die widerwärtigste gewesen war: der Aufnahme einer sächsischen Besatzung.

Nachdem dergestalt die Capitulation angenommen worden, ritt der Churfürst am 9. November, begleitet von dem kaiserlichen Commissarius Schwendi und einer stattlichen Schaar von Fürsten, Herren

1) Schreiben vom 4. Juni: „aus allerhand Bedenken, die sich nicht wollen schreiben lassen."

2) Capitulation bei Merckel Hortleder II, IV, XIX, nr. 231. Es ist aber zu merken, daß Moritz diese Capitulation dem Kaiser niemals vorgelegt hat. In einem Schreiben vom 22. März 1552 klagt Carl V, darüber keine Auskunft geben zu können, „pour ne nous avoir led. duc Mauris jusqu'à ores envoyé la capitulation."

3) Rathmann III, 591.

und Räthen, in Magdeburg ein. Bei dem Denkmal Otto's des Großen kamen ihm die drei Räthe, die Ordnungsmeister, hundert Mann der Stadt, sammt ganzer Gemeine, entgegen, um ihm die Huldigung zu leisten. Der sächsische Canzler eröffnete den Act mit einer Aufforderung hiezu, „nachdem", sagte er, „die Stadt sich nunmehr ergeben." Der Bürgermeister Levin von Emden fiel ihm ins Wort: „vertragen und nicht ergeben." Der Churfürst sagte: „es ist vertragen: so soll es auch bleiben." Hierauf leistete ihm die Bürgerschaft den Eid, bei Gott und seinem heiligen Worte.

Man wird Moritz nicht zutrauen, daß er für die Erweiterung seiner Macht, die hierin lag, gleichgültig gewesen sei; er ward nun, was er so dringend gewünscht, als Burggraf von Magdeburg anerkannt; insofern wenigstens, als dies zu erreichen war, hatte er die Belagerung gewiß ernstlich gemeint. Aber die Hauptsache war doch immer, daß er eine so ansehnliche Truppenschaar so lange an der Hand behalten hatte. Auch jetzt löste sie sich noch nicht auf, da sie noch nicht ihre vollständige Bezahlung empfangen. Der Reichszahlmeister Wolf Haller gab sich alle mögliche Mühe, Anleihen auf den demnächst einzubringenden Reichsvorrath — denn der eingebrachte war bereits erschöpft — bei Ständen und Städten abzuschließen; allein er fand nicht viel Gehör und es ging sehr langsam. Indessen behielt Moritz Zeit, die Hauptleute für sich besprechen zu lassen, wozu er sich des nunmehr wieder befreiten Georg von Mecklenburg bediente, der den Namen dazu hergab, und Alles zum Feldzug vorzubereiten.

Im Laufe des Februar ward den sächsischen Landständen zu Torgau, den hessischen zu Cassel das Kriegsvorhaben der beiden Fürsten zu dem Zwecke, den gefangenen Landgrafen zu befreien, unumwunden eröffnet. Die sächsischen mahnten ihren Herrn geradezu ab, wie man denken kann, ohne Erfolg. Die hessischen waren nicht insgesammt erschienen: die anwesenden jedoch versprachen ihren Beistand, die Städte eine nicht unbedeutende Steuer, die Edelleute, ihr Blut für den Fürsten zu wagen[1]).

Indessen erklärte auch Heinrich II in voller Sitzung seines Parlaments, daß er sich an demjenigen zu rächen gedenke, der durch Thaten, seinem Worte entgegen, gezeigt habe, daß er sein, des Königs, Todfeind sei, — und traf Anordnung für die Regierung in seiner Abwesenheit[2]).

1) Rommel I, 547.

2) Discours du roi fait au parlament bei Ribier II, 376, doch ist das Datum „12. Januar" wohl ohne Zweifel falsch; bei Belleforest heißt es:

Merkwürdigerweise ward sein Unternehmen ihm, wenn nicht allein, doch vornehmlich durch die Beisteuer möglich, zu der sich damals sein Clerus entschloß, um eine von Franz I eingeführte Beschränkung seiner Jurisdiction wieder los zu werden.

Schon langten die Landsknechte aus Deutschland an, welche Schärtlin, Reckerode und der Rheingraf geworben, drei große Regimenter; aus Italien die alten Fahnen, die bisher den Krieg in Piemont mit vielem Ruhme geführt; zugleich erfüllte sich ganz Frankreich mit eignen Rüstungen.

Der ursprüngliche Plan der deutschen Fürsten war, auf den Kaiser, wo er sich auch aufhalten möge, unverweilt loszugehn und durch irgend einen großen Schlag ihm seine Reputation in Deutschland zu entreißen. Was die Franzosen dabei thun, ob sie in Italien mit einem großen Heere vorrücken oder lieber diesseit der Berge nur hauptsächlich die niederländischen Kräfte des Kaisers beschäftigen sollten, ließen die Deutschen unentschieden. Der König wählte, mit seiner ganzen Macht von der Champagne her gegen den Oberrhein vorzubringen: wie er sagte, damit nicht etwa der Kaiser die zu schwachen Kräfte der Fürsten erdrücke, ohne Zweifel auch darum, um die Landschaften und Städte in Besitz zu nehmen, welche er zu erwerben gedachte. Gern ließen sich dies die deutschen Fürsten gefallen. Um so eher konnten sie hoffen, was sie vor allem im Sinne hatten, dem Kaiser selber mit überlegner Macht beizukommen. Von ihnen rührte der Gedanke her, ohne langen Verzug, schon im März, im Felde zu erscheinen.

Anfang dieses Monats sammelten sich die hessischen Völker bei Kirchhain. Sie begannen ihr Unternehmen damit, daß sie eine neue Zollstätte niederrissen und das Mainzische Amöneburg zur Auslieferung des daselbst befindlichen schweren Geschützes nöthigten. Mitte März finden wir den Landgrafen Wilhelm schon mit einem ansehnlichen Haufen, nicht ohne den französischen Gesandten, vor Frankfurt, in der Hoffnung, diese mächtige Reichsstadt gleichsam durch eine Ueberraschung ihrer protestantischen Sympathien mit sich fortzureißen: da es vergeblich war, nahm er seinen Weg die große Straße nach Fulda hin und überstieg den Rhön, um sich hier mit dem Churfürsten zu verbinden.

Auch dessen Truppen hatten indeß einen Versuch auf Erfurt

Dès le mois de Mars — le roy — alla prendre congé de sa cour de parlement — —

gemacht, der aber ebenfalls mißlang [1]); den Nachwinter hatten sie in Mühlhausen und Nordhausen gehalten, jedoch mit nichten, wie Spangenberg sich ausdrückt, zu Frommen und Freuden der Bürger: immer noch neue Landsknechtschaaren waren ihnen zugelaufen. Jetzt endlich that sich ihnen der wahre Kriegsherr öffentlich kund: Churfürst Moritz erschien bei ihnen in den Erfurter Gerichten, und führte sie über den Thüringerwald nach Franken.

Hier hatte Markgraf Albrecht einen dritten Haufen versammelt.

Die drei Haufen vereinigten sich bei Rothenburg an der Tauber, und schlugen nun, ohne einen Augenblick zu verziehen, die Straße nach Augsburg ein.

Eben in der Eroberung dieser Stadt, wo der Kaiser so oft Reichstag gehalten, überhaupt seine Macht am stärksten entwickelt hatte, die in mancher Beziehung als der Mittelpunkt des Reiches erschien, sahen die Fürsten den großen Schlag, welcher die Reputation des Kaisers vernichten sollte. Man hat behauptet, es seien ihnen hier schon aus der Ferne persönliche Verständnisse angeknüpft gewesen. Noch bei weitem mehr kam ihnen zu Statten, daß man in Augsburg am meisten den weltlichen und geistlichen Druck des spanischen Regiments empfunden und sich mit einer nationalen Antipathie gegen den Kaiser erfüllt hatte. Der Bischof von Arras sollte erfahren, daß die Prediger doch nicht so leicht vergessen waren. Bei der Aufregung, welche die Nähe der Verbündeten und ihre Aufforderung, die ganz im Sinne der Einwohner war, verursachten, konnte der Rath nicht verweigern die Gemeinde zu berufen; diese erklärte: sie wolle weder Krieg noch Belagerung. Am 4. April verließ die bisherige Besatzung mit ihren rothen Feldzeichen Augsburg; zwei Stunden darauf rückten durch dasselbe Thor die verbündeten Truppen mit ihren weißen Kreuzen ein. Churfürst Moritz nahm Wohnung bei dem alten Bürgermeister Herbrot, den der Kaiser als seinen vornehmsten Feind betrachtete [2]).

1) Arnold Vita Mauritii, 1234: Militum proterviam Mauritius molestam sibi esse fingebat — sed si oppido potiti fuissent milites, dubio procul neque Caesari neque cuiquam alteri illud restituisset.

2) „Die gantze Gemeind", wie es in dem Entschuldigungsschreiben an den Kaiser heißt, „nachdem es reich und arm, jung und alte belangt." Vgl. Gassarus bei Mencken I, 1867: „Doch Wir haben", sagt der Rath, „in solcher Eyl mehr nit denn drei Fändlein an uns bringen mögen." Nach einem Schreiben des Kaisers sollte es scheinen, als hätte sie schon früher aus Vorsorge hingeschickt.

Und indem waren nun auch die Franzosen im Felde erschienen. Der erste Gebrauch, den sie von ihrem Uebergewicht in den Waffen dies Mal machten, bestand darin, daß sie die Herzogin Christine von Lothringen, eine Nichte des Kaisers, welche an der Verwaltung des Landes großen Antheil hatte, mit Beistimmung der Stände davon entfernten, sie nöthigten, ihnen ihren jungen Sohn auszuliefern, und eine Regierung nach ihrem eignen Gutdünken einrichteten. Indessen hatte sich der Connetable Montmorency gegen Metz gewendet. Wir haben schon oben bemerkt, daß die Partei, welche dort die Regungen des Protestantismus unterdrückt hatte, zugleich französisch gesinnt war. Wäre in Metz die evangelische Meinung durchgedrungen, so würde es sich vielleicht den Franzosen ebenso gut widersetzt haben, wie Straßburg dies that. Aber jetzt hatten diese mehrere Mitglieder im Rath und die hohe Geistlichkeit auf ihrer Seite: durch den Bischof der Stadt, Cardinal Lenoncourt, geschah, daß der Connetable aufgenommen ward und die Stadt in französische Hände überging.

In dem Bezeigen Heinrichs II erscheinen die schroffsten Widersprüche. Er kannte sehr wohl das religiöse Motiv der protestantischen Fürsten: aber er war nicht ausgezogen, ohne erst von den Märtyrern Rusticus und Eleutherius, und St. Dionysius, dem eigensten Heiligen des allerchristlichsten katholischen Königthums, Abschied genommen zu haben. Er nahm die Grenzlande der deutschen Nation in Besitz und nöthigte ihnen seinen Willen auf, wie er denn die Verfassung der Stadt Metz auf der Stelle wesentlich veränderte: und in demselben Augenblick proclamirte er sich als den Verfechter der deutschen Freiheit.

Indem diese Bewegungen sich erheben, suchen unsre Augen unwillkürlich den Kaiser, gegen den sie gerichtet sind.

Er war noch in Insbruck, mit seinen conciliaren und dynastischen Entwürfen auf eine Weise beschäftigt, daß er für nichts anderes Sinn zu haben schien. Eben in dieser Zeit meinte er dem Concil zu Trient die Richtung zu geben, welche er demselben von jeher zu geben beabsichtigt hatte; er hoffte außer den drei Churfürsten am Concil auch die drei andern in Kurzem in seiner Nähe anlangen zu sehen, um die Successionssache mit ihnen zu Ende zu bringen. So eben war ein neuer Versuch auf König Maximilian gemacht worden. Indem er diese idealen Absichten verfolgte und nur so viel, als unbedingt nothwendig war, dafür that, um den Feindseligkeiten der Franzosen, die er in den Niederlanden und in Italien erwartete, daselbst zu begegnen, bemerkte er nicht, was in

Deutschland gegen ihn vorbereitet ward. Es fehlte ihm nicht an Warnungen. Sogar der französische Gesandte hat dem Hof einmal von einer Conspiration gesagt, von der er höre, wahrscheinlich nur, um denselben auf eine falsche Spur zu leiten, die dann Arras verfolgte, natürlich ohne etwas zu entdecken. Vielen Andern war die Verbindung der Franzosen mit Moritz kein Geheimniß mehr. In der Relation eines venezianischen Gesandten ist derselben schon im Jahre 1550, unmittelbar nachdem sie begonnen hatte, und, wie wir aus den Depeschen Marillacs sehen, auch ganz richtig gedacht worden. Gegen Ausgang 1551 war es ein ganz allgemeines Gerücht, das die kleinsten Höfe oder Provinzialregierungen kennen. Auf den Kaiser machte es keinen Eindruck: er antwortete, man müsse sich nicht von jedem Winde bewegen lassen. Gab ihm doch Schwendi fortwährend über die Stimmung und die Absichten des Churfürsten ganz günstigen Bericht: einer von dessen vornehmsten Räthen, Franz Kram, erschien in Insbruck und meldete, sein Herr werde unverzüglich nachkommen[1]). Und hatte derselbe nicht seine Procuratoren nach Trient, seine Theologen auf den Weg dahin geschickt? In Rosenheim am Inn hielten sich zwei sächsische Räthe auf in der festen Meinung, ihren Herrn, der auch wirklich eine Strecke in entsprechender Richtung vorwärts reiste, zu erwarten. Der Kaiser hielt für gewiß, der Churfürst werde kommen: hätte er etwas anderes im Sinn, das wäre von einem deutschen Fürsten nie erhört. Noch am 28. Februar schrieb er dem Churfürsten von Brandenburg, er versehe sich zu Moritz alles Gehorsams, guten und geneigten Willens. Aber einen größeren Meister in der Verstellung hat es wohl kaum je gegeben, als Moritz war. Keiner von seinen alten Räthen, Carlowitz so wenig wie die andern, hatten Kunde von seinen Entwürfen[2]). Noch von Schweinfurt aus, am 27. März, hat er die Bitte um die Loslassung des Landgrafen erneuert, unter dem Vorgeben, daß er sich sonst in das Gefängniß der Kinder desselben einstellen müsse. Und doch vereinigte

1) Schreiben Granvellas an die Königin 30. Dec.: L'agent du duc Mauris a dit, qu'il ne pouvoit penser que son maitre se voulut tant oublier que de faire contre son devoir, comme aucuns semoient par la Germanie, et que non seulement s'il le faisoit il abandonneroit son service, mais que la pluspart de sa noblesse feroit le meme.

2) Ob es wohl Grund hat, was der Florentinische Gesandte berichtet: Il duca Mauritio scrive di suo pugno, che procura di ritirar il Marchese dall' impresa, con persuaderlo a posar l'armi, promettendo di voler esser al certo alli 12 a Linz. Wenigstens sieht man, was man am Hofe glaubte.

er in diesem Augenblicke schon sein Heer mit dem Kriegshaufen eben dieser jungen Landgrafen, durch alle denkbaren Verträge gebunden, dem Kaiser selber zu Leibe zu gehn.

Der Kaiser glaubte wohl, als die Sache ernster ward, es sei auf nichts anderes abgesehen, als eben auf die Befreiung des Landgrafen. Er ließ sich ganz trotzig vernehmen, er werde den Leib desselben in zwei Theile zerlegen und jeden davon einer der Parteien, die ihn zwingen wollten, entgegenschicken [1]).

Allein die Ausschreiben der verbündeten Fürsten, die in Einem Moment durch Deutschland flogen, belehrten ihn bald eines Andern. Nicht allein von dieser Befreiung war darin die Rede, sondern eine ganze Reihe Beschwerden geistlicher und weltlicher Natur ward darin namhaft gemacht: der Ueberdrang, der mit dem Concilium geschehe; die Art und Weise, wie man auf den Reichstagen eine künstliche Mehrheit hervorbringe, welche alles zugebe, unter andern eine Schatzung nach der andern, bald unter diesem, bald unter jenem Vorwand; die Anwesenheit fremder Truppen im Reiche, während den Deutschen selbst verboten werde auswärtige Kriegsdienste zu nehmen; der Hohn, mit welchem nach dem Kriege Gehorsame und Ungehorsame behandelt worden; die Entfremdung des Reichssiegels; die eigenmächtige Aenderung städtischer Räthe. Würden sie, die Zeitgenossen, das dulden, so würden sie dafür von den Nachkommen als Verräther der mit so viel Blut erworbenen Freiheit unter die Erde verflucht werden. Albrecht von Brandenburg protestirte, nicht der Person des Kaisers gelte sein Unternehmen, sondern er fechte nur gegen das, was dem heiligen Reich zuwider geschehe [2]). Was ihr Sinn war, drückte Moritz in einem seiner Briefe bündig und unumwunden aus: sie wollen den Pfaffen und den Spaniern nicht unter dem Fuße liegen.

Da leuchtete nun wohl ein, daß es auf eine Abänderung des ganzen kaiserlichen Regimentes, wie es in und nach dem Schmalkaldischen Kriege eingerichtet worden, abgesehen sei. Noch einmal erhob sich die ungebändigte Freiheit des alten Germaniens gegen die Ordnung und Gewalt, welche der Sieger gegründet hatte und zu gründen im Begriff war. Und zwar standen eben Diejenigen an der

1) Straß an Joachim II Osterabend 1552.

2) Des durchl. . . Hern Albrechten . . gemein Ausschreiben und Ursachen, bei Hortl. II, V, v; hierüber am ausführlichsten. Er gedenkt auch des mit kaiserlichem Privilegium erschienenen Buches von Avila, worin die deutsche edelste und fürnehmbste Nation der ganzen Christenheit abconterfeyt werde, als ob sie irgend eine barbarische unbekannte Nation sei.

Spitze, die früher von ihren Glaubensgenossen abgefallen, die Niederlage derselben befördert, die Partei des Kaisers gehalten hatten, die Mächtigsten und Kriegge übtesten. Die Antipathien der Religion, die durch alle die bisherigen offenen oder indirecten Angriffe und durch die Bedrohungen des Conciliums angeregt worden, gaben ihrem Unternehmen eine breite nationale Grundlage und kamen ihnen auf das Mächtigste zu Hülfe.

Und wenn nun der Kaiser gegen diese Erhebung des protestantischen Elementes Unterstützung von den Katholischen erwartete, so sah er sich auch darin getäuscht.

Er wendete sich zunächst an die geistlichen Churfürsten, die unter diesen Umständen Trient zu verlassen eilten. Der Churfürst von Trier antwortete, er werde sich immer als ein gehorsamer Reichsfürst bewähren, um aber zu wissen, was er in diesem Fall thun solle, müsse er erst mit seinen Räthen sprechen; so erklärte sich auch Cöln; Mainz machte sogar auf Hülfleistung Anspruch.

Und nicht bereitwilliger ließen sich die ältesten Verbündeten und nahen Verwandten vernehmen. Herzog Albrecht versicherte seine Ergebenheit auch aus diesem Grunde außer der allgemeinen Pflicht, allein er gab zu bedenken, welcher Gefahr er sich aussetze, wenn er sich jetzt ohne Verzug auf die Seite des Kaisers schlage.

Schon früher hatte man sich am kaiserlichen Hofe beklagt, daß Ferdinand den Versuch, zur Abdankung des von Magdeburg abgezogenen Heeres eine Anleihe aufzubringen, nicht mit seinem Credit unterstützen wollte. Fast feierlich forderte ihn jetzt der Kaiser auf, ihm zu sagen, was er als sein Bruder und römischer König aus den Mitteln seiner Länder in dieser gemeinschaftlichen Gefahr bei ihm zu leisten gedenke. Der König antwortete, er brauche alle seine Kräfte wider die Osmanen in Ungarn. Statt der Unterstützung kam dem Kaiser vielmehr von dieser Seite eine Forderung zu. Seine Tochter Maria, Gemahlin Maximilians, ersuchte ihn in diesem Augenblick um 300000 Duc. ihrer Aussteuer, wofür sie sich eine gut rentirende Besitzung in Ungarn kaufen wolle. Der Kaiser war sehr geneigt, diese Bitte den Einflüsterungen ihres ihm im Herzen feindlichen Gemahls zuzuschreiben. Er meinte fast, es sei eine allgemeine Verschwörung gegen ihn im Werke. Die Wechslerhäuser in Augsburg, an die er sich wendete, verweigerten ihm ihre Unterstützung, so günstig auch die Bedingungen waren, die er ihnen vorschlug [1]).

1) Comme si lesdits marchands avoient entre eux quelque intelligence secrete, pour non nous servir. (Lettre à Ferdinand.)

Wie war dem alten Sieger und Herrscher da zu Muthe, als sich in demselben Augenblicke alle Feinde erhoben und alle Mittel versagten.

Einst hatte es in seiner Wahl gestanden, an der Spitze der deutschen Nation, mit Begünstigung des reformatorischen Elementes, laut der Reichsschlüsse von 1544, seine Macht gegen die auswärtigen Feinde zu richten, wie die Franzosen, welche besonders durch deutsche Unterstützung früher in Italien besiegt und damals in ihrer Heimath zum Frieden genöthigt worden: so hauptsächlich gegen die Osmanen, was in jener Zeit das größte Interesse hatte und der allgemeine Wunsch war. Dann hätte er das Kaiserthum in dem Sinne, wie es ihm bei seinen Zügen nach Afrika vorschwebte, entwickeln können. Freilich hätte er z. B. Philipp von Hessen nicht als Feind, sondern als Mitstreiter behandeln, die Einheit der abendländischen Christenheit nicht in die Gleichförmigkeit des Bekenntnisses setzen müssen: dafür wäre es ihm aber, so lange die Türken sich noch nicht in Ungarn befestigt hatten, vielleicht möglich gewesen, zugleich dieses Land zu befreien und den Trieb der Cultur und Ausbreitung, der in den Deutschen lebte, nach der mittlern Donau, dem süd-östlichen Europa hinzuleiten. Aber er schlug einen entgegengesetzten Weg ein. Er traf eine Abkunft mit den Osmanen, die ihnen Zeit ließ sich in den eingenommenen Landschaften zu befestigen, mit dem Werke der Barbarisirung fortzuschreiten, und nahm sich vor, in den Streitigkeiten des Glaubens und des Ritus, welche die Jahrhunderte nicht haben beseitigen können, beiden Parteien Maß zu geben, er, von seinem politischen Standpunkt aus. Nun konnte aber die natürliche Feindseligkeit gegen die Osmanen doch nicht auf die Länge beseitigt werden: im Jahr 1551 brach sie wieder in volle Flammen aus. Ueberhaupt wurde die kaiserliche Politik nach dem Tode des ältern Granvella nicht geschickt genug nach den friedlichen Gesichtspunkten hin geleitet. In demselben Augenblicke erhob sich die wetteifernde Macht von Frankreich, die man unbekümmert ihrer andern Gegner hatte Herr werden lassen, zu den alten Bestrebungen. Und indeß war doch das Ziel der innern Politik mit nichten erreicht; weder die Kirchenversammlung in die erwünschte Bahn geleitet, noch die Succession befestigt worden: vielmehr erwachte in Folge dieser Versuche ein allgemeiner Widerwille in beiden religiösen Parteien, über Italien und Deutschland hin, und strömte nun in plötzlichem Ausbruch mit den äußern Feindseligkeiten zusammen. In Ungarn verjagte der Pascha von Ofen die Haiducken und Spanier

Ferdinands aus Szegedin, noch ehe sie sich daselbst befestigt, und bezeichnete den Anfang des April mit der Eroberung von Vesprim. Zugleich näherten sich noch zwei andere Heere unter dem Beglerbeg von Rumili und dem zweiten Wesir der Pforte den ungarischen Grenzen. In Wahrheit, Ferdinand hatte ganz Recht, wenn er darin eine Gefahr erkannte, die alle seine Kräfte in Anspruch nehme. Auch zur See regten sich die Feinde: in den Gewässern von Malta erschien Sala Rais in denselben Tagen, in welchen der König von Frankreich durch Lothringen nach dem Elsaß und dem Oberrhein zog und die protestantischen Fürsten Augsburg bedrohten.

Der Kaiser selbst, ohne Truppen, noch Geld, entfernt von den eigenen Landschaften, aus denen er beides hätte ziehen können, sah sich überrascht in dem wenig verwahrten Insbruck, und so gut wie hülflos.

Gleich bei der ersten Nachricht von Augsburg erkannte er die persönliche Gefahr, in der er sich befand. Er besorgte, eines Tages in seinem Bette überfallen zu werden. Welche Schmach für ihn, in Gefangenschaft der deutschen Fürsten zu gerathen!

Einen Augenblick dachte er daran, sich zu seinem Bruder zurückzuziehen: der konnte es aber, in der verlegenen und schwierigen Lage, in der er sich persönlich befand, selber nicht wünschen, und widerrieth es ihm.

Ein anderer Ausweg für Carl wäre gewesen, sich nach Italien zu wenden und hier aufs neue zu rüsten. Allein auch da war der Krieg nicht eben glücklich gegangen, überall war das Landvolk durch die Truppenzüge in Aufregung gesetzt. Es schien dem Kaiser nicht rathsam, mit seiner geringen Umgebung auf den dortigen Landstraßen zu erscheinen, und wenn er einmal in Italien wäre, so würde er eine Reise nach Spanien nicht gut ablehnen können; wie leicht, daß ihm dann bei der Ueberfahrt ein Unfall von den Franzosen oder gar den Osmanen begegne: noch zuletzt in seinen alten Tagen. Dagegen hielt er es für möglich, den Oberrhein zu erreichen und nach den Niederlanden durchzukommen. Allenfalls zwar werde man ihn für einen alten Thoren halten, der damit etwas unternehme, was seine Leibeskräfte übersteige und wobei er umkommen könne; aber, sagt er, er habe nur zu wählen zwischen Schande und Gefahr; er wähle dann die Gefahr. Er entschloß sich wirklich zu dem Versuch. In tiefstem Geheimniß, mit Zurücklassung eines Briefes an Ferdinand, der aber erst abgegeben werden sollte, wenn die Sache gelungen sei, brach der Kaiser am 6. April nach Mitternacht von Insbruck auf, begleitet von

seinen beiden Kammerherren, Andelot und Rosenberg, einem eigenen und zwei Dienern Rosenbergs. Sie hofften die große Straße durch die Clause nach Ulm noch frei zu finden. Durch Gebirg und Wald reitend kamen sie am 7. Mittags nach Nassereith und nach kurzer Rast in die Nähe der Clause. Hier aber erfuhren sie, daß Moritz bereits auf dem Wege sei, um an demselben 7. April Füßen zu besetzen. Sie wären ihm in die Hände gegangen, wären sie fortgeritten, und eilten, nach Insbruck umzukehren[1]).

Es war für den Kaiser keine Rettung, als daß er zuerst nur dieses nächsten und gefährlichsten Feindes durch irgend eine Abkunft, einen Stillstand, sich zu entledigen suchte.

Und so durfte es noch als ein Glück erscheinen, daß sein Bruder immer mit Moritz in freundlicher Verbindung gewesen war, und in dem Moment seines Auszugs aus Sachsen eine Zusammenkunft mit ihm in Linz verabredet hatte[2]). Diese fand am 18. April wirklich Statt und führte nach einiger Unterhandlung — wir werden gleich davon mehr zu sagen haben — zu einem wenn auch nur vorläufigen Stillstand, der hauptsächlich dazu dienen sollte, um eine zahlreichere Versammlung „zur Abstellung der Irrungen und Gebrechen deutscher Nation" in Passau möglich zu machen.

Moritz hatte den Anfang desselben wegen der Entfernung seiner Bundesgenossen und mit Vorbehalt ihrer Einwilligung auf den 11. Mai festgesetzt. Sie genehmigten ihn aber erst vom 26. Mai an.

Nun hatte der Kaiser im Laufe des April doch am Ende einiges Geld zusammengebracht und begann sich zu rüsten. In weiterer Ferne, bei Frankfurt, sowie in der Nähe, bei Ulm, sammelten sich Truppen auf seinen Namen. Nach allen Seiten hin waren Unterhandlungen angeknüpft. Carl V faßte einen Gedanken, den bereits Jedermann von ihm erwartete. Sollte er nicht gegen den Churfürsten, der ihn angriff, die nemliche Waffe zücken, die ihm in dem vorigen Kriege so große Dienste geleistet hatte: sollte er nicht die Reichsacht über ihn aussprechen? Noch war der alte Geächtete,

1) Eigener Bericht des Kaisers an seine Schwester 30. Mai 1552, ohne den wir von dieser Thatsache nichts wissen würden, bei Bucholtz IX, 544.

2) Sommaire de la lettre du bourggrave de Meissen (Heinrich Reuß von Plauen) au roy des Romains du 16m de Mars de Leipzik: . . qu'il a fait toute instance vers le duc, pour obtenir la surseance des armes, mais que sans les sceu des autres luy n'a rien voulu attendre. Man wählte Linz, „pour garder la reputation à S. Mé et que icelle puisse etre de retour a Vienne." (Brüss. Arch.)

Johann Friedrich, in seinem Gewahrsam. Er dachte diesen selbst zum Executor der Acht zu ernennen; dann würden, so meinte er, auch dessen alte Freunde, die Herzoge von Cleve und Pommern, sich gegen Moritz erklären. So eben erschien auch König Ferdinand in Insbruck: er ging, wiewohl nicht gerade gern, auf den Gedanken ein. Er übernahm es selbst, mit Johann Friedrich zu reden, wie dieser zu seiner Sicherheit es wünschte; wenn man sich verständige, sollte es sein Bewenden bei der Capitulation von Wittenberg haben; sollte es aber zur Achtserklärung kommen, so sollte Johann Friedrich wieder in das Churfürstenthum eingesetzt werden. Man rechnete dann auf den Abfall seiner Unterthanen, die dem alten Churfürsten noch immer ergeben waren.

Sehr möglich, daß Moritz von diesen Verhandlungen Kunde erhielt, denn schon hatte Johann Friedrich einen seiner Räthe nach Passau geschickt, um mit den Fürsten, die dort allmählig zusammenkamen, eine vorläufige Rücksprache zu nehmen. Und auf keinen Fall wollte Moritz dem Kaiser die dortigen Päße, deren Besitz in dem vorigen Kriege entscheidend geworden war und die er auch jetzt verstärkte, in den Händen lassen. Einer der kaiserlichen Musterplätze war Reitti, unfern der Ehrenberger Clause, welche ebenfalls in Vertheidigungsstand gesetzt werden sollte. Noch war der für den Waffenstillstand festgesetzte Termin nicht eingetreten. Moritz behielt noch Zeit und trug kein Bedenken sie zu benutzen, um dem Kaiser diese Stellung zu entreißen.

Am 18. Mai griffen die verbündeten Fürsten das Lager von Reitti an und sprengten es auf der Stelle aus einander. Besonders in dem freudigen Georg von Mecklenburg erwachte hierüber eine Schlachtbegier und Siegeszuversicht, die alles mit sich fortriß. Da sich ein Theil der Truppen nach der Clause zurückzog, so ließen sie sich durch ihr gutes Verhältniß zu König Ferdinand nicht abhalten, unmittelbar auf diesen Platz loszugehn. Noch in der Nacht nahmen sie eine Höhe ein, welche die Befestigungen beherrschte. Von hier aus den andern Morgen vordringend, fanden sie weder in den Schanzen an der Clause, noch in dem verbollwerkten Passe, noch in dem Schlosse selbst nachdrücklichen Widerstand[1]): neun Fähnlein

1) Nach der Tyroler Relation, in Hormayrs Chronik von Hohenschwangau Urk. 61 p. 47, blieb das Schloß selbst „unerobert, unangesehen der feind solchen an sieben Orten vermacht gehabt.“ Die brandenburgischen Gesandten geben den Verlust des Kaisers auf 1200 Todte und 5200 Gef. an.

fielen in ihre Hand. Und wie nun, wenn sie in dem hiedurch eröffneten Lande vordrangen und den Kaiser in Insbruck überfielen? Es ist als ein Irrthum anzunehmen, sie hätten das nicht gewollt. Am 20. Mai ist zwischen ihnen förmlich gerathschlagt worden, ob sie, wie sie sich sehr unehrerbietig ausdrücken, „den Fuchs weiter in seiner Spelunke" suchen sollten: sie entschlossen sich hiezu. Gott weiß was geschehen wäre, hätte nicht das tumultuarische Kriegsvolk, eben als es vorwärts gegen Aiterwang geführt werden sollte, nach dem Sturmsold geschrieen, den es so eigentlich nicht verdient hatte und der ihm wirklich aberkannt worden ist, und darüber seine Waffen gegen Moritz selbst gerichtet, so daß dieser ihm nur mit Mühe entkam.

Bei der ersten Nachricht von dem Falle der Clause beschloß der Kaiser, Insbruck zu verlassen. Er empfand, daß die Gefahr, welche er von Anfang an gefürchtet hatte, unmittelbar über ihm schwebe; er hätte durch eine Reitertruppe überrascht und aufgehoben werden können. Es war am 19. ziemlich spät, daß die Nachricht eintraf: Carl und Ferdinand waren einig, daß kein Augenblick verloren werden dürfe, um in Sicherheit zu gelangen, denn wie bald konnte sich der vorrückende Feind der nächsten Pässe und Straßen bemächtigen und die Entfernung unmöglich machen. Die wichtigsten Schriften und Kleinodien wurden eilends nach dem festen Schloß Rodenegg gebracht. Nun erst sprach Ferdinand mit dem gefangenen Churfürsten im Schloßgarten; er reichte ihm die Hand zum Zeichen der Versöhnung und kündigte ihm seine Befreiung an, wiewohl unter der Bedingung, daß er noch eine Zeitlang dem Hofe ungezwungen folgen möge. Man bedurfte der Mannschaft, die ihn bisher bewacht hatte, zur Bedeckung bei der Abreise. Diese erfolgte noch am 19. Abends um 9 Uhr beim Scheine brennender Windlichter: die Nacht war regnerisch und kalt, das Gebirge noch mit Schnee bedeckt: der Kaiser litt an einem Anfall seiner Krankheit. Sein erster Zufluchtsort war Brunecken, nicht einmal ein eigenes Schloß, sondern dem Cardinal von Trient gehörig, der in den Verhandlungen über die Wahl nicht eben als Anhänger des Kaisers erschienen war.

Den andern Morgen folgte Johann Friedrich auf demselben Wege. Er erlebte nun, was er immer von seinem Gott erwartet: zum ersten Mal seit fünf Jahren sah er sich von keiner spanischen Garde umgeben; er stimmte auf seinem Wagen ein geistliches Danklied an.

Am 23. Mai rückte Moritz an der Spitze seiner Reiter und

Fußvölker in Insbruck ein[1]). Die Landsknechte brüsteten sich in den prächtigen spanischen Kleidern, denn alles, was den Spaniern gehörte, ward ihnen von dem Churfürsten als gute Beute überlassen: auf ihren Hüten glänzten portugiesische Goldstücke; einer nannte den andern Don; bei alle dem aber wußte sie Moritz auf das Beste in Zucht zu halten. Er tadelte Georg von Mecklenburg, der sich nur eine Truhe auf dem Schloß hatte öffnen lassen. Ihm war es genug, daß er so weit vorgedrungen, er begehrte nicht mehr.

Noch in Brunecken erhielt König Ferdinand einen Brief von ihm, in welchem er eigentlich gegen dessen Erwartung dem, was vorgefallen, zum Trotz sich entschlossen erklärte, den Waffenstillstand von dem bestimmten Tage an eintreten zu lassen. Er fragte an, ob man auch auf der andern Seite diese Gesinnung hege und ob ihm das sichere Geleite, das ihm zur Zusammenkunft in Passau gegeben worden war, gehalten werden solle, und ob auch der König daselbst erscheinen wolle[2]). Die beiden Brüder hielten für gut, darauf einzugehen.

Unverweilt machte sich hierauf Moritz zu der angesetzten Versammlung nach Passau auf den Weg. Auch ohne noch die Verabredungen zu berücksichtigen, die daselbst getroffen worden sind, muß man anerkennen, daß ihm durch den Gang der Begebenheiten und ihre Entscheidung die größten Erfolge gelungen waren.

Vor ihm her wich der mächtige Kaiser höher ins Gebirg, nach Villach: er ließ die Brücken hinter sich abwerfen und in den Pässen spanische Soldaten aufstellen, um ein etwaiges Nachdringen zu verwehren.

Und indessen löste sich, auf der andern Seite des Gebirges, das Concilium von Trient von selber auf. Gleich auf die erste Nachricht von den deutschen Ereignissen, am 15. April, sprach der Papst, der ohnehin nur einen zu bekennenden Grund dazu herbeigewünscht, die erneuerte Suspension des Conciliums aus. Das Concilium, das man für gut hielt selbständig handeln zu lassen,

1) Schreiben des brandenburgischen Gesandten 1. Juni: „Der Chf. von Sachsen ist alsbald gegen Insbruck verruckt und alles was spanisch und denselben zustendig gewest, welches die Bürger bei schwerer straf anzeigen und in ein kaufhaus zusammenbringen müssen, preis gemacht: den königischen aber hat er nichts nehmen lassen." (Berl. A.).

2) Darauf mag es sich gründen, wenn man am Hofe sagte, und Roger Asham meldet, Moritz habe dem König versichern lassen, daß der Kaiser nicht so eilig zu fliehen brauche; ihm solle kein Leid geschehen.

machte diesen Beschluß am 28. April zu dem seinen. Noch widersetzten sich jedoch die entschiedenen Anhänger des Kaisers, und bei weitem nicht Alle waren abgereist, als die Nachricht von der Eroberung der Clause erscholl. Man glaubte in Trient, die protestantische Bewegung werde unmittelbar der Stadt des Conciliums gelten, und Alles, Prälaten und Einwohner, Vornehme und Geringe, flüchtete in wilder Verwirrung aus einander, höher in die Berge hinauf oder hinab nach der See, in die dichtesten Wälder oder die festesten Städte[1]). Der päpstliche Legat Crescentio ließ sich durch seine Krankheit nicht abhalten dem allgemeinen Zuge zu folgen. Er starb, als er in Verona ankam.

Das konnte man wohl vorhersehen, daß eine Combination kaiserlicher und conciliarer Macht, wie die, welche Carl V ins Leben gerufen und mit der er die Christenheit zu beherrschen gedachte, so bald nicht wieder erscheinen würde[2]).

Was aber erfolgen würde, wer hätte darüber in der Verwirrung jener Tage auch nur eine Vermuthung hegen können?

Der König von Frankreich zog im Elsaß hin und her, besetzte die kleineren Städte, nahm die größeren, z. B. Straßburg von den Hausbergen aus, in Augenschein. Es war eine Versammlung der nächstgesessenen deutschen Fürsten in Worms gehalten worden, allein sie hatten sich nicht entschließen können Widerstand zu leisten: nur eine sehr höfliche Bitte legten sie ein.

Schwach, wie die meisten waren, ohne die Nähe des Kaisers, der sie zuletzt vereinigt, von zwei mächtigen Feinden in die Mitte genommen, und ohne den Rückhalt besonderer Bündnisse, die sie sonst wohl geschützt hatten, waren sie auf ein nach beiden Seiten wohl abgewognes Verfahren angewiesen, um nicht zu Grunde gerichtet zu werden.

Der Herzog von Cleve wagte nicht das längst gegebene Versprechen eines Besuches bei der Königin Maria zu erfüllen, weil er fürchtete, Moritz möchte ihn darüber östreichischer Gesinnung verdächtig halten[3]).

1) Massarellus: unoquoque rebus suis fuga, vel ad altiores montes vel densas silvas aut maritima loca seu finitimas civitates, consulente. (Rainaldus XXI, p. 70.)

2) Schreiben Bugenhagens an den König von Dänemark 15. Aug. 1552: „Das Conciliabel ist zu Trennt (zertrennt), es bleibt zu Trennt, zu Trennt, ꝛc. (Schumacher Briefe an den König von Dänemark I, 186.)

3) Schreiben der Königin 15. Mai, 24. Mai 1552. (Br. A.)

So gewaltig erschien damals das Uebergewicht der Gegner dieses Hauses, daß in einer Versammlung oberdeutscher Fürsten zu Heidelberg die Frage vorgekommen ist, — so versichert wenigstens Königin Maria, — ob Carl V nicht des Reiches zu entsetzen sei[1]).

Allein auch der Kaiser gebot doch noch über mannichfaltige Kräfte, die er nur zu sammeln brauchte, um den Feindseligkeiten, von denen er überrascht worden war, wieder die Spitze zu bieten.

Er hoffte sogar einen Theil der Protestanten auf seine Seite zu bringen: das große Ansehen, das Johann Friedrich genoß, sollte ihm dienen, sie um sich zu vereinigen. Königin Maria rechnete auf die Anhänglichkeit von Nürnberg und Frankfurt. Ein Gedanke taucht von Zeit zu Zeit auf, der die weiteste Aussicht eröffnet hätte, nemlich der, sich mit dem in den meisten Territorien schwierigen Adel zu verbünden und ihn gegen die Landesherren aufzurufen. Johann Friedrich meinte, der Kaiser müsse nur vor allem erklären, daß er das Wort Gottes nicht verfolgen wolle, und die freie Predigt erlauben, damit werde er die Zuneigung der deutschen Nation wiedererwerben. Er rieth ihm den alten frommen Churfürsten von Cöln wiederherzustellen: dann wolle er, Johann Friedrich, die Heerführung selber übernehmen und das feindliche Heer gewiß aus einander sprengen[2]).

Wir sehen: noch schien alles möglich.

Verlieren wir uns jedoch nicht in das Allzuentlegene, so ist die Hauptsache, daß ein europäischer Krieg ausgebrochen war, der, von Deutschland ausgegangen, es wieder in seiner Mitte zerschnitt. Es mußte sich zeigen, ob in dem Kampfe der beiden großen Mächte die Deutschen vollends unter einander zerfallen, oder ob sie — denn schon stellte sich diese Möglichkeit dar — beiden gegenüber zu einer erneuten Selbständigkeit gelangen würden.

1) Schreiben der Königin 1. August 1552. (Br. A.)

2) Les points et articles que le duc Jehann Frederic de Saxe a faict par le secretaire Obernburger, 23. Mai. (Br. A.)

Zehntes Buch.

Epoche des Religionsfriedens.

Erstes Capitel.

Verhandlungen zu Linz und zu Passau.

Es mußte wohl so sein, daß ein Fürst von der Herkunft, Weltstellung und Gesinnung, wie Carl V, Absichten faßte, wie er sie gefaßt hat, und bei den Kräften, die er einsetzen konnte, dem Talent, das ihm eigen war, und den Fehlern, die seine Gegner begingen, in ihrer Ausführung so weit vorschritt.

Die Nothwendigkeit der Dinge brachte aber doch mit sich, daß er damit nicht zu Ende kommen konnte.

Er verfocht Ideen der formellen Einheit der abendländischen Christenheit, welche noch nicht aufgegeben, von den bestehenden Zuständen und den Meinungen der Menschen noch nicht ausgeschieden waren, aber doch auch weder die einen, noch die andern mehr beherrschten.

Viel zu entwickelt, mächtig und voll Selbstgefühl waren die andern europäischen Reiche, um sich ein Uebergewicht des Kaiserthums gefallen zu lassen.

Und viel zu tief war der Widerwille gegen die vornehmste Repräsentation der geistlichen Einheit gewurzelt, der Widerspruch, der wider sie erhoben ward, viel zu gut begründet und zu weit verbreitet, als daß auch nur eine beschränkte Unterordnung unter dieselbe sich hätte wiederherstellen lassen.

Den aus der Vergangenheit aufsteigenden Ideen der formellen Einheit setzten sich Tendenzen politischer und religiöser Unabhängigkeit entgegen, welche den abendländischen Nationen eine neue Zukunft eröffneten.

Es bedurfte eigentlich nur einer Verbindung des politischen und des religiösen Gegensatzes, um die geistlich-weltliche Autorität zu zertrümmern, die sich über beide zu erheben suchte.

Da nun aber das Kaiserthum, das zu so umfassenden Planen Anlaß und Rechtstitel gab, wie es auf der deutschen Nation beruhte, so auch die Staatsgewalt in derselben bildete, so trat die Gefahr ein, daß durch einen Angriff auf dasselbe auch diese zersprengt und entweder Anarchie einreißen, oder einer fremden Macht ein verderblicher Einfluß eingeräumt werden möchte.

Glücklich die Zeiten, wo ein einziger nationaler Gedanke alle Gemüther ergreift, weil er alle befriedigt: hier war dies nicht der Fall.

Bei dem ihm selbst unerwarteten Fortgang seines Glückes gab zuweilen auch Moritz der Hoffnung auf baldigen Frieden Raum: man versicherte ihm, der Kaiser werde im Reich solche Vorsehung thun, daß den Ständen Augsburgischer Confession ihr Glaube, Allen ihre Freiheit unangetastet bleibe: er werde sich auch mit dem König von Frankreich über dessen Ansprüche an ihn vertragen, worauf alle Macht der Christenheit gegen die Türken gewandt werden könne: wie wäre das aber wirklich zu erwarten gewesen!

Wer auf ein einigermaßen freiwilliges Zurücktreten des Kaisers von den einmal ergriffenen Planen rechnete, der kannte ihn schlecht; noch weniger aber wären die Franzosen gemeint gewesen, sich mit einer Auseinandersetzung der gegenseitigen Ansprüche zu begnügen, und die Plätze, die sie vom Reich eingenommen, so leicht wieder zu verlassen.

Vielmehr war nichts anderes zu erwarten, als ein langwieriger und gefährlicher Krieg, der leicht auf deutschem Boden selber ausgefochten werden, Alles vollends entzweien, den Türken eher den Weg nach Deutschland eröffnen konnte.

In Epochen dieser Art zeigt sich erst, ob in einer Nation noch jene Kraft vorhanden ist, welche Staaten bildet und erhält, ein constitutiver Genius, der, wenn das bisher Bestandene zerfällt, die Fähigkeit entwickelt, etwas Neues und Angemesseneres hervorzubringen.

Leicht war es in unserm Falle nicht, einen Ausweg zu treffen. Die alte Parteiung zwischen Oestreich und Frankreich, die alle Interessen anregte, berührte sich mit der religiösen Entzweiung, welche längst die Gemüther ergriffen: es schien wohl, als ob es zu einem mitten durch das Reich schneidenden Gegensatz einer französisch-protestantischen und einer östreichisch-katholischen Partei kommen müßte.

Das erste Moment, das eine Rettung aus dieser Gefahr darbot, lag darin, daß der römische König weder die Absichten, noch auch das Interesse seines Bruders vollkommen theilte. Unmittelbar vor dem Aufbruch des Kriegsheeres erinnerte Churfürst Joachim von Brandenburg seinen Nachbar Moritz, sich doch an König Ferdinand zu wenden, der es immer gemißbilligt, daß der Landgraf gefangen genommen worden, überhaupt keinen Theil daran habe, wenn von den kaiserlichen Räthen die Wohlfahrt der deutschen Nation vernachlässigt und so viel Grund zur Beschwerde gegeben worden sei, der vielmehr „alle Sachen des gemeinen Vaterlandes väterlich, treulich und gnädiglich meine“ 1). Wir berührten schon, wie Moritz, noch in seinem Lande, eine Zusammenkunft mit dem römischen König zu Linz verabredete.

Noch vor der Unternehmung auf die Ehrenberger Clause, am 18. April, fand dieselbe Statt.

Churfürst Moritz eröffnete sie mit Aufstellung einiger Forderungen, die sich zum Theil auf das unmittelbar Vorliegende bezogen, die Befreiung des Landgrafen, Sicherheit für Die, welche die Waffen ergriffen, zum Theil aber auch, und dies war ohne Zweifel das Wichtigste daran, auf die großen Angelegenheiten der Religion und der Kirche. Und da war nun besonders merkwürdig, daß er die Zugeständnisse wieder forderte, welche der Kaiser zu jener Zeit, in welcher der Protestantismus in noch ununterbrochener Entwickelung zu seiner größten Macht gelangt war, am Reichstag zu Speier im Jahre 1544, gemacht hatte, und nur noch auf eine klarere Versicherung derselben antrug 2). Bei dem ersten Umschlag des Glückes tauchten sie wieder auf, und zwar unter dem Vortritt desjenigen, der früher es hauptsächlich dem Kaiser möglich gemacht, sie unausgeführt zu lassen. Von dem Interim, meinte Churfürst Moritz jetzt, dürfe niemals wieder die Rede sein; eine Vergleichung der Religion müsse nicht weiter auf einem allgemeinen Concilium, sondern nur auf einem nationalen oder auf einem abermaligen Colloquium versucht werden; Niemand dürfe in Zukunft der Religion halber Kriegsgefahren zu besorgen haben.

1) Artikel zu Torga kegen einander übergeben. (Arch. zu Berl.)

2) Zweite Schrift von Moritz, in Linz: „weil gleichwol die Stende der Augsburgischen Confession, wie s. chf. Gn. anders nicht wissen, mit dem Abschied, so der Religion halber im 44. Jar zu Speyer aufgericht, zufrieden gewest, so verhoffen s. chf. Gn., der Kf. Mt. werde auch nochmals nicht entgangen seyn, der Puncten halber clare und gewisse Vorsehung zu thun.“

Und so viel gab König Ferdinand, wenngleich nur für seine Person, auf der Stelle nach, daß ein allgemeines Concilium, wie das Tridentiner, zur Beruhigung von Deutschland nicht geeignet sei; er zeigte sich überhaupt in allen Dingen entweder selbst einverstanden, oder doch zur Nachgiebigkeit bereit.

Nicht so der Kaiser, dem die in Linz gewechselten Schriften durch Schwendi zugesandt wurden.

Er weigerte sich nicht mehr, den Landgrafen loszulassen, aber er forderte eine schwer zu bestellende Sicherheit gegen alle daraus etwa zu erwartenden Nachtheile[1]). Was den Religionspunkt betrifft, so verwahrte er sich in seiner officiellen Antwort zunächst nur gegen jede Erwähnung des Nationalconciliums, die ihm von Anfang an verhaßt gewesen war; allein kaum war diese Erklärung gegeben, so wollte ihm schon scheinen, als lasse sie eine allzu weite Deutung zu, und er erläuterte durch ein paar eigenhändige Worte, daß er auch ferner auf die Heimstellung der Glaubensstreitigkeiten an ein Concil bestehe, gemäß den bisherigen Beschlüssen der Reichstage[2]).

Bei diesem festen Verharren des Kaisers auf dem einmal ergriffenen Standpunkte, und da auch Churfürst Moritz nicht ermächtigt war, für seine Bundesgenossen abzuschließen, konnte man hier keinen Schritt vorwärts kommen und beschloß, jede weitere Erörterung auf eine andere Zusammenkunft zu verschieben, nächsten 26. Mai, zu Passau, zu welcher sämmtliche Churfürsten und eine Anzahl geistlicher und weltlicher Fürsten, die gleich hier benannt wurden, eingeladen werden sollten.

Wie geringfügig dieser Erfolg auch scheint, so war er doch sehr bemerkenswerth.

In früheren Zeiten hatten die beiden Parteien sich innerhalb der Reichsversammlung einander entgegengesetzt: jene alte Mehrheit des Jahres 1529, und die protestantische Minderheit, die jedoch unaufhörlich anwuchs; und der Kaiser hatte es als ein Hülfsmittel der Macht benutzt, zwischen ihnen eine Ausgleichung zu suchen; mochte man sich anstellen, wie man wollte — in dem Abschied zu Linz drückte man sich auf das Behutsamste aus —, so erschien jetzt der

1) Reponse de l'empereur donnée a Zwendy 25. Avril 1552.

2) Copie des lettres de la main de l'empereur au roi Ferdinand, Inspr. 25. Avril: M'a semblé outre le contenu de la dite reponse vous declairer tres expressement et briefvement mon intention qu'est en premier lieu quant a celui de la religion que je n'entends m'obliger ny traitter sy non me remettant a ung concile conforme aux decrets passés.

Kaiser als Partei, als die andere der in der Kriegshandlung begriffene Bund; schon an und für sich gewann ein Ausschuß der Reichsfürsten, der ausdrücklich dazu berufen ward, um eine gütliche Unterhandlung zwischen ihnen zu versuchen, eine großartige Stellung. Die Absicht des Churfürsten Moritz ging gleich bei seinem ersten Antrage auf eine solche Versammlung dahin, daß derselben die Beschwerden, die man gegen die bisherige Regierung zu machen habe, vorgelegt, von ihr erörtert werden sollten[1]).

Und keineswegs auf bloße Vermittelung mochte sich diese Versammlung beschränken. Sie war ungefähr auf die nemliche Weise zusammengesetzt, wie die alten Regimentstage, und eine, wiewohl unregelmäßige, Repräsentation des Reiches. Churfürst Moritz brachte sie eben darum in Vorschlag, weil er und seine Freunde auf keinen Reichstag warten wollten.

Um die bestimmte Zeit erschienen die eingeladenen Stände: neben dem römischen König und dem Churfürsten Moritz die fünf übrigen Churfürsten, die Herzöge von Braunschweig, Jülich, Pommern, Würtemberg, Markgraf Johann und der Bischof von Würzburg durch ihre Abgeordnete, der Herzog Albrecht von Baiern, der Erzbischof von Salzburg, der Bischof von Eichstädt in Person.

Sehr bezeichnend ist die Stellung, welche die Stände dem römischen König gegenüber einnahmen. Ferdinand hätte gewünscht, an ihren Sitzungen Theil zu haben, denn nicht als Partei sei er hier, etwa als Stellvertreter des Kaisers, dieser habe vielmehr seine eignen Räthe am Platz. Die Stände hatten wohl nicht Unrecht, wenn sie

1) „Dieweil sich denn auch J. Chf. Gn. befaren, wo die beschwerungen und mengl, so zuwidder der alten loblichen deutschen Nation hergebrachten Freihait an vill weegen angezogen werden, allererst auf einen Reichstag solten verschoben werden, das solches bey den Stenden, so jetzo beisammen seyn (ohne Zweifel: mit ihrem Kriegsvolk), vorzüglich möchte angesehen werden und allerley nachdenken machen, So bedachten J. Ch. G. undertheniglichen zufor-derst, weill J. Ch. G. auch entlich jetzund allhie zu schließen der andern halben nit gewalt habe, das es am bequemsten und pesten seyn sollte, das alsbald jetzund etlich Chur und Fürsten des Reiches benannt, des gleichen auch ein Tag und Malstadt nach der kunigl. Mt. gnedigsten Gefallen angesetzt wurde, auf welchem solch Chur und Fürsten neben der Khun. Mt. und desselben geliebten Son Kh. Maximilian zusammenkommen und alsodann nach anhorung solcher beschwerung, welche denn ein jeder stand auf dieselbe Zeit seiner Nothdurft nach anzuzeigen wird wissen, aller dieser Articl halber eine gewisse, bestendige und freundliche Vergleichung machen.“ Erklärung von Moritz zu Lintz o. D. im Berliner Archiv.

dies nicht ganz wörtlich für wahr hielten, da der König so eben vom Kaiser kam und mit demselben ununterbrochen in brieflichem Verkehr stand. Bescheidentlich antworteten sie, ihr Sinn sei nicht, ihn auszuschließen, sondern ihm nur die Mühe zu ersparen, ihren Sitzungen beizuwohnen, die Stimmen abzufordern; aber wie sie sich auch ausdrücken mochten, dabei blieben sie, sich erst unter einander berathen zu wollen: die Meinung, über welche sie einig geworden, würden sie dann dem König vorlegen, und mit der vergleichen, welche er indeß selbst gefaßt habe[1]). Indem sie sich von ihm absonderten, um nicht gleich bei der ersten Fassung der Beschlüsse gestört zu werden, waren sie doch weit entfernt, sich ihm entgegenzusetzen. Sie gaben ihm vollkommen Recht, wenn er darauf drang, daß aller französische Einfluß vermieden werde. Obgleich der französische Gesandte zugegen war, so bekam er doch von deutschen Geschäften nichts zu erfahren[2]). In dem Entwurf zu einer Instruction, nach welcher Markgraf Albrecht aufgefordert werden sollte, dem von ihm noch nicht angenommenen Stillstand beizutreten, war als ein Beweggrund angeführt worden, daß der französische Gesandte damit einverstanden sei: ein Motiv, das hier wohl eine Wirkung haben konnte, auf die Erinnerung des römischen Königs aber, daß solch eine Bezugnahme auf eine fremde Macht dem Reiche schlecht anstehe, ließ man sie weg.

Der Sinn der Stände war, den Einfluß wie der kaiserlichen, so noch viel mehr der französischen Interessen zu vermeiden, und aus dem Schoße des versammelten Reichsfürstenrathes eine Vermittelung der ausgebrochenen Streitigkeiten hervorgehen zu lassen.

Und da lag nun die Summe des Ereignisses, und gewissermaßen ein neuer Anfang für die Erhaltung und Entwickelung des Reiches darin, daß in dieser Versammlung katholische und evange-

1) Prothocoll Lambert Distelmeyers (hier und im Folgenden meine vornehmste Quelle) im Berliner Archiv.

2) Er hielt eine Rede, von welcher Sleidan XXIV p. 375 einen Auszug mittheilt. Die Stände forderten ihn auf, zu weiterer Unterhandlung seine Instruction einzugeben, wie damals Sitte war: er hielt es für hinreichend, ihnen eine Abschrift seiner Rede mitzutheilen: non denegare orationem habitam scripto communicare, ut et fecit, additis literis asserti secretarii regis Galliarum, ad se non solitis literis sed characteribus (Chiffern) scriptam, qua (epistola) asserebat injunctum sibi, ea coram statibus proponere. Also eine chiffrirte Instruction theilte er mit, deren Sinn er selbst auslegte. Prothocoll Distelmeyers.

liche Fürsten vereinigt waren, einmüthig entschlossen, keinen Krieg in Deutschland zuzulassen [1]).

Bisher hatten die katholischen Reichsfürsten noch immer darauf bestanden, den Protestantismus so weit wie möglich zurückzudrängen, oder lieber ganz zu vernichten, sei es nun selbständig, durch die Mehrheit der Stimmen am Reichstag, oder unter der Führung des Kaisers: jetzt sahen sie ein, daß daran nicht mehr gedacht werden könne.

Die Uebermacht der protestantischen Fürsten war in diesem Augenblick vielmehr so groß, daß die katholischen selber von ihnen überwältigt, ja vertilgt zu werden fürchten mußten. Der Kaiser war nicht im Stande, sie zu schützen, aber wäre er's auch gewesen, so hätten sie wenig Freude daran gehabt: sie fühlten so gut wie die andern, daß sein überwiegendes Ansehen ihre Selbständigkeit, die Autonomie der Nation bedrohe. Eine der wirksamsten Veränderungen bildete der Regierungswechsel in Baiern. Jetzt setzte sich kein Leonhard von Eck mehr in den Besitz des maßgebenden Einflusses bei den katholischen Berathungen; Albrecht V, von Natur gemäßigt und nachgiebig, in seinen ersten Jahren sogar evangelischen Anwandlungen nicht unzugänglich, jetzt überdies bedroht und gefährdet, hütete sich, die Politik seines Vaters fortzusetzen, die wenigstens im Verhältniß zum Kaiser nur zu Nachtheilen geführt hatte.

In seinem ersten Gutachten nun ging Churfürst Moritz von dem Zugeständniß Ferdinands aus, daß ein Concilium wie das Tridentinische schwerlich jemals zur Vergleichung führen dürfte, und kam auf die Idee eines Nationalconciliums zurück, das so oft vorgeschlagen worden und nie hatte erreicht werden können [2]). Doch wollte er es auch auf dessen Beschlüsse nicht ankommen lassen. Er forderte vielmehr einen Frieden, welcher immer bestehe, möge nun die Vergleichung zu Stande kommen oder nicht. Denn nur von den Mißbräuchen, sagt er, schreibe sich die Spaltung her; in den Haupt-

1) Schreiben von Straß vigilia corp. Ch[i] an den Churf. von Brandenburg: „Die anwesenden stende allhie lassen vernehmen, das sie keinen krigk in Deutschland haben noch leiden wollen: welches denn die sache ser treibet und fordert."

2) „darin die Gelehrten der h. Schrift beiderseits gehört werden und einander guten christlichen Bescheid geben". Die Verhandlungen begannen 1. Juni früh 7 Uhr, wo Ferdinand Moritz aufforderte, wie er dem Kaiser meldet, „de bailler sa reponse et deliberation sur les articles de Linz." Hierauf folgt die Erklärung von Moritz.

artikeln christlichen Glaubens sei man, Gott Lob, einverstanden; der Kaiser müsse die Stände Augsburgischer Confession vor Allem versichern, daß ihnen keine Ungnade noch Beschwerung weiter bevorstehe: zu dem unbedingten Frieden aber gehöre ferner, daß man auch keine Entscheidung des Reichstags, wo die der Confession entgegengesetzte Partei das Mehr habe, noch des Kammergerichts, wie es jetzt eingerichtet sei, befürchten dürfe: man müsse die Artikel über Frieden und Recht, wie sie 1544 gegeben worden, wiederherstellen und zur Ausführung bringen.

Zweierlei, wie wir sehen, forderte er: das Aufgeben jener conciliaren auf die Wiederherstellung der Einheit, auch im Wege der Gewalt, hinzielenden Ideen, und dagegen eine den Frieden der Evangelischen sichernde Einrichtung im Reiche. Es waren ganz die altprotestantischen Tendenzen: nicht zu bekehren, noch zu vertilgen, sondern nur zu bestehen, kraft der alten Berechtigungen der auf Reichsschlüsse sich stützenden Minderheit. Im Jahre 1544 hatten die Protestanten ihre Absicht noch durch den Einfluß der kaiserlichen Gewalt zu erreichen gemeint: im Jahre 1552 hielten sie das Schwert in der Hand, um sie durchzusetzen. Der Kaiser war überrascht, in ferne Alpen zurückgescheucht; die geistlichen Fürsten, die bisher die Majorität gebildet, in ihren Landschaften angegriffen und schon zum Theil in die Hände der Protestanten geliefert. Unter diesen Umständen bot ihnen Moritz noch einmal die alten Bedingungen an, die freilich, wenn sie dem Kaiser abgerungen waren, weit eine andere Bedeutung erhielten, als wenn er sie frei und gern bewilligt hätte.

Und auf die erste dieser Forderungen nun gingen die in Passau versammelten Fürsten mit allgemeiner Beistimmung ein. Jene Idee einer Herstellung der Einheit, wie sie von dem Kaiser angestrebt ward, hatte sich ihnen Allen selber gefahrbringend erwiesen. Auch sie fanden, daß das Tridentinische Concilium nicht geeignet sei, die Spaltung in der Religion zu heben. Zwar wollten sie sich hiebei nicht im Voraus gegen ein anderes allgemeines Concilium erklären: sie behielten dem Reichstag vor, nochmals zu untersuchen, auf welchem Wege das Ziel am besten erreicht werden könne, durch ein nationales oder doch wieder ein allgemeines Concil, oder durch welches andere Mittel [1]). Darin aber stimmten sie dem Churfürsten bei, daß auf jeden Fall Friede bestehen müsse, welches auch der Erfolg der

1) Gutachten der Churfürsten und Fürsten am 6. Juni, im Berliner Archiv.

Vergleichsversuche sein möge, und eben darauf kam es an. Die Frage war, ob im Kreise der abendländischen Christenheit ein friedliches und sicheres Dasein möglich sei, ohne daß die Oberhoheit des Papstthums oder auch eines Concils, mochte nun da ein Kaiser oder ein Papst den größern Einfluß haben, anerkannt würde. Diese Frage bejahten jetzt die mächtigsten Reichsfürsten, auf welchen seit dem dreizehnten Jahrhundert das Reich und zum guten Theil die Kirche gegründet gewesen, katholische und protestantische, geistliche und weltliche. Sie meinten, der Friede müsse beiderlei Ständen zu Gute kommen und sie gegen einander sicherstellen. Am 6. Juni 1552 verfaßten die Fürsten dieses auf ewig merkwürdige Gutachten; am 7. erklärte König Ferdinand in diesem Punkte seine Beistimmung dazu.

Wie nun aber dieser Grundsatz in den Ordnungen des Reiches geltend zu machen sei, darüber konnte man sich nicht sogleich vereinigen. Die vermittelnden Fürsten vermieden noch die Erwähnung der Speierschen Beschlüsse von 1544, die ihnen oder ihren Vorgängern größtentheils zuwider gewesen: nur Eine Stimme trug auf Wiedererneuerung und Vollziehung derselben an; aber sie bewilligten, daß bei dem Abschluß des Friedens auch über die Besetzung des Kammergerichts Bestimmung getroffen würde. König Ferdinand trat noch einen Schritt weiter zurück: er wollte diese Bestimmung, sowie die Beschwerden, die Moritz vorgebracht, auf den Reichstag verweisen. Churfürst Moritz war hiemit nicht zufrieden: er forderte die ausdrückliche Zusicherung unparteiischen Rechtes und die Aufhebung des Reichsabschiedes von 1530, auf den die Assessoren bisher verpflichtet worden. Es kam hierüber zu einem lebhaften Schriftwechsel, in welchem jeder Theil auf seiner Meinung bestand. Glücklicherweise hatte Moritz auch seinerseits etwas anzubieten. Bei der Versicherung der katholischen Fürsten in ihren Besitzthümern, die eine andere Hauptgrundlage des Friedens bildete, hatte er die Worte einfließen lassen: „so viel sie noch in Possession derselben seien“: eine Clausel von der größten Bedeutung, da schon manches Amt bischöflicher Lande von Markgraf Albrecht in Besitz genommen worden. Die vermittelnden Fürsten machten ihn aufmerksam, daß dadurch das Recht verkürzt, der gesammte Rechtszustand zweifelhaft werde. Indessen bestand Moritz so lange auf seinen Vorschlag, bis sie und der König sich ihm auf der andern Seite wieder näherten. Dabei blieb es auch jetzt, daß die Sache definitiv erst am Reichstag abgemacht werden möge: aber im Voraus erklärten die Fürsten, daß alsdann die Gleichheit bewilligt und die Form des Eides frei gelassen

werden solle. Nicht ganz so weit, denn nur in kleinen Schritten, sehr langsam rücken diese Angelegenheiten vorwärts, wollte König Ferdinand gehn. Die Gleichheit im Voraus zu bewilligen, schien ihm ein Punkt, den der Kaiser nicht genehmigen würde, aber dazu gab er seine Zustimmung, daß es freistehen möge, ob man den Eid zu Gott, oder zu Gott und den Heiligen schwören solle. Man bemerkte, daß in den Rechten beide Formen gültig seien [1]). Und war dies nicht im Grunde eben dasselbe? Die evangelischen Assessoren waren bisher zurückgewiesen worden, weil sie den Eid zu den Heiligen nicht schwören wollten; sie mußten angenommen werden, wenn man denselben nicht mehr forderte. Der Verpflichtung auf den Reichsabschied von 1530 sollte durch eine Clausel begegnet werden, nach welcher kein früherer Schluß den neuen Friedstand abbrechen, derogiren solle.

Dergestalt vereinigte man sich in einer aus beiden Religionsparteien gemischten Versammlung über die wichtigsten Verhältnisse, die in Zukunft zwischen beiden obwalten sollten.

Die Katholischen, welche auch dort die Mehrzahl ausmachten, gaben die Vortheile auf, welche ihnen aus der Idee einer allgemeinen Vereinigung der Christenheit und ihrem Uebergewicht am Reichstag entspringen konnten.

Dagegen verzichtete man evangelischer Seits darauf, sich der Uebermacht, die man in diesem Augenblicke besaß, zu bedienen, die hohen Geistlichen, wie man anfangs gedacht, geradezu zu verjagen, oder auch nur die ihnen schon entrissenen Gebietsstrecken zu behalten.

Wurde der Rechtsstand der Protestanten erweitert und einigermaßen fixirt, so hatte die andre Partei dagegen die Genugthuung, ihre bedrohten Besitzthümer gesichert zu sehen.

Und da man nun in der Hauptsache verglichen war, so folgten die andern Punkte von selber nach. Man kam überein, daß der Landgraf in einer bestimmten Frist zu Rheinfels auf freien Fuß gesetzt werden solle. Für die Urtel, die während der Custodie in seinen Angelegenheiten gesprochen worden, ward ihm Suspension und Revision verheißen. Alle die, welche in dem letzten Kriege um Land und Leute gekommen waren oder die Flucht hatten ergreifen müssen, von den Kriegsanführern der Rheingraf, Albrecht von Mansfeld und sein Sohn, Christoph von Oldenburg, Heideck, Reckerode und Schärt-

1) „Dieweilen ohne das bede Formen in Rechten befunden.“ Auf des Churfürsten von Sachsen Replik Bedenken der Churfürsten, Fürsten ꝛc.

lin, unter den Fürsten Wolfgang von Anhalt und Otto Heinrich von der Pfalz, sollten wieder zu Gnaden angenommen werden, und sich nur verpflichten, fernerhin nicht gegen den Kaiser zu dienen; die der jetzigen Kriegsübung Verwandten sollten die Waffen niederlegen, ihre Eroberungen herausgeben und dagegen einer Generalamnestie genießen.

Mit Freuden melden die brandenburgischen Gesandten nach Haus, daß es so weit gekommen sei, hauptsächlich auch durch das eifrige Bemühen des römischen Königs.

Auch Moritz meinte wohl, daß hiemit ein fester Friede im Reich gegründet sei. Sein Rath war, daß der verabredete Vertrag dem Kaiser zu einfacher Annahme oder Verwerfung vorgelegt werden solle: indeß wolle auch er zu seinen Bundesverwandten reiten, und wenn von dem Kaiser die Erklärung der Annahme eingelaufen sein werde, den Vertrag ohne weiteres Grübeln unterschreiben.

Daß nun aber diese Bedingungen erst dem Kaiser vorzulegen und von ihm zu bestätigen waren, bildete eine Schwierigkeit, die sich größer erwies, als man auch nach den bereits gemachten Erfahrungen glaubte.

Die Bevollmächtigten, die er in Passau hatte, versäumten nichts, um ihn dazu zu stimmen. Sie stellten ihm vor, daß in Deutschland alles den immerwährenden Frieden wünsche, zumal da er, der Kaiser, selbst schon um seiner vielfachen Beschäftigungen willen nicht im Stande sei, eintretenden Unordnungen zu steuern[1]). Der König motivirte bei der Einsendung der Artikel die Bewilligung derselben mit der erwähnten Gefahr der katholischen, besonders der geistlichen Fürsten, und mit der Besorgniß, daß sich leicht, wenn die Vereinbarung sich an die Religionssachen stoße, alle andern Stände Augsburgischer Confession an die kriegführenden anschließen möchten. Man machte den Kaiser aufmerksam, daß weder der Papst, noch der König von Frankreich, noch irgend ein andrer Fürst von Europa an die Pflicht denke, die Ketzereien auszurotten, daß die ganze Last einer solchen Unternehmung auf ihn allein fallen würde. Auch liege wohl

1) Rye und Seld an den Kaiser, 15. Juni: nous trouvons que tous les estatz qui sont icy lesquelz sont le premiers de toute la Germanie sont merveilleusement enclins a ceste paix perpetuelle et les ecclesiasticques pas moin que les seculiers. Car voyant que les choses du concille s'en vont a la longueur et que tout le jour surviennent des nouveaux troubles et que V. M[e] a tant d'affaire contre les malveillans qu'elle ne peult si bien remedier aux inconveniens, come elle desire, tout le monde veult estre asseure et se mettre hors de dangier.

so viel am Tag, daß man wider die neuen Meinungen mit dem Schwerte nichts ausrichten könne: die Deutschen würden ihre Hand nicht dazu bieten, durch fremde Nationen lasse es sich nicht thun.

Im Angesicht der Kämpfe, welche die Welt erfüllen, der Kräfte, die dazu von beiden Seiten in Anwendung gesetzt werden, und der Erfolge, die sich ergeben, bilden sich Ueberzeugungen, die plötzlich hervortreten und Jedermann ergreifen, weil sie aus dem Geschehenen mit Nothwendigkeit entspringen; man kann sagen: sie enthalten Gesetze für eine wenn auch erst ferne Zukunft in sich. So fühlte man jetzt die Unmöglichkeit, das alte System der dogmatischen und kirchlichen Einheit in der abendländischen Christenheit aufrecht zu erhalten, die Gemüther mit dem Schwert zu regieren.

Und davon hängt die Wirksamkeit eines hochgestellten Menschen mit am am meisten ab, in welches Verhältniß er zu Ueberzeugungen dieser Art tritt, ob er sie annimmt oder sich ihnen entgegensetzt.

Carl V hielt unerschütterlich an dem einmal ergriffenen Systeme fest, es war der Gedanke seines Lebens; daß er in einem unglücklichen Augenblick vor einem plötzlichen Anfall hatte zurückweichen müssen, konnte ihn darin nicht irre machen.

Die Einheit der Christenheit aufrecht zu halten galt ihm für eine durch die Religion gebotene Pflicht. Während der Verhandlungen wiederholte er seine Behauptung, daß dazu ein allgemeines Concilium das einzig geeignete Mittel sei. Höchstens wollte er die Sache, aber ganz in den gewöhnlichen Formen und mit Vorbehalt seiner alten Autorität, noch einmal an den Reichstag bringen. Den immerwährenden Frieden zu bewilligen, schlug er ohne Weiteres ab. Nicht als ob er, wie es in einem seiner Briefe heißt, daran denke, die Protestanten mit Krieg zu überziehen, wozu er jetzt nicht einmal die Mittel habe: aber durch diese Bewilligung würde alles rückgängig werden, was man mit so vieler Mühe und so vielen Kosten erreicht, das Interim und die letzten Reichstagsschlüsse; er würde die Ketzereien auch dann dulden müssen, wenn sich Zeit und Gelegenheit zum Gegentheil zeige; schon jetzt müsse er Scrupel haben für die, welche er dann empfinden werde. Und auch jetzt könne er sich nicht damit entschuldigen, daß ihm Gewalt geschehe: noch sei sie nicht geschehen, noch könne er nach Italien oder vielleicht nach Flandern gehn, und gewiß er wolle es thun, ehe er sein Gewissen beschwere, ehe er diesen Zaum sich anlegen lasse[1]).

1) L'empereur au roi, undatirt, wahrscheinlich Anfang Juli: Si ne puis-je comme qu'il soit consentir la bride que en ce l'on me veut

Der Nothwendigkeit der Dinge, die er nicht anerkannte, setzte er, wie wir sehen, seine geistlichen Pflichten entgegen, die er, seitdem er sich so lange mit ihnen getragen, von Unglück und Gefahr mehr bestärkt als erschüttert, strenger als jemals auffaßte.

Ferdinand hielt nicht für rathsam, die Weigerungen und Ausstellungen des Kaisers der Versammlung, wie sie waren, mitzutheilen, er hätte den Bruch der ganzen Unterhandlung gefürchtet. Nur im Allgemeinen bezeichnete er sie, aber er versprach, sich selbst zu seinem Bruder zu verfügen und alles zu versuchen, „gleich als gelte es seiner Seelen Seligkeit", um denselben auf eine andre Meinung zu bringen[1]). Am 6. Juli reiste er von Passau ab, am 8. finden wir ihn in Villach. Er stellte dem Kaiser vor, in welche Gefahr ihn der Wiederausbruch der Feindseligkeiten in Deutschland stürzen werde: schon sei auch der Herzog von Baiern von den kriegführenden Fürsten aufgefordert sich zu ihnen zu schlagen, und im Weigerungsfall mit dem Ruin seines Landes bedroht; dagegen verspreche Moritz eine ansehnliche Hülfe in Ungarn zu leisten, wenn der Friede zu Stande komme, und bei den unaufhörlichen Fortschritten der Türken sei für ihn nichts dringender, nothwendiger. Auch bewirkte er damit wohl, daß eine und die andere unwesentliche Einwendung weggelassen ward, welche der Kaiser gegen die vorgeschlagenen Artikel gemacht; in Bezug auf das Gericht wurden allgemeine, wiewohl nicht eben verpflichtende Versicherungen ertheilt. In der Hauptsache aber richtete Ferdinand nichts aus. Der Kaiser erklärte mündlich ebenso standhaft, wie er es schriftlich gethan, daß er nichts zulassen werde, was seiner Pflicht, seinem Gewissen zuwiderlaufe, und sollte darüber alles zu Grunde gehn[2]). Er wolle eher aus Deutschland weichen, die Verhandlung

mettre pour non pouvoir jamais procurer le remede. Lanz setzt das Schreiben auf den 30. Juni an (III, 318).

1) Vor seiner Abreise erklärte er den Ständen: er wolle „alle müglyche Persuasiones, ausführung und anzeigung thun, dadurch Keys. Mt. zu bewegen, und in Summa den Fleiß anwenden, als langete eß ihrer Mt. Seelen Seligkeit an, dann J. Mt. hetten dessen treffliche ursach, und wolten nichts lieber wahn, das Deutschland müchte zu ruge und die gehorsamen stende unbeschedigt bleiben, so wehre eß auch yhrer Mt. eigene nothdurft, welche der schuch also drucket, das sie wohl mehr hinken dann gehen möchte. Sie wußten gewiß, das die Türken auf die stunde würden vor Tomischwar liegen, und sie konnten doch weder mit Gelde noch mit volke volgen, wehren dieser handlung halben lange aus ihren Landen gewest."

2) Lettre de l'empereur à la reine 16. Juill.: „qu'il ne feroit rien contre son devoir et sa conscience, quand meme tout devroit se perdre."

dem römischen König überlassen, als etwas thun, was der Religion nachtheilig sei und ihn sammt seinen Nachfolgern dem Richterspruch derer unterordne, die er zu regieren habe. Den Satz, in welchem immerwährender Friede zugesagt wurde auch für den Fall, daß man sich nicht verständige, strich er aus. Er ging nicht weiter, als daß er, wie schon in der Linzer Erklärung, einem künftigen Reichstag zu bestimmen vorbehielt, auf welche Weise dem Zwiespalt abzuhelfen sei: wohlverstanden jedoch — — „mit Ihrer Majestät ordentlichem Zuthun": nur bis dahin versprach er Friede; er wiederholte nicht einmal, daß er die Vergleichung nur durch friedliche und gütliche Mittel herbeizuführen suchen werde. Auch die vorgebrachten Beschwerden sollten dort unter seiner Theilnahme erörtert werden. Der römische König mochte sagen, was er wollte, so mußte er sich mit diesem Bescheide nach Passau zurückbegeben.

Hier hatte man das doch nicht erwartet. Man meinte fast, es liege wohl an Ferdinand selbst, und richtete die dringende Frage an ihn, ob er nicht etwa noch eine Nebeninstruction habe. Der König antwortete, er handle rund und ehrbar: hätte er weiteren Auftrag, so würde er denselben von Anfang angezeigt haben, er habe den Befehl, nicht einen Buchstaben ändern zu lassen[1]).

Sollten nun aber nicht die vermittelnden Fürsten trotz alle dem ihrerseits auf den wohlerwogenen Vorschlägen verharren, die sie gemacht?

Sie zogen in Erwägung, daß der Kaiser ihnen doch in den weniger bedenklichen Punkten meistens beigetreten war, — daß für den Augenblick, da das Tridentinische Concilium sich aufgelöst hatte und von einer Ausführung der Beschlüsse desselben nicht mehr die Rede sein konnte, auch in religiöser Hinsicht nichts zu befürchten stand, — daß dem Reichstag, an den die Entscheidungen, wiewohl mit dem Vorbehalt der Idee der allgemeinen Einheit, verwiesen worden, ein weiterer Spielraum offen blieb: und hielten für das Beste, sich dem unwiderruflichen Willen des Kaisers zu fügen.

Die Frage war nur, ob dann auch die Evangelischen ihn annehmen würden, namentlich Moritz, der seitdem noch einmal nach Passau zurückgekommen war, und als er sah, wie die Sachen standen, es mit der Erklärung verlassen hatte, daß auch er an seine Zusage nicht weiter gebunden sein wolle.

Mit gegründeter Besorgniß nahm er die fortgehenden Rüstungen

1) Le Roi des Romains à l'empereur 16. Juill.

des Kaisers wahr. Wie im Mai gegen Reitti und die Clause, so stürzte er sich im Juli gegen einen andern Musterplatz des Kaisers bei Frankfurt a. M., wo sich bereits 16 Fähnlein z. F. und 1000 M. z. Pf. unter dessen Namen gesammelt.

Hier aber war ihm das Glück nicht so günstig wie dort.

Nach der Aussöhnung hatte sich in Frankfurt der alte Einfluß des Kaisers auf die Geschlechter und den Rath von Frankfurt wieder hergestellt: die Stadt entschloß sich, auch unter den gefährlichen Umständen, in denen man war, seine Truppen bei sich aufzunehmen. Der Oberst, der sie befehligte, und der Bürgermeister theilten die Schlüssel der Thore unter einander. Zur rechten Zeit traf ein kaiserlicher Kriegscommissar mit dem nöthigen Gelde ein, um die Söldner zufrieden zu stellen und ein gutes Verhältniß mit den Bürgern möglich zu machen.

Dadurch zog nun zwar die Stadt den Angriff der Verbündeten gegen sich selber herbei. Zersprengte Flüchtlinge, Rauchsäulen von der Holzhauser Oede her kündigten bald das Heer derselben an. Im ersten glücklichen Scharmützel sprengte Moritz bis an die Stadtthore. Zu fürchten aber war bei den guten Vorkehrungen, die man in Frankfurt getroffen, dieser Feind, dem es an dem nöthigen Belagerungsgeschütz fehlte, mit nichten. Nicht allein seine Anfälle und Stürme wurden abgeschlagen, er erlitt auch einen großen Verlust[1]). Der junge kriegsfreudige Georg von Mecklenburg, der selber mit seinem Fausthammer an das Thor von Sachsenhausen klopfte, um zu sehen, ob es inwendig gefüllt sei, und da er das nicht so fand, ein paar Büchsen heranbringen ließ, um sie auf dasselbe zu richten, mußte diese Kühnheit mit dem Tode büßen. Moritz, der die Stadt aufforderte, bekam darauf die bittere Antwort, er möge erst fromm werden und die Judasfarbe ablegen.

In diesem Augenblick trafen die Abgeordneten mit dem nach der kaiserlichen Anweisung veränderten Friedensentwurf ein.

Wäre Moritz Herr von Frankfurt gewesen, wer weiß, ob er den Vertrag angenommen hätte. Aber er war es nicht; auch an vielen andern Stellen hielt sich die kaiserliche Macht: wenn er den Vertrag abschlug, so hatte er Achtserklärung und die unbedingte Her-

1) Timotheus Jung an den Churf. von Brandenburg: „25. und 26. haben Marggraf und Chf. zwen groß sturm vor Frankfurt verloren, und dermaaßen abgewiesen, das sie leichtlich nicht wiederkommen." Vgl. Kirchner II, 192.

stellung seines Vetters Johann Friedrich zu erwarten[1]); er mußte einen neuen Krieg auf Leben und Tod bestehen. Nahm er dagegen den Vertrag an, so ward der Landgraf befreit, was ihn einer schweren persönlichen Verpflichtung überhob; nicht unbedeutende andere Zugeständnisse, wenn auch nicht die letzten, die er gefordert, traten in Wirksamkeit; für die Sicherheit seiner Erwerbungen war es von dem größten Werthe, wenn er sie zunächst auch unter einer veränderten Ordnung der Dinge unangefochten behauptete. Seinem Bunde mit dem König von Frankreich entsprach es zwar nicht; aber er wußte sehr wohl, daß er darüber mit demselben doch nicht zerfallen würde. Nach einigem Bedenken nahm er am 29. Juli den Vertrag an; zu Rüdelheim bei Frankfurt ist die Originalurkunde, welche die Abgeordneten Ferdinands mitgebracht hatten, von Moritz, den jungen Landgrafen und Johann Albrecht untersiegelt worden[2]).

Höchst erwünscht war dies zunächst dem König Ferdinand, der nun seine Kräfte nach dem von einem türkischen Einfall aufs neue bedrängten Ungarn wenden konnte; Moritz erneuerte sein Versprechen, ihm selbst zu Hülfe zu kommen. Die vor Frankfurt versammelten Truppen der Verbündeten, bis auf ein einziges, das Reiffenbergische Regiment, das sich zu Markgraf Albrecht schlug, leisteten dem König den Eid der Treue.

Ferdinand vergalt die Dienste, die er dergestalt empfing, dadurch, daß er seinen Bruder aufforderte, Johann Friedrich, der noch immer

1) In Passau hatte Johann Friedrich, nicht aus eigner Bewegung, sondern auf Antrieb des Kaisers, bei den Versammelten anfragen lassen: — er erzählt es selbst in der Proposition auf dem Landtag zu Saalfeld (Hortleder II, III, c. 87, nr. 7): „was wir uns auffm Fall, da unser Vetter Herzog Moritz geächtigt würde und wir unser Land wider einnehmen solten, vor Hülff und Zusatz bei ihren Liebden zu versehen."

2) Adam Trott an den Churf. von Brandenburg, Sonntag 31. Juli: „Syn also uff den Abent Jacobi ankommen (24. Juli) und folgendes tages gehort und an allem was moglich und zu dem fryden, fornemlich zur Erledigung des Landgrafen dienstlich seyn mogen, nichts unterlassen, aber heut Sontags nach Jacobi (31. Juli) seynd mir erst teutsche Antwort zu erlangen fortrostet und hat myr der Churf. gesagt, die Sachen sten dermaß, das ich uf der post den Landgrafen holen solle." Adam Trott an die Räthe zu Passau 1. Aug.: — „magk Euch nicht verhalten, das die Handlung allhie Gottlobe verrichtet, aber doch nicht ohne große Mhue und auch durch sondern Vlyß des Churf. zu Sachsen, und hat sych der Landgraff mit den alten Rheten, die er itzond stattlich bei sich hat, aufs beste erzeigt." Das Datum in der neuen Sammlung der Reichsabschiede, gegeben zu Passau 2. Aug., ist ohne Zweifel falsch. Die alten Abschriften haben das richtige Datum: 16. Juli.

dem Hofe folgte, nicht eher förmlich zu entlassen, als bis er das zwischen seinen Söhnen und Moritz entworfene Abkommen bestätigt habe.

Schon war es jedoch dem Kaiser, der täglich die Kräfte seiner Gegner abnehmen und die seinen anwachsen sah, wieder zweifelhaft geworden, ob er seinerseits den Vertrag auch nur so, wie er ihn zuletzt angenommen hatte, ratificiren solle. Einer seiner Hauptleute und Räthe sagte ihm, bis jetzt sei der Krieg von den Fürsten geführt worden, ohne Widerstand: würden sie ihren Meister und Herrn sich gegenüber sehen, so würde ihnen das Gewissen schlagen und sie würden das Herz verlieren. Am 10. August hat der Kaiser durch Andelot seinem Bruder wirklich noch einmal eine Eröffnung in diesem Sinne machen lassen: er sehe jetzt die Möglichkeit, den gehorsamen Ständen zu Hülfe zu kommen; allzu drückend seien die Bedingungen, die er eingegangen; wer könne dafür stehn, daß Moritz nicht, wenn er nach Ungarn gehn dürfe, dort einen Streich spiele, wie vor Magdeburg. Ist Ferdinand je über eine Mittheilung seines Bruders erschrocken, so war es damals. Er beschwor ihn, ihm diesen Schimpf nicht zuzuziehen: nur auf sein Zureden, denn er habe immer am meisten auf die Herstellung des Friedens im Reiche gedrungen, seien die Bedingungen des Vertrags zuletzt von den Fürsten genehmigt worden; von Moritz fürchte er nichts, da die Truppen ihm, dem König, geschworen; und entbehren könne er dessen und des Reiches Hülfe nun einmal nicht: ein Bruch würde ihm und seinen Kindern, allen seinen Ländern, in dieser Gefahr vor den Türken, zum vollkommenen Verderben gereichen[1]).

Hierauf entschloß sich der Kaiser, den Vertrag zu bestätigen. „Ganz allein", schreibt er seinem Bruder, „die Rücksicht auf Eure besondre Lage, Eure Königreiche und Lande haben mich dazu bewogen." Auch seiner Schwester meldet er, die Betrachtung, welche Bedrängniß Ungarn und die ganze Christenheit von den Türken erfahren werde, wenn Moritz nicht einige Hülfe leiste, habe ihn vermocht den Vertrag zu ratificiren.

Unter einem so mannichfaltigen Wechsel von Berathungen und Antrieben ist der Passauer Vertrag zu Stande gekommen.

Man könnte nicht sagen, daß er für die große innere Frage, in den religiösen Angelegenheiten, eine definitive Bestimmung gegeben oder auch nur in sich eingeschlossen habe.

Der immerwährende Friedstand zwischen den beiden Bekennt-

1) Ferdinand an den Kaiser 20. Aug. 1552.

nissen war ausdrücklich verweigert, die alte Idee der kirchlichen Einheit, als einer Bedingung des politischen Lebens, vorbehalten, und jede weitere Festsetzung auf den Reichstag verschoben worden, von dem sich doch nicht voraussehen ließ, ob er nicht, durch seine Consequenz gefesselt, unter ähnlichen Einwirkungen wie früher auch wohl zu ähnlichen Beschlüssen gebracht werden könnte.

Auch wurden nicht einmal die obschwebenden Unruhen dadurch beseitigt. Markgraf Albrecht von Brandenburg weigerte sich ihn anzunehmen und setzte seine Züge gegen Stifter und Städte, wie er sie in Franken und Schwaben begonnen, an Rhein und Mosel fort. Auf sein Beispiel sah Graf Volradt von Mansfeld, der gegen Ende Mai in Ratzeburg eingebrochen war, die silbernen Apostel aus der Domkirche geholt und die Domherren genöthigt hatte den jungen Herzog von Lauenburg zum Bischof zu postuliren: noch hielt er dort an der Elbe eine beträchtliche Mannschaft im Felde.

Bei alle dem war der Passauer Vertrag doch ein unermeßliches Glück für Deutschland.

Das nunmehr auch vom Kaiser zusammengebrachte Heer und das hessisch-sächsische hätten sonst mit einander schlagen müssen, und die ganze Kriegswuth beider Theile hätte sich nach dem Reiche hin entladen.

Jetzt aber wandten die beiden Gegner ihre Kräfte nach den Grenzen hin. In dem Innern ward wenigstens so viel erreicht, daß der gedrückte, durch die Kriegserfolge von 1547 herbeigeführte Zustand aufhörte, der bisher obgewaltet.

Zunächst kehrten die beiden gefangenen Fürsten in ihre Länder zurück.

Als der Kaiser sich entschloß, die dem gewesenen Churfürsten Johann Friedrich bewilligten Erleichterungen in eine vollständige Befreiung zu verwandeln, ihn von dem Hofe, der jetzt wieder nach Augsburg gekommen, zu entlassen, legte er ihm doch noch zwei Bedingungen vor, die eine mehr in seinem, die andre mehr in seines Bruders Sinn. Johann Friedrich sollte sich noch verpflichten, den Beschlüssen eines künftigen Conciliums oder Reichstags in der Religion Folge zu leisten und die Verträge mit seinem Vetter zu beobachten. Das Letzte war insofern neu und schwer, als er zugleich für seine Söhne gutsagen und andre Sicherheiten herbeischaffen sollte; aber er entschloß sich dazu: er erbot sich die Verträge zu unterzeichnen, sobald als Churfürst Moritz gethan haben werde[1]). Was aber

1) Die sogenannte Assecurationsacte. Eigner Bericht Johann Friedrichs an seine Stände. Hortleder II, III, 87, nr. 7.

die erste Anmuthung betrifft, so blieb er nach wie vor unerschütterlich. Gern versprach er, wegen der Religion mit Niemand in Bündniß zu treten, noch die Altgläubigen thätlich zu belästigen; aber dahin war er nicht zu bringen, daß er sich eine künftige Vergleichung anzuerkennen verpflichtet hätte. In aller Demuth erwiderte er dem Kaiser, er sei entschlossen, bei der Lehre, die in der Augsburgischen Confession enthalten, bis in seine Grube zu bleiben.

Durch seine Haltung in der Gefangenschaft hatte Johann Friedrich erst recht gezeigt, wie Ernst es ihm auch in glücklicheren Zeiten damit gewesen war, seinem Kaiser Gehorsam zu beweisen. Es ist immer derselbe Gedanke, — bei aller einem Reichsfürsten geziemenden Hingebung, doch in Beziehung auf göttliche Dinge, wo man einer andern Welt angehört, die volle Unabhängigkeit des Gewissens zu bewahren. Früher, bei den Conflicten, in welche die streitigen Rechtsverhältnisse brachten, konnte diese Gesinnung nicht immer hell und zweifellos erscheinen: in der Gefangenschaft, wo sich die Gegensätze reiner und einfacher gestalteten, leuchtete sie dann in vollem Glanze hervor. Und recht naturgemäß entsprang sie in ihrer doppelten Richtung aus der deutschen Geschichte. Auf das Tiefste hatte die Idee des Reichs und seiner Ordnung die Gemüther durchdrungen; eben so lebendig waren sie jetzt von dem göttlichen Ursprung der heiligen Schrift und der unbedingten Gültigkeit einer freieren Auffassung derselben ergriffen; Beides zu vereinigen, hätte Große und Geringe befriedigt. Aber Carl V verstand das entweder nicht oder wollte doch davon nichts hören; er wollte sich Gehorsam in göttlichen und menschlichen Dingen erzwingen. Damit erzog er sich eben die, die ihm endlich den einen wie den andern versagten und die Waffen der Politik und des Krieges, die sie von ihm führen gelernt, nun gegen ihn selber wandten. Johann Friedrich dagegen beobachtete auch in seiner Gefangenschaft vollkommene Treue. Er wollte nicht einmal zugeben, daß jene Fürbitte der Reichsfürsten für den Landgrafen auch auf ihn erstreckt würde; es machte ihm Sorgen, daß die Stände seines Landes und seine Söhne nicht ganz abgeneigt waren, auf die Verbindung mit Moritz einzugehn, und er selber hat es verhindert. Es wäre zugleich grausam und unklug gewesen, einen Mann von dieser Gesinnung länger zurückzuhalten[1]). Am 1. Sept. 1552,

1) Der Kaiser versprach: „der Religion halber gegen ihn oder die seinen insonderheit nichts vorzunehmen." Dies insonderheit, die gebührlichen Wege der Vergleichung, schlossen noch immer das Concilium und eine allgemeine Reichsverpflichtung nicht aus.

dem Tage seines Aufbruchs von Augsburg, entließ ihn der Kaiser mit der Erklärung, er habe an seinem Verhalten während der Verstrickung ein gnädiges Gefallen gehabt: er hoffe auch künftig zu allen Gnaden Veranlassung zu haben. Der Fürst schied mit dankbaren Erbietungen und schlug den Weg nach seinem Lande ein.

Von Anfang an zeigte er sich entschlossen, keine Feindseligkeiten gegen Moritz vorzunehmen. „Geh hin", sagte er einem von denen, die ihm zuerst glückwünschend entgegenkamen, „und sage zu Hause, daß ich ohne Waffen komme und keinen Krieg mehr führen will."

Welch ein Wiedersehen war es, als er in seinem Stammland bei Coburg wieder anlangte! Der Erste, der ihm entgegenkam, war sein Bruder Johann Ernst, der seinen Wahlspruch: ich trau Gott, nun erfüllt sah. Bald erschien auch seine Gemahlin mit ihren herangewachsenen Söhnen. Die Berge und Wälder wurden besucht, um der lange entbehrten Jagdlust zu pflegen und die heimathliche Luft wieder einzuathmen; an den hellen Quellen im Grunde der Forsten ward das Mittagsmahl eingenommen. Vor den Städten erschienen dann weit draußen die Rathsherren in den schwarzen Mänteln, ihrer Amtstracht, um den angestammten Herrn zu bewillkommnen: die Bürger mit ihren Rüstungen oder in ihren besten Kleidern bildeten ein Spalier; auf den Märkten warteten die Geistlichen mit der männlichen Jugend auf der einen Seite, auf der andern die eisgrauesten Bürger mit den jungen Mädchen, die in fliegenden Haaren mit dem Rautenkranz erschienen; die Knaben stimmten das Tedeum lateinisch an, die jungen Mädchen antworteten mit dem deutschen: Herr, Gott, dich loben wir; der Fürst, der ihrem Gebet seine Rückkehr zuschrieb, zog mit entblößtem Haupte, dankend und gnädig, sie alle vorüber; — neben ihm sein Sohn und Meister Lucas Cranach, der aus herzlicher Liebe, die ihm auch erwiedert ward, die Entbehrungen der Gefangenschaft freiwillig mit ihm getheilt —; wenn er dann abgestiegen, brachte ihm wohl ein in die Hoffarbe gekleideter Knabe aufgesparte Goldstücke der Bürgerschaft in einem künstlichen Pokale dar. Johann Friedrich erschien wie ein Märtyrer und Heiliger. Als er in Weimar einzog, meinte man ein langes weißes Kreuz über ihm zu sehen[1]); Melanchthon, denn auch aus dem verlornen Lande, von Wittenberg her, säumte man nicht ihn zu be-

1) Johann Förster: Custodia und Liberatio des Durchleuchtigsten ꝛc. Hortleder III, II, 88, nr. 55. Müller sächsische Annales a. h. a. Schultes Coburg-Saalfeldische Geschichte I, 41.

grüßen — verglich ihn mit Daniel unter den Löwen, oder jenen drei gläubigen Israeliten im feurigen Ofen: Gott, der ihm diese Seelenstärke verliehen und ihn nunmehr frei gemacht, habe dadurch gezeigt, daß er wahrhaftig Gott sei, der in diesem sterblichen Leben sich eine ewige Kirche sammle, ihr Bitten und Seufzen erhöre [1]).

Um dieselbe Zeit kehrte auch der Landgraf Philipp in sein Land zurück. Erst in dem Augenblick der definitiven Annahme des Vertrages gab der Kaiser Befehl zur Befreiung des Gefangenen; bis dahin hatte derselbe von dem eigennützigen und übermüthigen Wächter, der ihm beigegeben war, noch manche Mißhandlung auszustehn. In Tervueren nahm er dann von der Königin Maria Abschied, die sich aus seinen Reden überzeugte, daß er nun dem Kaiser treu bleiben werde. Als er in Cassel anlangte, begab er sich zuerst in die Martinskirche, die sich sofort mit dem herbeiströmenden Volk erfüllte, und kniete vor dem Denkmal seiner indeß verstorbenen Gemahlin nieder; so verharrte er in Gebet und Nachdenken und Erinnerung an alle persönlichen Verwickelungen der Vergangenheit — bis die ersten Töne der Orgel den ambrosianischen Lobgesang anhoben.

Wie die gefangenen Fürsten, so kehrten auch an vielen Stellen die verjagten Prediger zurück. Hie und da, wie im Würtembergischen, ward das Interim durch fürstliches Edict abgeschafft. Der Kaiser selbst ward bewogen, unter anderen in Augsburg, wo er sonst an den Einrichtungen, die er getroffen, nicht leicht etwas fallen ließ, neben dem interimistischen Dienst doch auch Prediger zu dulden, die sich zur Augsburgischen Confession hielten. Auch dem Markgrafen Johann gab er vorläufig beruhigende Versicherungen. Der religiöse Geist der Nation athmete wieder auf.

Wir sehen: so unerschütterlich der Kaiser auch an den alten Hauptgrundsätzen festhielt, so konnte er doch in diesem Augenblick in ihrer Handhabung nicht mehr fortfahren.

Und war es nicht weiter ein großer Gewinn, daß sich in den Berathungen der Reichsfürsten in Passau jene Ueberzeugung, deren wir gedachten, obwohl sie dem kaiserlichen Gedanken entgegenlief, durchgesetzt hatte?

Sehr gewiß, daß der Kaiser, wenn er wieder in vollen Besitz seiner Macht kam, derselben nicht Raum geben würde: — Moritz zweifelte nicht, er werde, wenn er könne, auch alles das wieder

1) Schreiben vom 14. Sept. Vgl. Dedication des vierten Theils der Lutherschen Schriften vom 29. Sept. (Corp. Ref. VII, 1072. 78.)

zurücknehmen, was er jetzt zugestanden [1]); — allein wie dann, wenn es ihm damit nicht gelang?

Dann ließ sich wohl nichts anderes erwarten, als daß die in Passau von den Vermittlern gefaßten Gesichtspunkte überwiegen und zur Geltung kommen würden.

Nochmals hing die Entscheidung über die wichtigsten innern Verhältnisse Deutschlands von dem Ausschlag der Waffengewalt in dem wiederausgebrochenen europäischen Kriege ab.

1) Anzeige an den französischen Gesandten, unmittelbar vor der Annahme des Passauer Vertrags: „man wußte wol und hetts genugsam erfahren, das der Kaiser, wo er erhalten konnt damit er umbgehe, — Gott geb, er verschreib sich was er wolt, weniger denn nichts halten würde.“

Zweites Capitel.

Französisch-osmanischer Krieg 1552, 53.

Nach den ersten drückenden Verlegenheiten hatte der Kaiser doch wieder die Mittel gefunden, eine bewaffnete Macht aufzubringen. Wie dort bei Frankfurt, so sammelten sich auch bei Ulm und bei Regensburg Reiter und Fußvölker zu seinen Fahnen [1]; deutsche Fürsten traten wieder in Dienst, unter andern Markgraf Johann, den der Fortgang der Moritzischen Unternehmungen auf die andre Seite trieb. Ueber die Alpen kamen ein paar tausend Hakenschützen und einige Geschwader neapolitanischer Reiter. Eine glänzende Schaar spanischer Großen hatte sich durch die Bedrängnisse ihres Königs aufgefordert gefühlt, demselben auch über das Meer, was nicht ohne Gefahr geschah, zu Hülfe zu eilen; der Kaiser kehrte nach Insbruck zurück, um sie daselbst zu empfangen. Was aber von allem wohl das Wichtigste war, der Prinz Don Philipp, der sich wieder in Spanien befand, erfüllte das Versprechen, das er vor sechs Jahren gegeben: er wußte eine Million Ducaten zusammenzubringen und überschickte sie seinem Vater [2]).

In Kurzem sah der Kaiser wieder ein Heer um sich, wie das, was er damals gegen die Protestanten geführt; und um so erklärlicher ist es, wenn ihm der Gedanke aufstieg, sein Glück aufs neue in Deutschland zu versuchen.

Der Unterschied war nur, daß er damals Friede mit den Osmanen und den Franzosen gehabt hatte, von diesen aber jetzt mit

1) Briefe von Böcklin und Schwendi, welche in Böhmen die Rüstungen besorgten, im Brüsseler Archiv.

2) Sepulveda XXVII, §§ 34. 35.

aller Macht angegriffen war. Was hätte, wenn er den Krieg in Deutschland fortsetzen wollte, anders erfolgen sollen, als daß sich die Einen Ungarns, die Andern der Niederlande bemächtigt hätten. Schon ließ Königin Maria ihren Bruder wissen, sie getraue sich nicht, die Niederlande den Winter über zu vertheidigen.

Besser war es doch, im Reiche den Frieden eintreten zu lassen und die Waffen gegen die auswärtigen Feinde zu richten.

Die beiden Heere, welche bereit geschienen sich mit einander zu messen, zogen es vor, nun von den beiden Feinden jedes den einen auf sich zu nehmen.

Der Kaiser wandte sich gegen Frankreich. Am 19. September machte er der Stadt Straßburg seinen Besuch, der er für die gute Haltung dankte, welche sie bei dem Einfall der Franzosen in den Elsaß bewiesen hatte. Während er im Münster eine Andacht hielt, zog sein Heer an den Mauern der Stadt vorüber.

Einige gaben ihm den Rath, wie früher, in das Innere von Frankreich vorzudringen, was den König, dessen Heer schon nicht mehr recht im Stande war, in die größte Verlegenheit bringen und vielleicht zu einem Frieden, wie der von Crespy, nöthigen könne. Der stolze Kaiser aber konnte vor allem nicht ertragen, daß eine Reichsstadt von den Franzosen bei seiner Regierung sollte in Besitz genommen sein. Auch meinte er wohl durch die Eroberung derselben die Sicherheit der Niederlande zu vermehren. Der Herzog von Alba, der in diesen Angelegenheiten das große Wort führte, versicherte, daß es trotz der vorgerückten Jahreszeit noch möglich sein werde. Am 19. October erschienen die kaiserlichen Truppen vor Metz.

Sehr beschwerlich hätte ihm Markgraf Albrecht werden können, der sich an der Spitze von 10000 M. nach Lothringen geworfen hatte; ohne viel Zeitverlust aber gelang es dem Kaiser, — wir werden von den Bedingungen, unter denen es geschah, und den Ereignissen, die sich daran knüpften, bald ausführlicher zu handeln haben, — den Markgrafen auf seine Seite zu ziehen.

Und so konnte er seine verstärkte Macht unzerstreut auf die Belagerung wenden, von der man fühlte, daß sie noch über mehr als über die Zukunft dieser Reichsstadt entscheide[1]). Der Florentinische Gesandte spricht die Ueberzeugung aus, wenn es dem Kaiser gelinge, so werde er auch alle andern Feindseligkeiten seiner Gegner überwinden und auf kein Hinderniß stoßen, wohin er sich auch wende.

1) Salignac Siège de Metz. Coll. univ. de Mémoires XL, p. 86.

Nur langsam jedoch schritt die Belagerung vorwärts. „Schon liegen sie mehrere Wochen vor Metz“, schreibt der König von Frankreich am 28. Nov. an seinen Verbündeten, den Sultan, „doch haben sie noch nichts Ernstliches unternommen. Sollten sie es noch thun, so haben wir darin unsern Vetter, den Herzog von Guise, mit mehr als 10000 Mann, die sich nicht so leicht werden überwältigen lassen; im Frühjahr sind wir entschlossen sie wieder aufzusuchen: bis dahin werden sie durch die Jahreszeit und die häufigen Regengüsse, welche schon angefangen haben, zu Grunde gerichtet sein.“ — Eben in diesen Tagen aber hatte der ernstliche Angriff begonnen. Ein Theil der Laufgräben war gezogen; die Batterien waren errichtet, der Kaiser, von seiner Krankheit wieder einmal frei geworden, hatte in einem benachbarten halbzerstörten Schlosse Wohnung genommen; das Fußvolk war gutes Muthes und zeigte sich bereit zum Sturm, wenn man ihm nur eine hinreichende Lücke eröffne. Hierauf begann die große Batterie von 25 oder 26 Kanonen ihr Feuer, das sie sehr lebhaft unterhielt; am 29. November stürzte in der That ein Theil der Mauer auf der Südseite der Stadt, zwischen zwei großen Thürmen, zwanzig Schuh breit, zusammen: ein lautes Freudengeschrei erscholl und alles lobte den Geschützmeister des Kaisers, Johann Manrique: — allein als der Staub sich gelegt und man die Bresche genauer ansah, so zeigte sich hinter derselben eine neue, schon ein paar Fuß erhöhte Brustwehr, von Fahnen und Standarten überweht, mit Hakenschützen dicht besetzt; alles erschien in solchem Stand, daß kein Mensch zu dem Sturme Lust behielt. Man mußte fürs Erste die Laufgräben weiter fortführen. In den Berichten, die an den brandenburgischen Hof kamen, ist von einem Versuch die Rede, die Mauern, ja den Platz, auf welchem sich die Feinde in Schlachtordnung zu stellen pflegten, zu untergraben und in die Luft zu sprengen; allein nur des Gedankens wird Erwähnung gethan, keines Versuches[1]). Ueberhaupt ist die Geschichte der Belagerung, die wir Tag für Tag aufgezeichnet finden, sehr einförmig. Zu Angriffen, welche Hoffnung auf Erfolg gegeben hätten, kam es nicht mehr. Die naßkalte Witterung, die schon den Deutschen sehr beschwerlich fiel, wie wir von einem großen Theil der brandenburgischen Reiter, welche der Belagerung beiwohnten, die Meldung finden, daß sie erkrankt

1) Schreiben des brandenburgischen Leuttenampts Sylschrongk an Markgraf Hans 17. Dec. 1552 (Berl. A.). In dem Tagebuch der Belagerten werden Contreminen erwähnt.

seien, war den Italienern und Spaniern vollends verderblich[1]). Man behauptet, daß von den Spaniern ein Dritttheil, von den Italienern die Hälfte umgekommen sei. Die Vorhersagungen Heinrichs II bewährten sich nur allzu gut: Anfang Januar 1553 mußte die Belagerung aufgehoben werden.

Die Franzosen priesen den glücklichen Vertheidiger Guise, der wirklich eben so viel Muth wie Umsicht an den Tag gelegt hat, als einen Helden: wir haben Denkmünzen, auf denen ihm dafür die Krone Jerusalem — denn von den Königen dieses Reiches leitete sein Haus sich her — zugesagt wird. Auf der kaiserlichen Seite ergoß sich alles in Tadel gegen den Herzog von Alba, der durch die Hartnäckigkeit, mit der er sich zu ungünstiger Zeit an eine so zweifelhafte Unternehmung gewagt, das schönste Heer ohne allen Nutzen zu Grunde gerichtet habe[2]). Einst in dem deutschen Feldzug, wo der Kaiser selbst das Meiste gethan und von allen Seiten guter Rath ertheilt worden, habe Alba leicht ein großer Mann sein können: hier aber, wo guter Rath von Anfang an verachtet worden und der Kaiser persönlich weniger eingegriffen, habe er bewiesen, daß es ihm an wahrem Talente gebreche.

Und nun erst wurde Metz recht französisch. Gegen Ostern 1553 forderte der Bischof-Cardinal die Macht in weltlichen sowie geistlichen Dingen. Die Dreizehn antworteten, in geistlichen Dingen sei er allerdings ihre Obrigkeit, auch stehe ihm einige Befugniß in weltlichen zu, jedoch mit Vorbehalt der höchsten Gewalt, die dem gehöre, welchem sie von den Ständen des römischen Reiches deutscher Nation zuerkannt werde: sie wagten den Kaiser nicht zu nennen. Der Cardinal antwortete, er wolle nichts weiter, als die alte Gerechtigkeit seines Stiftes erneuern, und ließ die Gemeinden der verschiedenen Pfarren zusammenberufen, um ihm eine Anzahl Namen zu bezeichnen, aus denen er das Regiment der Stadt ernennen könne[3]). An

1) Pontus Heuterus lib. XIII, cap. XVII: Bruma enim continuo gelu corpora urebat, ingensque aëre demissa nix molestissima erat: quibus incommodis cum mox continuae supervenirent pluviae, resoluta nive omnia aquis tegebantur corrumpebanturque.

2) Dispacci fiorentini.

3) Neue Zeitung aus Metz, Ostern 1553. Auf die Forderung des Bischofs antworteten die Dreizehn: „Sie gestanden ime als irem Bischof die Obrigkeit in spiritualibus, dazu das er auch etliche Gerechtigkeit in temporalibus habe, aber nitt das er merum et mixtum imperium bei inen habe; sondern begeren sie, das er dasselbe dem lasse, dem es zugehöre, und dem es die Stende des Reiches als zugehorig erkhennen (haben Keys. Mt. nit nennen

jenen Gegensatz des Rathes und der bischöflichen Macht hatten sich einst die Regungen der Reform geknüpft; wären sie durchgedrungen, so hätten sie auch die Mittel und den Eifer des Widerstandes vermehrt, und alles müßte anders gegangen sein. Der Herzog, der die Stadt gegen den Kaiser vertheidigt hat, ist derselbe, der einst die Versammlung in Gorze zerstörte; jetzt ließ er alle lutherischen Bücher auf einen Haufen bringen und verbrennen. Die Entfremdung der Stadt vom Reich und die völlige Unterdrückung der reformatorischen Regungen gingen Hand in Hand.

Wie Carl V gegen Frankreich, so hatte sich Churfürst Moritz nach Ungarn gewendet.

Hier war, wie oben berührt, der Feldzug bereits im März 1552 vom Sandschak von Ofen, Ali, einem Eunuchen, eröffnet worden. Vor Szegedin hatte er die rothe Fahne erbeutet, auf der der kaiserliche Adler mit ausgebreiteten Flügeln erschien; dann hatte er Vesprim und mehrere Bergstädte eingenommen; den Anführer der aus den Erblanden zu eilender Hülfe aufgebrachten Mannschaften, Erasmus Teufel, Freiherrn von Gundersdorf, nahm er gefangen und führte ihn bei seiner Rückkehr nach Ofen förmlich im Triumph auf[1].

Und diesen einheimischen osmanischen Streitkräften zur Unterstützung erschien nun schon im Mai der Wesir Ahmed mit dem asiatischen Heere und den Reiterschaaren, die der Beglerbeg von Rumili ihm zuführte, an der Donau. Die vor dem Jahr abgeschlagene Belagerung von Temeswar ward wieder aufgenommen und auf die türkische Weise unter ungeheuren Verlusten, deren man nicht achtete, gegen einen überaus tapfern, aber dieser Macht nicht gewachsenen Feind zu Ende geführt. Die andern Schlösser des Banats folgten nach, und die türkischen Einrichtungen begannen[2], die sich bis zum Jahre 1716 daselbst gehalten haben.

dürfen), bitten auch solchs der Zeith nit zu disputiren, . . aber es ist der Cardinal dieser irer Antwurt nit zufrieden gewesen, sundern gesagt, er gedenk sich der Gelegenheit jetziger Zeit zu widereroberung seines Stifts alte Gerechtigkeit zu bedienen, hat darauf der Gemeine bevolen, wie man aus jeder pfarkirchen, deren 19 sein sollen, zu erwellen und jme zu benennen, uß denen er das Regiment besetzen möge."

1) Isthuanffius XVIII, p. 206: Taifalum ipsum equo insidentem, tympanistis et tibicinibus ac fistulis pedestribus praecedentibus moreque suo canentibus, cum praecipuis captivis in forum perduxit.

2) Hammer aus Dschennabi III, 303.

Es war nicht größere Tapferkeit, was den Osmanen ihre Vortheile verschaffte, sondern nur die Ueberlegenheit der Anzahl und der Vorbereitung; die Anführer, die ihnen widerstehn sollten, bemerkten es mit tiefem Gram.

„Wie glücklich waren die alten Römer", ruft Castaldo aus, „die mit zahlreichen wohlversehenen Heeren, so und so viel Legionen und Veteranen nach den entlegenen Provinzen zogen: ich bin in dieses Land gekommen, ohne etwas anderes sagen zu können, als: ich bin ein Befehlshaber des Kaisers." Er klagt, daß alles wider ihn sei, was für ihn sein sollte, daß sein Volk seit 7 Monaten keinen Pfennig Sold empfangen; er erblickt im Geist seinen Kopf schon auf so einem Wagen, wie er ihn eben mit vielen abgeschlagenen Schädeln vorbeifahren sieht[1]).

Ganz so unglücklich ging es jedoch nicht.

Nachdem die festesten, wohlverwahrtesten Plätze gefallen, hielt sich ein kleinerer, dem man es nicht hätte zutrauen sollen: Erlau; nur eine geringe Anzahl Landvolk aus der Zips, das die Besatzung ausmachte, wies unter Stephan Dobo, der seinen Namen hier berühmt machte wie Jurischiz, die Anfälle der vereinigten türkischen Heere zurück: drei große Stürme bestand es siegreich.

Und indeß langte Churfürst Moritz mit 5000 Mann z. F., 6000 z. Pf. bei Raab an. Es scheint, als habe ihm Ferdinand doch nicht ganz getraut und wenigstens sein Vorrücken nicht gewünscht[2]). Aber schon die Nähe einer frischen Heeresmacht, unter einem Fürsten, der als ein glücklicher Kriegsmann bekannt war, machte einen gewissen Eindruck bei den Osmanen[3]). Seine Anwesenheit, die Tapferkeit der Besatzung und die ersten Zeichen des herannahenden Winters wirkten zusammen, um die Osmanen zur Aufhebung der Belagerung von Erlau zu vermögen.

Die erlittenen Verluste zu ersetzen, war seine Macht überhaupt nicht fähig; dazu aber, daß den türkischen Fortschritten Ein-

1) Castaldo an Ascanio Centorio: L. d. p. III, 130.

2) Moritz klagt 15. October, daß der König nicht im Rath finde noch zulasse, daß er dem Feind entgegenziehe. Langenn I, 552.

3) Camerarius versichert: Constat fuisse jactatas quasdam vaticinationes in turcica gente de quodam acerrimo et quasi fatali oppugnatore potentiae suae, cujus nomen ad sonum nominis Mauriciani alluderet, significans facie torvum atque nigrum. Oratio in Maur. VII, p. 212. Nach Isthuanffy verbreitete sich die Meinung unter ihnen, Moritz werde von der einen, Castaldo von der andern Seite sie angreifen.

halt geschah und die Grenzen befestigt wurden, hat er allerdings beigetragen.

War es aber nicht auch am meisten eben seine Schuld, daß diese Verluste überhaupt erlitten worden sind?

Ich bin weit entfernt ihn rechtfertigen zu wollen, aber ich denke doch, dies war bei weitem nicht so entschieden der Fall, wie man meint. Ebensoviel Schuld wie Moritz und im Grunde noch größere hatte der Kaiser, der, von seinen conciliaren Absichten ganz erfüllt und hingenommen, den auswärtigen Verhältnissen nur geringe Aufmerksamkeit widmete. Obwohl der Krieg mit den beiden Widersachern schon ausgebrochen war, hatte er doch versäumt, die westlichen Marken des Reiches in Vertheidigungsstand zu setzen und seinen Bruder gegen einen Einfall in Ungarn zu sichern.

Kriegsheere des Kaisers oder des Königs sind von den Protestanten keinen Augenblick beschäftigt worden.

Fern von ihrer Einwirkung, in Italien, gerieth der Kaiser in ähnliche Nachtheile.

Die italienischen Verhältnisse haben in so weit eine gewisse Aehnlichkeit mit den deutschen, als der andauernde stille Druck, mit dem auch dort die kaiserliche Oberherrschaft ausgeübt ward, ebensowohl einen geheimen Widerstand erweckte, der nur den geeigneten Augenblick erwartete, um loszubrechen.

Wie die Farnesen Piacenza verloren, so waren die Appiani in Gefahr, Piombino und Elba an Herzog Cosimo abtreten zu müssen. Dagegen erwarteten dessen Feinde, die Florentinischen Ausgewanderten, zu einem Theil in Venedig, zum andern in Frankrich aufgenommen, in Kurzem den Tag ihrer Rückkehr zu erleben. In Mailand entdeckte Ferdinand Gonzaga mehr als einmal verrätherische Versuche, die er dann mit scharfer, aber aufreizender Ueberwachung erwiederte. In Genua suchte Luigi Alamanni, der in einem großen Heldengedicht französische Tendenzen und Namen verherrlichte, auch einmal die Anhänger Frankreichs zu vereinigen. In Neapel entzweite sich das Oberhaupt des einheimischen Herrenstandes, Fürst Ferrante von Salerno, mit dem Vicekönig: und da er glaubte, man stehe ihm nach dem Leben, verließ er das Land, nicht ohne den Gedanken, mit Gewalt zurückzukehren.

Und dazu kam noch, daß unter denen, welche die italienischen Geschäfte im Namen des Kaisers verwalteten, Zwiespalt ausbrach. Gonzaga in Mailand und Mendoza zu Rom standen mit dem Vicekönig von Neapel und dem Herzog Cosimo von Florenz in ganz

14*

offener Feindschaft. Daß die ihm zugesagte Ueberlieferung von Piombino sich so lange verzögerte, schrieb Herzog Cosimo allein den beiden Gegnern, besonders dem Botschafter in Rom, zu.

Unter diesen Umständen können wir uns so sehr nicht wundern, daß die Belagerung von Mirandula und Parma nicht zum Ziele führte. Papst Julius klagt, er habe sich bis auf die Gebeine beraubt, er habe die Ringe verpfändet, die er sonst täglich an seinen Fingern getragen; der Unruhe, welche der Krieg ihm machte, müde, schloß er im April 1552 einen Stillstand mit den Franzosen, in welchem diese versprachen, weder kaiserliches noch kirchliches Gebiet von diesen Plätzen aus feindlich zu behandeln [1]). Nach einigem Bedacht nahm auch der Kaiser diesen Stillstand an.

„Sehr rühmlich für mich“, ruft Heinrich II aus, „sehr schimpflich für ihn, daß ich mitten in den Ländern des kaiserlichen Gehorsams, ferne von den Meinen, zwei feste Plätze behauptet habe [2]).

Und nothwendig mußte das nun auf die ganze Halbinsel die größte Rückwirkung haben.

Im Kirchenstaat erschienen jetzt die Farnesen, Paolo Orsino wieder; der Graf von Pitigliano, von dem Mendoza dem Kaiser gesagt, daß er seiner ganz sicher sei, erklärte sich für die Franzosen.

Vor allem gährte es in Siena. Von jeher gibellinisch und kaiserlich gesinnt, wollte doch diese Stadt sich die unmittelbare Herrschaft nicht gefallen lassen, die der Kaiser auszuüben unternahm. Schon ein paar Mal hatte sie sich derselben zu entziehen gesucht, aber den ersten Versuch hatte sie durch die Aufnahme einer Besatzung, den zweiten durch Ablieferung aller Waffen gebüßt. Dann hatte Mendoza eine Festung daselbst aufgeführt. Die Wölfin, das altrömische Abzeichen der Stadt, fand man eines Tages in Ketten gelegt. Es läßt sich wohl nicht bezweifeln, daß der Kaiser die Absicht hatte, eine feste Regierung einzuführen und die Stadt zum Sitz eines Reichsvicariats zu machen [3]). Aber um so gewaltiger brauste der alte Geist republikanischer Unabhängigkeit in Reden und Entwürfen: es bedurfte nichts, als der Annäherung einiger Ausgewanderten und Franzosen und des alten Rufes zur Freiheit, so erhob sich die ganze Bevölkerung; die Spanier, welche darauf nicht vorbereitet waren,

1) Capitoli dell' accordo. Lettere di principi III, 123.

2) Bei Ribier II, 392.

3) In einem Schreiben vom 18. Nov. 1551 spricht er sehr ruhig von der „buena occasion, que se ofrece, para justificar lo del vicariato y establecer alli un governo perpetuo.“

konnten ihr Castell nicht behaupten und wurden verjagt: die Stadt nahm einen französischen Botschafter auf und rief den König von Frankreich zu Hülfe. Cardinal Tournon versichert dem König, Siena gehöre ihm mehr an, als wenn er Herr davon wäre, und biete ihm nun die beste Gelegenheit dar, zur Unternehmung von Neapel zu schreiten oder zu jeder andern, die ihm gefalle[1]).

Mit einiger Hülfe des Herzogs Cosimo von Florenz, der zwar von einer Festsetzung der Franzosen in Toscana, an die sich alle seine Feinde hielten, besonders die Strozzi, kein Heil erwartete, aber sie eben darum, weil sie ihm so gefährlich waren, mit größter Vorsicht behandelte, brachte im Januar 1553 Don Garcia de Toledo ein kleines Heer zusammen, das dann auch einige Thäler besetzte, einige Bergfesten einnahm, allein im Ganzen doch nichts Entscheidendes vollzog, vor Montalcino gänzlich scheiterte.

Und in diesem Augenblick traten noch größere Gefahren ein. Es liegt wohl sehr in der Natur der Sache, daß die beiden großen Gegner des Kaisers sich endlich auch zu einer gemeinschaftlichen Unternehmung gegen denselben vereinigten. Schon im Jahre 1552 war eine Verbindung der Flotten beabsichtigt, doch erschienen die Franzosen nicht zur gehörigen Zeit. Desto pünktlicher zeigten sie sich im Jahre 1553. Schon in den griechischen Gewässern trafen die französischen Galeeren unter de la Garde mit den Osmanen zusammen, denen Suleiman statt jeder weiteren Anweisung den Befehl gegeben, alles zu vertilgen, was sich dem König von Frankreich widersetze.

Zuerst richteten sie ihre Angriffe gegen Neapel. Der Fürst von Salerno war für den Fortgang des Unternehmens vielleicht eher hinderlich, indem er seine Freunde gegen die Gewaltthaten der Osmanen in Schutz nahm[2]). Aber so viel ward doch immer bewirkt, daß Don Garcia zur Vertheidigung von Neapel abberufen und Siena dadurch für dies Mal ernstlicherer Feindseligkeiten überhoben ward. Dann aber lenkten die Flotten ihren Lauf nach den toscanischen Gewässern. Auch hier sahen es die Osmanen auf Raub und Plünderung ab, die Franzosen auf Eroberung. Bei diesem Zuge hat Dragut das fruchtbare Pianosa wüste gelegt, so daß es sich niemals wieder hat erholen können. Dagegen machten die Franzosen einen ersten glücklichen Anfall auf Corsica. Sie riefen die Widersetzlichkeit der Eingebornen gegen Genua auf und nahmen beinahe die ganze Insel ein.

1) Bei Ribier II, 424.
2) De la Garde an den König, bei Ribier II, 443.

Dem Papst, der sich darüber beschwerte, antwortete der König, er könne die Genueser, von denen dem Kaiser zu Land und See Vorschub geleistet werde, nur als Feinde seiner Krone betrachten[1]. Im Besitze der Provence, Corsicas und Portercole's, und dadurch Herr des Meeres, ward er ihnen selbst in hohem Grade gefährlich.

Zwar war mit alle dem noch nichts entschieden. Der Kaiser hatte noch allenthalben dem Angriff auch starke Kräfte der Vertheidigung entgegenzusetzen. Aber ein gewisses Schwanken kam damit doch wieder in die allgemeinen Verhältnisse, die bereits befestigt geschienen hatten. So nützlich es dem Kaiser geworden wäre, wenn er Metz erobert hätte, so sehr mußte nun all dieses Mißlingen und Verlieren sein Ansehen schwächen, so gut in Deutschland wie anderwärts.

Ueberdies aber nahmen die Dinge in Deutschland durch die Verbindung, in welche der Kaiser mit Markgraf Albrecht getreten war, eine höchst eigenthümliche Gestalt an.

1) Discours hardy du Nonce, auquel S. M. a respondu genereusement. Bei Ribier II, 473.

Drittes Capitel.

Der Krieg zwischen Markgraf Albrecht und Churfürst Moritz im Jahre 1553.

Vergegenwärtigen wir uns vor Allem das ein wenig verwickelte Verhältniß des Markgrafen Albrecht überhaupt.

Er war nicht eigentlich ein Mitglied des im Jahre 1552 zwischen den deutschen Fürsten und der französischen Krone gegen den Kaiser geschlossenen Bündnisses. Er sagt, er habe den Fürsten seine Hülfe zugesagt: gleichwohl unverpflichtet. Er leugnet, daß die Regimenter, die er führte, in französischen Diensten gestanden: „keinem Herrn unter der Sonne haben sie geschworen, als uns."

Wie lebhaft er auch die allgemeinen Interessen umfaßte, so war doch sein Sinn, bei dem aufgehenden Kriegsfeuer zugleich für sich selbst zu sorgen. Von Schulden bedrängt, welche durch seine Unternehmungen im Dienste des Kaisers nur noch immer gewachsen, ohne Hoffnung, zu den Belohnungen zu gelangen, die man ihm versprochen hatte, faßte er den Gedanken, sich an seinen Nachbarn, den geistlichen Fürsten, mit denen er in altem Hader lag, und der Reichsstadt Nürnberg schadlos zu halten.

Bei den ersten Bewegungen sprach man allgemein von einer Eroberung und neuen Austheilung der Bisthümer. Der gute Melanchthon warnte seinen Fürsten, sich nicht einer Unternehmung anzuschließen, die dahin ziele, die ordentliche Hoheit und das gefaßte Reich umzuwerfen und eine allgemeine Verwirrung anzurichten [1]).

1) Gutachten Melanchthons bei Hortleder II, v, II: „Und hat einer neulich zu mir gesagt, das Bier sey noch nicht im rechten Faß, aber es werde bald darein kommen."

Moritz war viel zu bedachtsam und praktisch, um auf Gedanken dieser Art ernstlich einzugehen: es war ihm genug, sich nicht durch entgegengesetzte Verpflichtungen zu fesseln. Dem Markgrafen gab er im Einverständniß mit den übrigen Verbündeten die Zusicherung, was er von solchen Ständen, die sich dem Unternehmen nicht zugesellen würden, durch Brandschatzung oder auf eine andere Art erlange, das solle ihm und seinem Kriegsvolk zu Gute kommen.

Markgraf Albrecht sah darin eine Art von Berechtigung, und säumte nicht, dieselbe unverzüglich gegen die widerwärtigen und unvorbereiteten Nachbarn geltend zu machen.

Zuerst griff er, und zwar mit erneuerter Bewilligung des Bundes, den Bischof von Bamberg an und zwang ihn, ein volles Dritttheil seines Stiftes gleich in förmlichem Vertrag abzutreten. Mit Mühe konnte der Bischof seine Heimath Cronach retten[1]). Der Bischof von Würzburg mußte sich nicht minder zu einigen Abtretungen verstehen und besonders einen guten Theil der markgräflichen Schulden übernehmen. Daß Nürnberg sich durch eine Zahlung an die übrigen Fürsten sicherzustellen suchte, konnte auf Albrecht keinen Eindruck hervorbringen. Laut der ihm gewordenen Zusicherung forderte Albrecht, daß sich die Stadt entweder dem Unternehmen beigesellen oder ihm eine große Brandschatzung geben solle: er nöthigte sie, ihm 200000 G. zu zahlen.

„Wo er hinzieht", sagte Moritz einst zu Zasius, „da ist es, als ob ein Wetter daherginge." „Ja wohl", versetzte dieser, „Donner und Blitz und wildes Feuer könnten nicht erschrecklicher sein." Es schien nicht, als ob das dem Churfürsten mißfiele: er lachte.

Und sehr entschlossen war Albrecht, was er dergestalt gewonnen zu behaupten.

Nur um diesen Preis wollte er sich der Passauer Pacification anschließen. Er forderte Bestätigung der von ihm mit den beiden Bischöfen und der Stadt aufgerichteten Verträge[2]): mit den Eroberungen, die er gemacht, wollte er belehnt werden.

1) „wo er zu Hause sey und lesen gelernt". Hans Fuchs an Wilhelm von Grumbach, Hortleder II, vi, 29, nr. 101.

2) „Das s. fstl. Gn. und dero Erben alles das gelassen werde, so s. f. Gn. in irer befolen und aufgenommen Expedition an Land und Leuten, Geld und Gut, wie das namen haben mag, erobert." „Denn wir versichert, was wir von den Ständen, so sich J. L. Einigung halben widersetzen würden, möchten uns zu Guten erlangen, erbrandschatzen oder in andre Weg bekommen, daß uns und unserm Kriegsvolk dasselbe zu Erstattung und Guten gelassen

Wir sehen hier erst, was jene von Moritz bei den Verhandlungen vorgeschlagene Beschränkung der Ansprüche auf den damals eingetretenen Besitzstand zu bedeuten hatte. Wenn er diese Clausel endlich fallen ließ und den Vertrag ohne solche unterschrieb, so sah Markgraf Albrecht darin eine Treulosigkeit; er hielt sich für berechtigt, seinen Krieg allein fortzusetzen. Nachdem er noch einmal seine Leuchtkugeln über Sachsenhausen aufsteigen lassen, stürzte er sich auf die Bisthümer am Rhein. Nur mit einer schweren Contribution erkaufte der Bischof von Worms die Erlaubniß, auf seinen Sitz zurückzukehren. Der Erzbischof von Mainz versenkte sein schweres Geschütz, um es dem Feinde zu entziehen, in den Rhein und verließ seine Hauptstadt; dafür gingen seine Paläste in Feuer auf. Da der Erzbischof von Trier die Anmuthung ablehnte, dem Markgrafen die Rhein- und Moselpässe einzuräumen, vielmehr an den wichtigsten derselben seine Befestigungen in Stand setzte, so überstieg Albrecht den Hundsrück und erschien am 25. August vor Trier. Der Rath der Stadt kam ihm entgegen und überreichte ihm die Schlüssel seiner Stadtthore, was er nie einem seiner Fürsten gethan; dafür ward bei Todesstrafe verboten, die Bürger zu beschädigen. Dagegen wurden die Klöster und Stifte großentheils geplündert: man wunderte sich, daß die Leute das Blei der Dächer zurückließen. Es scheint nicht, als habe ihm dies viele Feinde gemacht. Mit der Wiederherstellung der geistlichen Macht war auch der Haß gegen sie erneuert worden. Wir finden wohl, daß jetzt wie vor 30 Jahren ein päpstlicher Nuntius auch unter sonst friedlichen Verhältnissen nicht zu Land nach den Niederlanden zu reisen, ja selbst nicht am Ufer auszusteigen wagte, etwa um einen Fürsten zu begrüßen; seiner Begleitung auf dem Schiff ward eingeschärft, das tiefste Geheimniß zu beobachten[1]).

An der Spitze von 10000 Mann und von einem Theile der Bevölkerung unterstützt, nahm der Markgraf eine sehr bedeutende Stellung ein.

Mußte der Kaiser, der jetzt auch des Weges daherzog, um zur Belagerung von Metz zu schreiten, nicht vor allen Dingen den

werden solle, und dieweil wir denn von den beiden Pfaffen und Nürnberg vertragsweise beschwerlich (kaum) so viel bekommen, als wir unserm Kriegsvolk zu thun schuldig gewesen, so hetten wir, da wir dieselben unsere Verträge sollen fallen lassen, in die Capitulation keineswegs bewilligen können, es were uns denn eine solche gebührliche Erstattung dagegen beschehen, deren wir zufrieden seyn können."

1) Masius an den Herzog von Cleve, 18. Juni. (Archiv zu Düss.)

Versuch machen, sich des Widerstandes zu entledigen, den ihm ein deutsches Heer unter der Anführung eines deutschen Reichsfürsten zu leisten drohte?

Es kam ihm zu Statten, daß Albrecht, der sich zu fühlen anfing, sich nicht lange mit den Franzosen verstand.

Albrecht versichert, man habe ihm früher versprochen, ihn zum Generalobersten aller Landsknechthaufen zu machen und ihm außer einer stattlichen Unterhaltung für die nächsten zwei Monate 200000 Kronen zu zahlen, und habe ihm dann von alle dem nichts gehalten[1]). Aus dem Briefwechsel, in den er mit dem Connetable trat, leuchtet der innere Widerspruch hervor, der darin liegt, daß Albrecht in Diensten von Frankreich stehen und doch die Würde eines Reichsfürsten behaupten wollte. Den Antrag, den man ihm zuletzt machte, daß er mit 100000 Kronen zufrieden sein und dafür mit seinem Haufen auf vorgeschriebenem Wege nach den Niederlanden vorrücken und diese angreifen solle, fand er unannehmbar und wies ihn zurück.

Dagegen bot ihm nun der Kaiser nicht allein Dienste an, bei denen er als Fürst bestehen, Ehre und Geld erwerben konnte, sondern Carl V hatte ihm einen Preis zu bieten, dem von französischer Seite nichts an die Seite gestellt werden konnte: die Anerkennung und Bestätigung jener mit den Bischöfen geschlossenen Verträge.

Schon öfter haben wir gesehen, wozu der Kaiser, wenngleich nicht ohne tieferen Vorbehalt, doch für den Augenblick, in dringenden Umständen zu bringen war; was er Alles einst den Protestanten bewilligte, um sie von Cleve zu trennen; wie er, im Begriff zur Erhaltung der hierarchischen Ordnungen das Schwert zu ergreifen, dennoch dem Churfürsten Moritz den Schutz über ein paar große Reichsstifter anvertraute: von allem aber, was er gethan hat, wohl das Stärkste, ist das Zugeständniß, das er jetzt dem Markgrafen machte. Die Verträge waren eben denen abgezwungen, welche man für seine Anhänger hielt, und allein auf den Grund, daß sie sich seinen Feinden nicht zugesellen wollten; er hatte sie selbst für ungültig erklärt, und sie waren bereits von den früheren Verbündeten des Markgrafen aufgegeben worden: jetzt bestätigte er sie und setzte fest, daß

1) Auch Schärtlin versichert, der König habe „übel gehalten, was ihme Marggrafen vom Bischof zu Bajonne und mir zugesagt war". (p. 220.) Albrecht meint, es sei kein ungeschicktes Vorhaben, mit 100000 Kr. die Niederlande zu erobern.

sie „vollkommen, ganz und gar, ohne alle Ein= und Widerrede zu vollziehen seien"[1]).

Dem Markgrafen glückte es, noch einen französischen Prinzen, den Herzog von Aumale, der ihn feindselig beobachtete und ihm seine Hauptleute abtrünnig zu machen suchte, mit seiner Reiterei zur günstigen Stunde zu überraschen und sogar zum Gefangenen zu machen. Dann im Glanze eines neuen Sieges stellte er sich dem Kaiser dar, der ihn mit Freuden empfing und ihm selber die rothe Feldbinde darreichte. Man wollte bemerken, daß der Markgraf den Kaiser dabei fest ins Auge gefaßt habe, ob er auch der neuen Freundschaft und Zusage trauen könne.

Was der Kaiser zunächst beabsichtigte, erreichte er hiermit allerdings. Er konnte nun seine Belagerung fortsetzen, ohne Gefahr, darin gestört zu werden. Sie mißlang, wie wir wissen, hauptsächlich durch die Ungunst der Jahreszeit. Albrecht erwarb sich das Verdienst, den Rückzug zu decken.

Mit jenem Zugeständniß hatte nun aber Carl den Grund zu einer Bewegung gelegt, die sehr weitaussehend werden mußte.

Er hat immer gesagt, sein vornehmstes Motiv sei die Besorgniß gewesen, daß Markgraf Albrecht und Graf Volradt, mit Heinrich II verbündet und beide an der Spitze zahlreicher Truppenschaaren, Deutschland noch weiter in Unruhe setzen und das Verderben aller geistlichen Staaten herbeiführen würden[2]). Und wer möchte nicht an die Wahrhaftigkeit dieses Beweggrundes glauben? Er befand sich in der unbezweifelten Nothwendigkeit, die mächtigen Kriegshäupter von den Franzosen zu trennen. Damals hat man allgemein geglaubt, Carl habe in dem kriegsbereiten Markgrafen einen Bundesgenossen zur Ausführung seiner alten Absichten zu gewinnen gedacht: König Maximilian hat dem venezianischen Gesandten gesagt, Markgraf Albrecht sei gegen ihn und seinen Vater aufgestellt worden, um sie zu nöthigen, sich in die Arme des Kaisers zu werfen[3]).

1) „Wöllen, — was sich die Bischoff und derselbigen Capittel gegen s. Lieb sambt oder sonders verbriefft und verschrieben, das dieselbe Verschreibung und Contract vollkommen gantz und gar ohn alle ein und Wiederrede gehalten, unnd vollzogen werden sollen." — Metzischer Hauptvertrag 10. Nov. 1552 (der erste vom 24. Oct.). Hortleder II, VI, II, nr. 45.

2) Si comme il avoist determiné il se fust servy de la correspondance des gens de guerre que le comte Volradt de Mansfeld tenoit assemblées, pour prenant son chemin par la Ferrette venir ruer sur les évêques.

3) Relatione di Suriano 1554: Mi disse il re di Bohemia piu volte,

Das ist eine nicht zu bezweifelnde Thatsache, daß der Kaiser seine Successionsentwürfe nach wie vor im Auge behielt.

Neujahr 1553 ließ er dieselben bei dem Churfürsten von Brandenburg durch dessen Bruder, Markgraf Hans, noch einmal ausführlich in Anregung bringen. In der Instruction hiezu werden die früher vorgekommenen Gründe wiederholt, besonders der vornehmste, daß dem römischen König nach des Kaisers Abgang zur Aufrechterhaltung des Reiches die Hülfe des spanischen Prinzen nicht allein förderlich, sondern unentbehrlich sei, dieser aber sich nicht dazu werde verpflichten wollen, wenn er nicht die Versicherung erhalte, zu seiner Zeit selbst zur römischen Krone zu gelangen. Der Antrag bezog sich dies Mal nicht, wie früher, zugleich auf König Maximilian: er ging nur darauf, daß die Churfürsten sich verschreiben sollen, sobald der römische König zum Kaiser gekrönt sei, den Prinzen ohne Verzug zum römischen König zu wählen; man möge ihm, dem Kaiser, in seinen alten Tagen diese Freude gönnen; der Prinz sei ein Erzherzog und Fürst des Reiches; wie er dazu erzogen worden, der Bürde der Regierung gewachsen zu sein, so habe er von seiner Fähigkeit schon jetzt in Spanien gute Proben gegeben; er werde bald wieder ins Reich kommen und so viel möglich seine Residenz daselbst nehmen, deutsche Fürsten und andere geborne Deutsche an seinen Hof ziehen, das Reich nur durch Deutsche verwalten lassen und gewiß auch die deutsche Sprache begreifen: jede billige Versicherung werde er ausstellen [1]).

Wahrscheinlich hängt es hiermit zusammen, daß der Kaiser auch schon selbst daran dachte, den Deutschen etwas mehr Genugthuung zu geben und einen Reichshofrath aus deutschen Mitgliedern aufzurichten. Zum Präsidenten desselben bestimmte er den Cardinal von Trient, wogegen der römische König meinte, der Churfürst von Mainz würde den Deutschen lieber sein. Zu Beisitzern dachte der Kaiser

che questo (das Verfahren mit Markgraf Albrecht) faceva credere che l'imp[re] avesse acaro, di veder suo fratello et lui suo genero constituiti in necessità di gettarsegli in braccio. Albrecht leugnet zwar, daß ihn der Kaiser in Dienst genommen, um den römischen König „J. M. Hoheit zu entsetzen", und den Sohn des Kaisers zu „einem Römischen Kaiser wider des h. Reichs Freiheit mit Gewalt übertringen helfen" (Bucholtz VII, 141); die Worte aber sind so gewählt, daß dabei doch Vieles wahr sein konnte. Gegen Ferdinand und auf Gewalt war die Absicht des Kaisers gar nicht gerichtet.

1) Instruction für Markgraf Hans in dem Berliner Archiv; der Hauptsache nach eine Ueberarbeitung der alten Instruction von 1550.

die Grafen von Fürstenberg, Eberstein, Solms, die Freiherren Wolkenstein und Truchseß, den Doctor Gienger und einige Andere zu berufen.

Auch die religiösen Antipathien schonte er jetzt. Wenn er z. B. in der frühern Instruction seine Bekämpfung derjenigen erwähnt, die unter dem „anmuthigen Schein der Religion" das Reich unter sich zu theilen gedacht, so erwähnte er jetzt nur das letzte, die vorgehabte Theilung: den Schein der Religion ließ er weg.

Und nicht nur den Churfürsten ließ der Kaiser seine Anträge wiederholen. Auch dem Herzog Christoph von Würtemberg, der am französischen Hofe gut deutsch geworden und die Einmischung der Franzosen in die deutschen Angelegenheiten fast am lautesten verdammte, eröffnete er durch seinen Marschall Böcklin am 26. Jan. 1553, er wisse Niemand, der dem Reiche, damit es nicht ganz zerrissen werde, „fürständiger sein möchte", als seinen Sohn[1]).

Allein der Kaiser irrte, wenn man nach alle dem, was man erlebt und befürchten hatte müssen, das Vertrauen der Fürsten wieder erwerben und ihnen ein Vorhaben, das ihre Besorgnisse eben am meisten erweckt hatte, annehmlich machen zu können glaubte. Seine Eröffnungen bewirkten das Gegentheil von dem, was er wünschte. Schon am 5. Februar 1553 kamen Friedrich von der Pfalz, Albrecht von Baiern, Wilhelm von Jülich, von denen ich nicht weiß, ob ihnen ähnliche Mittheilungen gemacht worden, mit Herzog Christoph zu Wimpfen zusammen[2]), um sich förmlich zu verabreden, wie dem Eindringen des spanischen Prinzen widerstanden und auch dem Bischof von Arras die Verwaltung der Reichsangelegenheiten, die er noch immer besorgte, entrissen werden könne. Es waren, wie wir sehen, abermals Fürsten beider Bekenntnisse. Auch davon handelten sie, auf welche Weise man dem Zwiespalt über die Religion abhelfen könne, ob nicht doch wirklich durch ein Nationalconcilium, auch wider den Willen des Papstes. Sie bestärkten sich aufs neue in den Gesichtspunkten, die bei den Passauer Verhandlungen vorgewaltet.

Es leuchtet ein, wie viel ihnen dann daran liegen mußte, die Streitigkeiten zu verhüten, die bei der Rückkehr des Markgrafen, der nun seine von der höchsten Reichsgewalt bestätigten Forderungen noch viel trotziger geltend machte als früher, in Franken auszubrechen drohten.

1) Pfister Herzog Christoph p. 213.

2) Stumpf Diplomatische Geschichte des Heidelberger Fürstenvereines. Zeitschrift für Baiern 1817 V, p. 139.

Von dem Kaiser selbst dazu aufgefordert, nahmen die Fürsten diese Sache im Februar in Wimpfen, im März zu Heidelberg in langen Tagsatzungen in die Hand.

Sie waren in so weit auf der Seite des Markgrafen, als sie die Bischöfe zu bewegen suchten, die stipulirte Cession, wenn auch nicht durchaus, doch in der Hauptsache zu genehmigen.

Wäre es nur auf Würzburg angekommen, so würde man auch wohl dahin gelangt sein. Das Capitel war nicht abgeneigt, sich zu fügen; die Unterthanen fürchteten nichts mehr, als die Erneuerung des Krieges; der Bischof selbst besorgte die kaiserliche Ungnade.

Dagegen war der Bischof von Bamberg, Wigand von Redwitz, der die ihm entrissenen Aemter indeß wieder eingenommen, nicht herbeizubringen. Die Nachgiebigkeit von Würzburg machte auf ihn keinen Eindruck, da es bei diesem mehr auf Geld ankomme, bei ihm aber handle es sich um Land und Leute und alle fürstliche Regalien; — er wolle lieber todt sein, als diesen entsagen [1]).

Vergebens schlug man dem Markgrafen ein rechtliches Verfahren vor. Er bestand darauf, daß seine Gegner auf jeden rechtlichen Behelf Verzicht geleistet.

Höchstens zu einer Geldentschädigung wollte sich der Bischof verstehen. Aber dem Markgrafen kam es schimpflich vor, eine Landschaft, die ihm erst von seinen Verbündeten und dann von dem Kaiser versichert worden, gegen eine Geldzahlung aufzugeben.

Nur den Vorschlag ließ er sich gefallen, daß Bamberg das Recht der Wiederablösung haben, aber fürs Erste die Aemter ihm wieder überliefern solle. Da der Bischof von Bamberg diesen Vorschlag, wie sich denken läßt, zurückwies, so konnte auch Würzburg, durch alte Erbverträge beider Stifter gefesselt, seine Zugeständnisse nicht vollziehen.

Und nun meinte wohl der Markgraf, die vermittelnden Fürsten würden auf seine Seite treten. Sie waren aber weit entfernt, die Sache der Gewalt, die doch nur dem Kaiser zum Vortheil ausschlagen konnte, zu der ihren zu machen. Auch zu Heidelberg unterhandelten sie zugleich über die allgemeinen Angelegenheiten, die Succession im Reiche, die Entfernung des spanischen Einflusses. Und da nicht abzusehen war, wohin ein Wiederausbruch der Unruhen führen könne, so vereinigten sie sich wenigstens unter einander und mit den Churfürsten von Mainz und von Trier, ihre Neutralität gegen Jeden,

1) Actenstücke bei Hortleder II, vi, 27, nr. 76. nr. 80.

der sie angreifen werde, Niemand ausgenommen, gemeinschaftlich zu vertheidigen [1]).

Nicht ohne Zeichen des Unwillens ging Markgraf Albrecht von dannen: er war entschlossen, sich selbst zu helfen.

Im Monat April 1553 finden wir ihn bereits mitten in der wildesten Fehde.

Indem er würzburgisches Volk, das dem Bischof von Bamberg zuzog, bei Pommersfelden auseinandersprengte, ward er Herr im Stifte Bamberg; am 16. April fiel die Hauptstadt, gleich darauf auch die Altenburg in seine Hand; von dem ganzen Stifte hielt sich nichts, als Forchheim [2]).

Hierauf wandte er sich gegen Nürnberg, das sich mit den beiden Nachbarn, deren Unglück es getheilt, auch zum Widerstand vereinigte: einige hundert schlesische Reiter, die auf weitem Umweg durch Böhmen und das Eichstädtische der Stadt zu Hülfe heranzogen, jagte er erst auseinander und nahm sie dann großentheils in seine Dienste; darauf fand er auch hier keinen Widerstand: Laufen und Altdorf wurden gebrandschatzt und nachher doch noch in Brand gesteckt; fast alle Schlösser, kleinen Städte, Dörfer und Klöster des Würzburgischen wie des Nürnbergischen Gebietes geriethen im Laufe des Mai in seine Hand. Auch Schweinfurt, obgleich eine Reichsstadt, trug er kein Bedenken zu besetzen, als er fürchten mußte, daß es vielleicht sonst in die Hände neuer, von Niedersachsen her drohender Gegner gerathen würde.

Wenn die oberdeutschen Fürsten sich neutral hielten, so gab es doch einige andere im Reich, die nicht gemeint waren, ihn so ohne Widerstand um sich greifen zu lassen.

Der vornehmste war sein alter Kriegscamerad und Bundesgenosse Moritz.

In seinem Herzen überzeugt, daß der Kaiser ihm nie vergeben, vielmehr die erste Gelegenheit ergreifen werde, um ihn anzufallen und zu verderben, sah Moritz in der Verbindung desselben mit dem Markgrafen vom ersten Augenblick an Gefahr für sich selber. Ohnehin grollte Albrecht wegen des Passauer Vertrags, der mit jener ihm ursprünglich gegebenen Zusage in Widerspruch stand, und machte seinem Unwillen nicht selten in drohenden Reden Luft, die dann von dienstbeflissenen Leuten dem Churfürsten hinterbracht wurden, so daß

1) Der sogenannte Heidelberger Bund 29. März 1553.

2) Bischöfliches Ausschreiben bei Hortleder II, VI, 22, 1221.

sich dieser ein ganzes Verzeichniß davon anlegte[1]). Nicht, als hätte er jedem dieser Worte geglaubt, aber er fragte doch darüber einmal an, und gutes Blut machten sie nicht. Immer seinen Blick auf die kommenden Dinge gerichtet, meinte er in demselben Grade bedroht zu sein, in welchem der Markgraf mehr emporkam. Er entschloß sich, ihm bei Zeiten zu begegnen.

Moritz war kein Mann, dem es Scrupel gemacht hätte, eben die in Schutz zu nehmen, die einst im Einverständniß mit ihm angegriffen worden; er bot dem König Ferdinand, der mit dem Markgrafen bereits in offenen Hader gerieth, einen Bund an, in welchen die fränkischen Bischöfe eingeschlossen sein sollten.

Und noch an einer andern Stelle, in Niedersachsen, fanden sich Verbündete für diese Combination.

Auch über die Irrungen der braunschweigischen Edelleute mit Herzog Heinrich dem Jüngern hatte man in Passau Bestimmung getroffen, und zwar mehr zu Gunsten der ersten; eben darum aber hatte sie der Herzog nicht anerkannt: Zusammenkünfte, die man darüber hielt, hatten sich ohne Frucht zerschlagen, endlich war die Fehde wieder ausgebrochen, in der Graf Volradt sich der Edelleute annahm und den Herzog gewaltig bedrängte. Von den Verwandten desselben in Calenberg und Lüneburg nicht gehindert, von der Stadt Braunschweig unterstützt, brachte er in Kurzem den größten Theil der festen Häuser Heinrichs, sowie die vielbestrittenen Klöster Riddagshausen und Steterburg in seine Gewalt. Nur vergebens wendete sich der Herzog an den Kaiser, der damals vollauf beschäftigt war und aus Rücksicht auf Markgraf Albrecht sich mit dem niedersächsischen Kriegsvolk, das von diesem abzuhängen schien, nicht entzweien wollte. Eben dieses zweifelhafte Bezeigen des Kaisers aber verschaffte nun dem Herzog einen andern Freund an Churfürst Moritz. Geübt in Unterhandlungen dieser Art wußte Moritz den Grafen Volradt auf seine Seite zu ziehen: das Kriegsvolk desselben blieb, wie jenes Magdeburgische, eine Zeitlang ohne benannten Herrn; endlich, als es sich auflöste, ging es größtentheils in die Hände Heinrichs über. Hiedurch bekam dieser aufs neue das Uebergewicht, nahm seine Plätze wieder und griff nun seinerseits alle seine Gegner an, die Edelleute, die Städte und seinen Vetter von Calenberg.

Leicht verständigten sich hierauf Moritz und Heinrich auch über die fränkischen Angelegenheiten. Schon im März hat Herzog Heinrich

1) Langenn I, 557.

den Bischöfen seine Hülfe gegen einen Beitrag zu den Kriegskosten angeboten [1]); ohne Zweifel war dies ein Grund, weshalb der Bischof von Bamberg sich jeder Concession so entschieden widersetzte. Auch Moritz, der den Markgrafen mit einem beißigen Hunde verglich, gegen den sich Jedermann wehren müsse, versprach, ihnen einige Reitergeschwader und 10 Fähnlein Fußvolk zuzuführen.

Man sprach damals viel von einem neuen Bunde zum Schutze des Landfriedens, über den im Mai auf einer Zusammenkunft zu Eger ein ausführlicher Entwurf verfaßt worden ist. Er war wohl hauptsächlich darauf berechnet, unter diesem allgemeinen Titel noch andere Kräfte gegen den Markgrafen zu gewinnen. Der Kaiser wunderte sich, daß man die Bischöfe von Würzburg und Bamberg, die er einem oberdeutschen Verein vorzubehalten wünschte, in diesen mehr niederdeutschen Bund aufnehmen wolle, dagegen Johann Friedrich von Sachsen, der dahin gehöre, davon ausschließe. Andere machten andere Einwendungen [2]). Eigentlich waren nur der König, der Churfürst, die beiden Bischöfe, Herzog Heinrich und etwa der Graf von Plauen einzutreten bereit, alles Gegner des Markgrafen, diese aber waren auch ohne Bund einverstanden und schon allein mächtig genug.

Ohne Zweifel hatte der Markgraf zu fürchten, in Franken in Kurzem von allen Seiten, von Böhmen und Meißen, von dem anrückenden Kriegsvolk Heinrichs und neuen Streitkräften der Stadt Nürnberg angegriffen zu werden. Er faßte den seiner Natur sehr entsprechenden Entschluß, dies nicht zu erwarten, sondern vielmehr dem vornehmsten Feinde, der jetzt allein gerüstet war, dem Herzog von Braunschweig, selber zu Leibe zu gehen und sich nach Niedersachsen zu werfen.

Was ihn dazu vermochte, war die sichere Aussicht, dort Verbündete zu finden. Die Mutter Erichs von Calenberg, geborne

1) Schreiben Heinrichs an Wrisberg, mit dem er damals wieder gut stand, 12. März. Losius Ehrengedächtniß Beil. nr. 41.

2) Nach Bucholtz VII, 124 wäre der Bund doch zu Stande gekommen: Sonnabend nach Cantate. Im Archiv zu Berlin findet sich aber ein mit allen Siegeln versehener Abschied, worin es heißt: „Dieweil etzliche von uns, den Gesandten, mit vollkommenem Befelch nicht versehen gewest und etzliche vorstehender unsicherheit halber sich auf die punct, so in handelung unvorsehenlich vorgefallen, bei iren herrn und obern notturftiges beschaits nit haben erholen mögen, als hatt der schluß dieser handellung unumbgehenlich auff ein andere Zusammenkunft mussen verschoben werden." Ein ausführlicher Entwurf ward auch dem Kaiser mitgetheilt. Die nächste Zusammenkunft sollte 24. Juli sein.

Markgräfin von Brandenburg, damals in zweiter Ehe mit dem Grafen Poppo von Henneberg vermählt und in Schleusingen wohnhaft, selber von Herzog Heinrich in ihrem Witthum beeinträchtigt, vermittelte ein gutes Vernehmen zwischen Albrecht und ihrem Sohn.

Sich wohl vorsehend, das Gebiet des mächtigen Moritz nicht zu berühren, nahm Albrecht seinen Weg am Gebirge über Arnstadt, Mansfeld, Halberstadt; bei Braunschweig stießen 1000 Reiter Erichs zu ihm; in Hannover hatte er mit diesem selbst die erste Zusammenkunft. Sie verständigten sich vollkommen. Mit vereinten Kräften und mit Hülfe der Städte brachten sie ein Heer zusammen, mit dem sie unverzüglich, anstatt Herzog Heinrichs, Herren im Felde wurden und Jedermann in Schrecken setzten. Die nöthigen Geldmittel wußten sie sich auf ihre Weise zu verschaffen. Das Capitel von Halberstadt hatte dem Markgrafen bei seinem Durchzug eine ansehnliche Summe zahlen müssen; in Minden erbeutete er 50000 Thaler Brandschatzungsgelder, welche für Herzog Heinrich aufgebracht waren.

Auch politisch und religiös nahm der stürmische Kriegsmann da noch einmal eine sehr merkwürdige Stellung ein.

Während früher die Charaktere namhafter Deutschen sich eigentlich nur durch das Maß von Thatkraft und Energie, oder von Treue und Hingebung, das ihnen beiwohnte, unterschieden, wurden sie in unserer Epoche dadurch gebildet, daß ein Jeder in religiöser Hinsicht eine Partei zu ergreifen, sich selbst zu bestimmen hatte. Ganz andere Elemente der geistigen Welt, geschärft durch die Gegensätze, auf die sie stießen, drangen dadurch in das persönliche Leben ein. Und dazu kam dann für die Evangelischgläubigen, da der Kaiser ihren Tendenzen zuweilen versteckt, zuweilen ganz offen Widerstand leistete, jener Zwiespalt zwischen weltlichem Gehorsam und religiöser Ueberzeugung, dessen wir oben gedachten, in welchem die Geister, aufs neue zu eigener Entscheidung und Wahl aufgerufen, entwickelt oder zersetzt oder wenigstens geprüft wurden.

Von Albrecht sollte es zwar scheinen, als habe ihn die Religion nur wenig gekümmert. Wir finden ihn früh in der Gesellschaft martialischer Kriegshauptleute, welche die ihnen entgegenwachsende kräftige Natur des jungen Fürsten an sich zogen. Wie hätte auch ein Nachkomme des Albrecht Achilles, von dessen weidlichen Thaten man seine jugendliche Aufmerksamkeit oft unterhalten haben wird, der Sohn des tapfern Markgrafen Casimir, sich entschließen können, an der kleinen Hofhaltung zu Neustadt an der Aisch sparsame Wirthschaft zu führen und die Schulden seiner Väter abzutragen. Sobald

sein Alter es zuließ, finden wir ihn bei den Kriegszügen des Kaisers. Er ficht gegen die protestantischen Fürsten, wie gegen die Franzosen. In einer Eingabe an den Kaiser soll er sich wieder als gut katholisch bezeichnet haben.

Wer aber glauben wollte, daß er sich hiebei beruhigt hätte, würde die Kraft verkennen, mit welcher die evangelische Lehre in diesen Zeiten die Gemüther ergriff. Die Unterweisung eines guten Lehrers [1]), die er in erster Jugend genoß, hatte ihren Samen tief in seine Seele gesenkt.

Sichtbare Wirkung brachte es zwar auf den Fürsten nicht hervor, daß ihn der Hofprediger Körber bei dem Beginn des Schmalkaldischen Krieges vor allem Antheil daran warnte, denn derselbe werde wider die evangelische Lehre gemeint sein, aber es warf einen Stachel in sein Gemüth: „wider mein Gewissen", sagt er, „zog ich fort." Als er gegen Magdeburg aufbrach, stellte ihm der Prediger Wolfgang Rupertus vor, daß ein Krieg dieser Art nicht ohne Nachtheil des Leibes und der Seele geführt werden könne. Es ist eine wunderliche Mischung von Hohn und Glauben, wenn Albrecht ihm entgegnete: „Fahren wir zum Teufel, Pfaff, so sollst du mit uns fahren", und dann doch den Mann, der ihm ins Gewissen redete, wirklich als Feldprediger bei sich behielt. Einem andern, der ihn an die jenseitigen Strafen erinnerte, soll er gesagt haben, er werde seine Seele auf die Zäune setzen, die Himmel und Hölle scheiden, wer dann von beiden der stärkere sei, der möge sie zu sich herüberziehen, Gott oder der Satan.

Die Verflechtung der Religion mit so vielen andern Interessen des Besitzes und der Macht sieht er mit einer gewissen Ironie an und betrachtet auch die letzte als ein gültiges Motiv. Wenn er das Interim annimmt, so sucht er sich dadurch zugleich einen Vortheil über seine Vettern in Anspach zu sichern [2]); er hebt die weltliche Absicht hervor, welche auch bei den dieser Verordnung Widerstrebenden obwalte. Auf den Reichstagen, die damals zugleich gesellschaftliche Reunionen der Fürsten waren, die da in Aufwand wetteiferten, liebte er es, das Leben zu genießen, an den Banketten und Ergötzlichkeiten

1) Arnoldus, Vita Mauritii, bei Mencken II, 1252: a teneris annis literarum studiis informatus . . Leuthinger p. 106: in literis, artibus et evangelii doctrina. Opsopäus, ein guter Philolog, war sein erster Lehrer.

2) Vgl. sein von Voigt Albrecht Alcibiades I, 180—191 mitgetheiltes Schreiben an den Kaiser und den Herzog von Preußen.

Theil zu nehmen; er gab zuweilen selbst kostbare Gelage, bei denen wohl einmal Königin Maria, die Schwester des Kaisers, mit ihren Damen erschien — zum Verdruß seiner Rentmeister, die nicht wenig erschraken, wenn sie wieder eine Rechnung für florentinische Goldarbeiten und Kleinodien bezahlen sollten. Bei allem Anstoß, den seine religiöse und moralische Haltung erweckte, verschaffte er sich doch sonst durch sein ganzes Wesen Achtung und Aufmerksamkeit. Man bemerkte, daß er lieber höre als rede. Den, dem er sein Ohr lieh, faßte er zugleich scharf ins Auge, ohne jedoch Mißtrauen kund zu geben: er antwortete dann mit wenigen Worten, die durch den vollen Ausdruck der Wahrhaftigkeit unterstützt wurden: Mienen, Geberden und Worte, sagt ein Zeitgenosse, schienen nichts auszusprechen, als wovon sein Herz voll war[1]).

Im Feldlager des Kaisers machte er einen sehr kriegsmännischen Eindruck. Eine gedrungene Gestalt, weder zu groß, noch zu klein — von starkem Knochenbau: mit großen, rollenden Augen.

Seine Truppen, mit denen er Alles theilte, Hitze und Kälte, Hunger und Durst, hingen ihm dafür mit Hingebung an. Er sagte ihnen wohl: Keiner solle Mangel bei ihm leiden, so lange er noch ein Laib Brot im Zelte habe, auch nicht der Geringste, aber eben so wenig Einer ein Haar breit von seinen Befehlen abweichen, auch nicht der Oberste. Ueber Alles ging ihm die kriegsmännische Ehre. Die Hinrichtung Vogelsbergers konnte er dem Kaiser, der sie befohlen, und dem Lazarus Schwendi, der dazu geholfen, niemals vergeben. In Trier ist er in gutem Andenken geblieben; mit Vergnügen berichtet der gleichzeitige Chronist, wie er eines Tages die Rathsherren der Stadt, als er sie in Geschäften suchte, während sie beim Würfelspiel saßen, von der Straße her mit einem Schuß aus seiner Handbüchse, der durch das Fenster nach der Decke der Stube ging, an ihre Amtspflichten erinnerte. Auch noch eine andere Erzählung darf ich wohl aus dieser Chronik wiederholen, von einem Klostervorsteher, der bei der allgemeinen Verfolgung der Geistlichen doch Gnade bei ihm fand. Es war der Prior des Martinsklosters: er ging dem Eintretenden mit einem Becher des besten Weins entgegen. Der Markgraf kostete den Wein, ließ vier Ohm davon auf seinen Wagen laden und legte dann sein Siegel an die Klosterpforte, zum Zeichen, daß Niemand dieses Kloster antasten dürfe[2]).

1) Roger Asham, der ihn am kaiserlichen Hofe sah, Report and discourse (Works 25).

2) Gesta Trevirorum ed. Wyttenbach III, 14.

Indem er dem Kaiser Dienste that, wich er doch um kein Haar breit von der Linie ab, die sein reichsfürstliches Selbstgefühl ihm vorzeichnete. Carl V hat ihm einmal, um ihn in einem Moment der Unzufriedenheit zu begütigen, eine Stelle an seinem Hofhalt anbieten lassen. Er fragte: wie ihn denn der Kaiser zu etwas mehr machen wolle, als was er schon sei, nemlich Markgraf von Brandenburg.

Ueberhaupt standen seine Gedanken ihm hoch. Er hat einst der Thronerbin von England seine Hand angeboten[1]). Wenn er ein ander Mal an eine Vermählung mit der Schwester des Königs von Polen dachte, so hatte er dabei jene große Combination im Sinne, durch welche das gesammte Ordensland im Einverständniß mit Polen unter deutschen Einfluß, namentlich den Einfluß des Hauses Brandenburg, kommen sollte. Er dachte an die Nachwelt: man sollte es ihm nicht übel nehmen, wenn ihn ungünstige Darstellungen seiner Thaten, wie bei Avila oder auch bei Sleidan, verstimmten.

Er hatte sich dem Kaiser in der Hoffnung angeschlossen, dadurch seine Gnade und Förderung zu erwerben, im Reiche mächtig zu werden; allmählig ward er inne, daß er nichts zu erwarten habe. Nicht ohne eine innere Gewaltsamkeit riß er sich von ihm los.

Eines Abends speiste er mit dem kaiserlichen Commissar, Lazarus Schwendi, zusammen bei dem Herzog Ernst von Sachsen, dem Bruder Johann Friedrichs, auf dessen Veste Coburg. Er beklagte sich über den Kaiser, der sich um keinen andern Menschen kümmere, auf kein Verdienst Rücksicht nehme und Alle täusche. Der Herzog sagte, das sei wohl sein Ernst nicht. „Vetter", erwiederte der Markgraf, „wenn der Kaiser Wort hielte, so würden wir nicht jetzt hier bei Euch zu Gaste sein: denn eben diese Eure Veste und das Land, das dazu gehört, hat er mir versprochen." Er rief den anwesenden Commissar, der es wisse, zum Zeugen auf, und trank ihm darauf ein großes Glas Wein zu[2]).

Von einem andern seiner Gelage mit den beiden Albertinischen Brüdern Moritz und August, wußte das Volk zu erzählen. Eine schöne Jungfrau hatte sich dabei eingestellt, in grünem Gewand, und neben Albrecht Platz genommen. Aber ihre Tatzen verriethen, daß

1) Er ist es doch gewiß, auf welchen sich die Nachricht bei Strype (Eccl. Mem. II, 374) bezieht.

2) Erzählung von Roger Asham a. a. O. S. 30.

sie aus der Hölle stamme. „Seht ihr nichts?“ sagte August; „hin weg mit dir!“ „„Ihr habt mich gerufen““; sie verschwand[1]).

Auch an dem neuen Churfürsten hielt Albrecht nicht lange fest. Seine Politik ist unschwer zu begreifen. Er wendete sich von dem Kaiser ab, weil er statt der erwarteten Gnadenbeweise eher Ungnade von ihm erwarten mußte. Durch seinen Bund mit Moritz glaubte er freie Hand gegen die Bischöfe zu gewinnen. Der Passauer Vertrag, der diese sicherte, als sie beide verloren waren, erschien h m als ein Wortbruch des Churfürsten.

Aber dies Uebergehen von einer Allianz zur andern, dieser Widerstreit von Armuth und Aufwand, Dienstverhältniß und dynastischem Stolz, Recht und Gewalt, Abhängigkeit und hohen Entwürfen, worin Albrecht lebte: eine unbezähmbare Kriegsbegier und jene Uebertäubung der innern Stimme, die er doch immer hörte, gaben seinem ganzen Wesen einen Beigeschmack von Wildheit, der sich denn fortan an seinen Namen geknüpft hat.

Furchtbar anzusehen, ritt er an der Spitze seines Haufens daher: im Panzerhemd, eine Büchse und ein paar Faustkolben an seiner Seite; Sommersprossen und ein rother Bart bedeckten sein männliches Angesicht; weithin wallte sein blondes Hauptaar; er nahm wohl selbst eine Fackel zur Hand, um das nächste Dorf seiner Feinde anzuzünden.

Das war nun einmal noch der barbarische Gebrauch dieser Zeiten.

Merkwürdig! bei alle dem hing das gemeine Volk ihm an. Er war ein Charakter, dem man seine Fehler nachsieht, weil man sie von keiner Bosheit herleitet. In dem Hasse gegen die geistlichen Machthaber traf er mit den populären Leidenschaften zusammen. Er wußte das sehr wohl und trotzte darauf.

Jetzt war er wieder vollkommen Protestant. Seine Anwesenheit im Calenbergischen bezeichnete er damit, daß er die Abschaffung des Interim vermittelte, die Befreiung der Prediger, die noch immer auf ihren Bergfesten im Gefängniß schmachteten, überhaupt die Durchführung des protestantischen Princips. Auch Erich trat, wie seine sorgsame Mutter vorher berechnet, unter dieser Einwirkung zu dem evangelischen Glauben zurück.

Auf Albrechts Seite stand noch einmal die Combination, die Johann Friedrich 1547 stark gemacht: die evangelischen Städte an

1) Bei Voigt I, 237 sieht man, wie allgemein und fest man an diese Erscheinung glaubte.

der See und im innern Lande, alle eifrig Evangelischen bis nach Böhmen.

Ferdinand hegte einen Augenblick die Furcht, bei der weitverbreiteten Bewegung, die sich abermals in dem gemeinen Volke kund thue, dürfte es dem Markgrafen nicht schwer sein, an der Spitze desselben einen allgemeinen Umsturz zu bewirken.

Und dabei behandelte ihn der Kaiser mit aller Rücksicht und Schonung. Er konnte sich nicht mehr weigern, Edicte gegen den Landfriedensbruch zu erlassen: sorgfältig jedoch vermied er — es erregte allgemeines Erstaunen — den Markgrafen darin zu nennen.

Eben aber diese energische Haltung, die weitaussehenden Beziehungen des Nebenbuhlers wollte Moritz auf keine Weise sich entwickeln und befestigen lassen; gute Worte, die ihm derselbe gab, vermochten nichts über ihn. Oeffentlich sprach auch er hauptsächlich von dem Bruche des Landfriedens, den er rächen, von der Ruhe, die er herstellen müsse; trat man aber darüber in Unterhandlung, wie Markgraf Hans es that, so bemerkte man bald, daß für diesen Hader, der an die großen Gegensätze der europäischen Welt anknüpfte, kein friedlicher Austrag zu hoffen sei.

War Albrecht mit dem Kaiser, so war Moritz noch immer mit Frankreich verbündet.

Schon Anfang September des Jahres 1552, unmittelbar vor der Rückkehr des Landgrafen Philipp, noch im Einverständniß mit dessen Sohn Wilhelm, welcher die Meinung hegte, ihre Sachen seien noch nicht aufs Trockene gebracht, hatte sich Moritz aufs neue an Heinrich II gewendet und diesem, wie er sich ausdrückt, „eine andere gründlichere Verständniß“ angetragen [1]). Bald darauf erschien ein französischer Abgeordneter, Cajus de Virail, hauptsächlich in der Absicht, die Hülfleistungen, welche der Kaiser damals noch vor Metz erwartete, rückgängig zu machen. Moritz ergriff diese Gelegenheit, um jenen Antrag, jedoch für sich allein [2]), nur noch förmlicher zu wiederholen. Er versprach nicht nur, so viel an ihm, keine Hülfe von Reichswegen wider den König zu leisten, vielmehr dafür zu sorgen, daß diesem selbst so viel deutsches Kriegsvolk zuziehe, als er brauche; er wiederholte auch die in dem Vertrag von 1551 gemachte Zusage, daß der König den Titel eines Reichsvicarius haben und

1) Memorial für Johann Gametz Freiherrn v. d. Marck. (Dr. A.)

2) Es ist sehr hypothetisch, wenn es bei den Versprechungen heißt: „mit denen Fürsten, so sich mit in Bund geben möchten.“

bei der nächsten Wahl, wenn er es wünsche, selber zur Würde eines Hauptes im Reich erhoben werden solle: wogegen er sich die Beschützung seines Landes und seiner Leute und die Zahlung eines namhaften Jahrgeldes ausbedang. Und sehr geneigt erklärte er sich, hiebei persönlich mitzuwirken. Obgleich er den Bund, den er schließen will, als Defensivbund bezeichnet, so erbietet er sich doch, wenn dem König auf das nächste Frühjahr mit einem Heer von 4000 M. z. Pf. und 12000 z. F. gedient sei, dasselbe aufzubringen, wie sich das unter dem Vorwand, daß er von seinem Vetter Johann Friedrich Gefahr zu besorgen habe, ganz gut thun lassen werde, und zur bestimmten Zeit am Rhein zu erscheinen [1]). Der König, der sich indeß in Metz auch ohne eine solche Hülfe behauptet, ging auf diese Anerbietungen nicht so rasch ein, wie der Churfürst wünschte. Im Laufe des Winters schickte Moritz Volradt von Mansfeld, der noch immer den Titel eines Dieners der französischen Krone führte, nach Frankreich, um die Sache aufs neue in Anregung zu bringen. Auch Volradt fand anfangs Schwierigkeiten, und es liefen Briefe ein, nach denen Moritz schon fürchtete, sein Antrag werde ausgeschlagen werden; es reute ihn fast, schon so viel Geld auf die Vorbereitungen verwandt zu haben, als er gethan. Indem aber wurden die Franzosen andern Sinnes. Am 21. Mai 1553 leistete Graf Volradt dem König einen neuen Diensteid. Heinrich II wünschte nichts mehr, als daß ihm jene Mannschaften zugeschickt würden, die Moritz versprochen; am 13. Juni ordnete er Bevollmächtigte nach Metz ab, die mit den Gesandten, welche Moritz dahin schicken werde, verhandeln sollten. Um die Sache zu beschleunigen, begab sich Graf Volradt, begleitet von einem französischen Edelmann, persönlich nach Deutschland zurück. Wir haben mehrere Briefe, in denen er gleichsam von Station zu Station der französischen Regierung von seiner Reise Nachricht giebt. Anfang Juli erreichte er den Churfürsten, als dieser eben im Begriff war, mit seinem Heere gegen Albrecht anzuziehen. „Ich finde ihn", schreibt er dem König am 4. Juli, „in allen Dingen, welche die Ehre und den Vortheil der Krone Frankreichs betreffen, vollkommen wohlgesinnt, und entschlossen, von diesem Kriege nicht abzustehen, ehe nicht die Irrungen zwischen derselben und dem Reiche ausgemacht sein werden [2]).

1) Memorial, damit der Cajus v. Wyraill von Chf. Moritzen dieses Verstendnuß halben nach Frankreich abgefertigt worden. (Dresdener Archiv.) Undatirt, aller Wahrscheinlichkeit nach vom December.

2) Schreiben Graf Volradts bei Mencken Scr. R. G. II, 1421.

Der König hatte, wie einst Albrecht, so jetzt Moritz zu einem Angriff auf die Niederlande aufgefordert; ein märkischer Rittmeister, Thomas von Hodenberg, versichert, es sei wirklich die Absicht des Churfürsten, dahin vorzudringen, und zwar von Niederdeutschland aus, sobald er nur mit Markgraf Albrecht fertig geworden: schon habe er Leute abgeschickt, um den Weg zu untersuchen, namentlich die Furten und Pässe zu bezeichnen, welche man im Voraus einzunehmen habe [1]).

Die Anhänger des Hauses Oestreich hegten über seine Entwürfe die schlimmsten Vermuthungen. Der alte Fugger hat dem König Ferdinand gesagt, die Absicht des Churfürsten werde sein, ihn, den König, zu verdrängen und sich selber einzusetzen.

So viel ist richtig, daß, wenn man nach dem letzten Ziel der beiden Nebenbuhler fragte, Niemand es hätte nennen können.

Man erstaunte, wenn man sah, daß der römische König den Churfürsten mit Kriegsvolk unterstützte, während der Kaiser den Markgrafen ganz offenbar begünstigte.

Aber indem der Markgraf sich an den Kaiser hielt, nahm er zugleich die Evangelischen in Niederdeutschland in Schutz, und schien nach einer popular-protestantischen Macht zu trachten. Konnte das der Sinn des Kaisers sein?

Und indem der Churfürst die Hülfe Ferdinands annahm, machte er zugleich dem König von Frankreich Hoffnung auf die deutsche Krone, wovon man in Oestreich keine Ahnung hatte. Er, der so eben die Waffen für den Protestantismus getragen und durch einen glücklichen Schlag die Fesseln gesprengt, die man ihm angelegt hatte oder noch anlegen wollte, stand jetzt mit den fränkischen Bischöfen und mit jenem Heinrich von Braunschweig im Bunde, der von jeher als einer der größten Verfolger der Protestanten betrachtet worden war.

Den Vortheil hatte Moritz, daß er den Landfrieden und den bestehenden Besitz vertheidigte, während Albrecht Ansprüche verfocht, die, im Augenblick der Noth mit Gewalt erworben, vor keinem Gerichtshof zu Recht bestehen konnten und durch die Einwilligung des Kaisers noch lange nicht gesetzlich begründet wurden.

Wenn Moritz siegte, so war das Ansehen des Kaisers vollends vernichtet, und sofern es zu dem besprochenen Unternehmen auf die Niederlande kam, die Grundlage seiner Macht höchlich gefährdet.

1) Auch der Kaiser sagt, er habe gehört „que si ledit duc Mauris surmontoit le dit marquis, il devoit venir assaillir mes pais de Geldern.“ (An Ferdinand 26. Aug. 1553.)

Schlug dagegen Albrecht den Gegner aus dem Felde, so hätte wohl ein allgemeiner Sturm auf die Bisthümer beginnen können, ja der ganze in Folge der letzten Kriege gegründete Besitzstand wäre in Frage gestellt worden: alle Feinde des Churfürsten würden sich erhoben haben.

Unter diesen Aussichten rückten die beiden Kriegshäupter im Juli 1553 wider einander.

Moritz hatte seine meißnische und thüringische Ritterschaft zu Halle, Merseburg und Sangerhausen gemustert: in Sangerhausen sammelten sich alle seine Haufen zu Fuß und zu Pferd, und nahmen ihren Weg nach dem Eichsfeld. In Giboldehausen vereinigten sich die fränkischen, in Eimbeck die braunschweigischen Schaaren mit den seinigen. Das gesammte Heer mochte nun achttausend M. z. F. und achthalbtausend Reisige zählen, eingeschlossen tausend böhmische Reiter, welche Heinrich von Plauen im Namen des römischen Königs herbeiführte.

Markgraf Albrecht lag vor dem festen Haus Petershagen, und war eben bei Tisch, als ein Edelknabe des Churfürsten ihm dessen Verwahrungsschrift brachte. Albrecht fragte ihn, ob der Churfürst wirklich Pfaffen und Husaren zu Haufen gebracht. „Ich sollte dir wohl mehr geben", sagte er dem Knaben, dem er vier Kronen schenkte, „aber ich brauche mein Geld jetzt selbst, und dich werden die Franzosen beschenken."

Indessen, daß er sich den Sieg versprochen hätte, dürfte man nicht glauben. Nur an Fußvolk sah er sich seinem Feinde gewachsen, an Reiterei, davon er nur 3000 M. zählte, obwohl er vor Kurzem von den Niederlanden her verstärkt worden, war ihm dieser bei weitem überlegen.

Eben deshalb faßte er den Gedanken, seinen Gegner an günstiger Stelle vorbeizugehen und sich in seinem Rücken durch das Stift Magdeburg auf dessen Erblande zu stürzen.

Sehr wohl aber erkannte Moritz diese Gefahr; eine Furt in der Nähe von Sievershausen, welche Albrecht überschreiten mußte, um nach dem Magdeburgischen zu gelangen, nahm er glücklich noch vor ihm ein. „Er muß weichen", heißt es in einem seiner Briefe, „oder er muß schlagen". Moritz erfüllte sich mit der Schlachtbegier, die ihn immer bei der Annäherung eines Feindes ergriff. Man hat ihn mit dem Kriegsroß verglichen, das nicht mehr zurückzuhalten ist, wenn es das Wiehern der feindlichen Pferde gehört hat. Als der Gegner herankam — am 9. Juli —, vergaß er den Beschluß des

Kriegsrathes, denselben in der günstigen Stellung, die man genommen, zu erwarten, und stürzte sich ihm selber entgegen. Ohne Mühe warf er eine Abtheilung der Albrechtischen Fußvölker über den Haufen. Daß nun aber hiedurch die churfürstliche Schlachtordnung gestört ward, setzte den Markgrafen in den erwünschtesten Vortheil. Jetzt rückte er seinerseits vor, drang in die churfürstlichen Reiter ein und warf sie, unterstützt von dem Westwind, der den Feinden den Staub in die Augen trieb; er nahm wirklich mit seinem Vortrab, dem aber der Gewalthaufe auf der Stelle nachdrückte, die Furt in Besitz, an der ihm Alles zu liegen schien.

Hiewieder aber setzten sich nun der Churfürst und Herzog Heinrich in Person mit dem besten Volke unter den Hoffahnen von Braunschweig und Sachsen in Bewegung. An dem engen Orte kam es zu einem stürmischen Zusammentreffen, in welchem die Reiter ihre Büchsen und Pistolen mit vielem Erfolg gegen einander brauchten. Mancher wußte nicht, ob er Feind oder Freund getroffen. Die Churfürstlichen verloren ihre besten Leute, — zwei Söhne des Herzogs von Braunschweig, — Friedrich von Lüneburg, der die Fahn von Moritzens Leibwache trug, erhielt zwei tödtliche Stiche von einem Landsknecht, — den letzten Grafen von Beichlingen, Johann Walwitz, der einst Leipzig vertheidigt, und viele andere; aber sie waren an Zahl überlegen: die rothe Binde mit den weißen Streifen, die der Churfürst führte, behielt den Platz.

Damit war aber das Geschick noch nicht erfüllt. In dem wilden Getümmel des Reitergemenges, man wußte nicht, ob nicht gar aus einem Rohr seiner eigenen Leute, war Churfürst Moritz von einer Kugel getroffen worden; in einem Zelt, das man ihm unweit an einem Zaune aufgeschlagen, vernahm er den Sieg der Seinen; dann brachte man ihm die erbeuteten Banner und Fähnlein, auch die Papiere des Markgrafen, die er eifrig durchsuchte; er hatte die Genugthuung, noch den Siegesbericht in seinem Namen abfassen zu lassen[1]); allein die Wunde, die er empfangen, war gefährlicher, als er selber glauben mochte: schon am zweiten Tage nach der Schlacht brachte sie ihm den Tod. Man sagt, sein letztes Wort sei gewesen: „Gott wird kommen!" Ob zur Strafe, oder zur Belohnung, oder zur Lösung dieser wirren irdischen Händel: man hat ihn nicht weiter verstanden.

1) Schreiben des Churfürsten vom 7. Juli bei Langenn II, 360, 9. Juli u. a. bei Mencken II, 1427.

Eine Natur, deren Gleichen wir in Deutschland nicht finden. So bedächtig und geheimnißvoll; so unternehmend und thatkräftig; mit so vorschauendem Blick in die Zukunft, und bei der Ausführung so vollkommen bei der Sache: und dabei so ohne alle Anwandlung von Treue und persönlicher Rücksicht: ein Mensch von Fleisch und Blut, nicht durch Ideen, söndern durch sein Dasein als eingreifende Kraft bedeutend. Sein Thun und Lassen ist für das Schicksal des Protestantismus entscheidend gewesen. Sein Abfall von dem ergriffenen System brachte dasselbe dem Ruine nah; sein Abfall von dem Kaiser stellte die Freiheit wieder her. Wenn er jetzt wieder hauptsächlich mit katholischen Fürsten verbündet war, so würde das ohne Zweifel nicht sein letztes Wort gewesen sein: unberechenbare Möglichkeiten hatte dieser mächtige und geistreiche Mensch noch vor sich: — da, im Momente des Sieges, in voller Manneskraft, kam er um.

Es war immer ein großer Erfolg des Sieges, daß die Macht des Markgrafen dadurch gebrochen war, und alle Gedanken, die sich an dieselbe knüpften, in das Nichts zerrannen.

Eine noch viel größere Entscheidung, auch für den Moment, lag aber im Tode des Churfürsten.

Was würde daraus geworden sein, wenn Moritz am Leben geblieben, wirklich nach den Niederlanden vorgerückt wäre und sich dort mit den französischen Heeren, die sich zu entsprechender Zeit in Bereitschaft setzten, vereinigt hätte?

Nachdem sich der König von Frankreich der drei andern Städte, die ihm zugesprochen waren, bemeistert hatte, dachte er jetzt auch die vierte, von der in seinem Bunde mit Moritz die Rede gewesen, Cambrai, zu erobern. Ende August setzte sich seine Macht, ungefähr 40000 M. stark, dabei vier deutsche Regimenter unter dem Rheingrafen und Reiffenberg, ohne sich lange bei Bapaulme und Peronne aufzuhalten, geradezu gegen jene Stadt in Bewegung und forderte sie auf, ihm als dem Beschützer der Freiheit, deren sie von dem Kaiser beraubt worden sei, ihre Thore zu öffnen. Wie sehr kam es da dem Kaiser zu Statten, daß jener Angriff von Deutschland her, mit dem Moritz umgegangen, nun nicht wirklich eintrat. Er behielt seine Hände frei, wie er sich auch schon selber auf das Beste gerüstet hatte. Die Franzosen wagten doch das Lager, das er bei Valenciennes aufsuchte und in welchem er selber erschien, nicht anzugreifen. Bald trat Regenwetter ein, und sie sahen sich genöthigt, unverrichteter Dinge zurückzugehen [1]).

1) Das fünfte Buch der Memoiren von Rabutin und die Auszüge

Ihre Verbindung mit den deutschen Fürsten, die von einem so mächtigen Oberhaupt wie Moritz festgehalten, noch sehr gefährliche Folgen hätte nach sich ziehen können, löste sich damit weiter auf.

Aber auch dem Kaiser konnte nun von dem geschlagenen Albrecht keine besondere Hülfleistung zu Theil werden, wenn er ja überhaupt darauf gerechnet hat. Vielmehr hatte er durch sein Verhältniß zu demselben, die Duldung seines offenbaren Landfriedensbruches, die Wiederherstellung ungerechter und schon von ihm selber vernichteter Verträge seinem reichsoberhauptlichen Ansehen unendlich geschadet.

Um so mehr fühlte man das Bedürfniß, die noch obschwebenden Irrungen wo möglich ohne seinen Einfluß zu beseitigen.

authentischer Documente, die sich in der Ausgabe von 1788 (Bd. 38, p. 400) dabei finden, erläutern diesen Feldzug.

Viertes Capitel.

Allmählige Beruhigung der deutschen Territorien.

Gewiß, ein schweres Unternehmen, in Deutschland Friede zu stiften, bei den starken Gegensätzen, die es theilten, den gegenseitigen Beleidigungen, die man rächen wollte, der Kriegsbegier der Truppen, die im Felde standen, und dem starren Sinn der Häupter.

Das erste Ereigniß, wodurch die Dinge doch eine friedliche Wendung nahmen, lag in dem Regierungswechsel in Sachsen, dem Eintritt des Herzogs August, Bruders von Moritz.

August war wohl nie ganz einverstanden mit seinem Bruder. Gegen die Strenge wenigstens, mit welcher dieser auf die den Vettern nachtheiligste Ausführung der Wittenberger Capitulation drang, hat er sich einst ausdrücklich erklärt [1]); man meinte, durch eine Reise, die er kurz vor dem Ausbruch der letzten Fehde nach Dänemark unternahm, habe er sein Mißvergnügen darüber kund gegeben [2]). Sei dem wie ihm wolle: als er jetzt zurückkam, fand er sein Land durch die Steuern, Hülfleistungen und unaufhörlichen Kriegszüge so ganz erschöpft und seine Casse mit so unerschwinglichen Lasten beladen, daß er, und zwar, wie er selbst erzählt, im ersten Augenblick, bei sich beschloß, Friede zu machen [3]).

1) Schreiben bei Arndt: de variis principum Saxoniae controversiis' Doc. p. 21.

2) ut eventum belli, quod sine suo consilio et voluntate susceptum esset, e longinquo specularetur. Stephanius Contin. Craghii.

3) Propositio ufm Landtage zu Dreßden Donnerstag nach Ostern 1554: „Und wie wohl wir dieselbe Zeit eine kleine Regierung gehapt (vor 7 Jahren), so hatten wir doch . . zu dem liebsten gerathen, gefordert und geholfen, das frid und einigkeit in diesen Landen und der ganzen deutschen Nation wer er-

Auch hatte er freilich weniger Haß auf sich gezogen und daher weniger zu fürchten als sein Bruder.

Unmittelbar nach der Sievershauser Schlacht sandte Johann Friedrich seinen ältesten Sohn nach Brüssel und ließ auf den Fall, daß der Kaiser nicht durch einen besondern Tractat mit August daran gehindert werde, um die Rückgabe der Churwürde und der verlornen Lande bitten, wofür sein Haus dem kaiserlichen ohne Aufhören dankbar sein werde. Der Kaiser antwortete ihm: auch August sei in der Belehnung mit der Churwürde begriffen: Johann Friedrich werde nichts von ihm verlangen, was gegen seine Ehre und Pflicht laufe[1]).

Wie hätte auch der Kaiser wagen können, einen Fürsten, der ein so starkes Heer in den Händen und so ausgebreitete Verbindungen hatte, sich zum Feinde zu machen?

August war sehr bereit, seine Vettern mit größerer Nachgiebigkeit zu behandeln, wie denn darüber sogleich Unterhandlungen eröffnet wurden, die bald zu der erwünschten Abkunft führten: die Chur, welche ihm schon übertragen war, hätte er sich nie wieder entreißen lassen.

Da ein Versuch hiezu nun aber nicht zu befürchten stand, so hatte auch der Krieg für ihn keinen Sinn mehr.

Die Verbindung seines Bruders mit Frankreich setzte er, so viel wir sehen können, keinen Augenblick fort.

Man stellte ihm vor, es dürfte ihm keinen guten Ruf machen, wenn er den Krieg mit Markgraf Albrecht, in welchem sein Bruder gefallen, so bald abbreche; von den Räthen, die er fand, waren sowohl die, welche die französische, als die, welche die deutsch-östreichische Allianz wünschten, Heideck so gut wie Carlowitz, für eine Fortsetzung des Krieges[2]); König Ferdinand drang darauf. Dagegen forderte die Landschaft, die an dem Krieg so wenig Gefallen gehabt

halten worden. Da es aber anders erfolget und sider des ein krig aus dem andern verursachet, das auch diese lande erbermlich verterbet, mordt, brand und andre treffenliche beschwerung erleyden und ertragen müssen, dorin sind wir billig entschuldiget, den es ist am tage, das wir derzu keine ursach gegeben, sondern nicht ein geringes mitleiden in unserm gemüthe gehapt." — Er sagt nur, daß er den neuen Krieg gegen Albrecht nicht erwartet; bei seiner Rückkehr habe das Kriegsvolk monatlich 64000 G. gekostet. — „Haben bei uns beschlossen durch Gottes Hülf und Gnade den Frieden nicht abe noch auszuschlagen sondern zu förbern." (MS. der Bibl. zu Berlin.)

1) Schreiben des Kaisers an Ferdinand 26. Aug. 1553.

2) Diese Verhältnisse theilte Landgraf Philipp dem Dr. Zasius mit. Schreiben desselben 12. Oct. bei Bucholtz VII, 536.

wie August, und von dem Markgrafen, der sich furchtbar zu machen gewußt, mit einem Einfall bedroht wurde, auf einer Versammlung zu Leipzig, August 1553, dringend den Frieden[1]). Von den alten Räthen waren doch einige, wie Komerstadt und Fachs, auf ihrer Seite. Sie gaben August Rückhalt genug, um bei seinem ersten Entschluß zu verharren. Unter Vermittelung des Churfürsten von Brandenburg und des Königs von Dänemark kam ein Vertrag zu Stande, zu Brandenburg am 11. September, in welchem August Frieden mit Albrecht einging, mit dem Versprechen, die Truppen, die er abdanken werde, nicht den Feinden desselben zulaufen zu lassen, und unter einigen andern dem Markgrafen ganz günstigen Bedingungen, „als eine Vorbereitung", wie es in dem Vertrage heißt, „des wieder aufzurichtenden allgemeinen Friedens."

An die Vollziehung des Egerschen Bündnisses, das eine feindselige Richtung gegen den Markgrafen gehabt, war nun vollends nicht zu denken. Eine Versammlung zu Zeitz, die dazu anberaumt war, kam, so viel ich finden kann, gar nicht zu Stande.

Vielmehr, da auch Landgraf Philipp, der seinem Schwiegersohn Moritz allerdings eine kleine Hülfe gegen Albrecht geleistet, sich jetzt mit diesem aussöhnte, konnte man daran denken[2]), die alte Erbverbrüderung der drei Häuser Brandenburg, Sachsen und Hessen, deren erste Gründung einst zur Beruhigung des nördlichen und östlichen Deutschlands schon so viel beigetragen und deren Auflösung den Unfrieden allgemein gemacht hatte, wieder zu erneuern, und zwar jetzt in entschieden protestantischem und zugleich deutschem Sinne.

Dagegen faßte König Ferdinand, der in diesem Augenblick nach einigem Schwanken der Stände in den Heidelberger Bund aufgenommen ward, die Hoffnung, denselben zu einer Erklärung gegen den Markgrafen zu bewegen. Sollte aber dieser Bund, von dem einst Albrecht Hülfe gehofft, sich jetzt so enge an Oestreich anschließen? Mächtige Mitglieder, wie die Churfürsten von Mainz

1) Die Städte führten zu Gemüth: do die beschwerlichen last uff den unterthanen lenger ligen, und die kriege continuirt, wurde es die lenge nicht ertragen, und endlichen s. churf. Gn. ein wust ledig und blos land behalten, und sprechen die Hofnung zu S. Ch. G. aus, sie werden gnedigst bedacht seyn auff die wege des fridens und das man auß dem krieg komme und der trefflichen unkost und ander beschwerung enthept. (Sächsische Landtagsacten von 1553. MS. der K. Bibl. zu Berlin.)

2) Der siebente Artikel des Vertrages (bei Hortleder II, IV, 14) bestimmt dies ausdrücklich.

und Trier, fühlten die Wunden noch allzu wohl, welche ihnen durch den ersten Einfall des Markgrafen geschlagen worden, wo kein Mensch ihnen Hülfe geleistet; sie hatten bei dessen Rückzug ihre Neutralität versprechen müssen, und waren gesonnen, dieselbe zu halten. Zuerst auf einer Versammlung der Räthe zu Ladenburg, hierauf auf einer Zusammenkunft der Fürsten zu Heilbronn — die Churfürsten von der Pfalz und von Mainz, die Herzöge von Würtemberg und Baiern waren persönlich, von Jülich und Trier nur die Räthe erschienen — ward über eine neue Verbesserung und Erweiterung des Bundes gerathschlagt. Allenfalls der Herzog von Baiern scheint geneigt gewesen zu sein, sich dem Wunsche des römischen Königs zu fügen, von den Uebrigen aber wollte Keiner daran: die Clausel, daß die Neutralität gegen beide Theile, die fränkischen Verbündeten und den Markgrafen, beobachtet werden solle, ward zuletzt in aller Form erneuert [1]).

Wie in dem nördlichen, so bildete sich hiedurch in dem östlichen Deutschland eine Vereinigung, deren Princip der Friede war.

Den Bemühungen des Hauses Brandenburg gelang es nicht, Albrecht wie mit August, so auch mit seinen übrigen Feinden zu versöhnen: aber es war nun wenigstens dafür gesorgt, daß diese Fehde nicht weiter um sich greifen konnte: es waren ihr bestimmte Grenzen gezogen.

Innerhalb derselben ließ die Entscheidung nicht lange auf sich warten. Am 12. September kam es noch einmal zu einem Treffen zwischen Herzog Heinrich und dem Markgrafen in der Nähe von Braunschweig. Man erzählt, Albrecht habe bei seinem Angriff auf eine Meuterei gerechnet, die sich im Heere des Herzogs, dem es an Geld fehlte, entsponnen: noch zur rechten Zeit aber sei der Nürnbergische Kriegszahlmeister eingetroffen, durch welchen Reiter und Knechte befriedigt und wieder freudig gemacht worden. Genug, der Markgraf fand seinen Feind nicht allein an Zahl überlegen [2]), hauptsächlich mit Fußvolk und Geschütz auf das Beste versehen, sondern auch dieser Truppen sicher, entschlossen und muthvoll. Bei Geitelde und Steterburg trafen sie auf einander. Die Braunschweiger stiegen

1) Schreiben des Zasius a. a. O. p. 542. Die Actenstücke des Tages allein wären ohne diese Erläuterungen nicht zu verstehen.

2) Nach einem Schreiben von Mandelslo an Markgraf Johann, Braunschweig 13. Sept., hatte der Herzog 1500 M. z. F., 3000 z. Pf. und ein gutes Feldgeschütz, der Markgraf 2000 Pf. Tobias Olfen giebt dem letzten nur 1200 Pf.

auf ihre Zinnen und Thürme, um den Gang des Gefechts zu beobachten. Albrecht schlug mit gewohnter Tapferkeit: zweimal warf er den Anfall des Feindes zurück, und fast alle Fahnen desselben sanken; aber auch hier wie bei Sievershausen entschied die Ueberlegenheit der Zahl: dem dritten Anfall konnte er nicht widerstehn. Der Herzog behauptete die Wahlstatt und schoß Victoria, daß in Braunschweig die Fenster erzitterten.

Dieses Ereigniß ward aber für Niederdeutschland hauptsächlich dadurch entscheidend, daß Markgraf Albrecht, durch ungünstige Nachrichten von seinen Erblanden vermocht, den Beschluß faßte, dahin zurückzukehren.

Herzog Heinrich war und blieb zuletzt doch Herr und Meister im Felde.

Unverzüglich wandte er sich gegen Braunschweig; doch hätte es ihm wohl schwer werden sollen, mit seinem Geschütz, das er abermal auf einem nahen Berge aufpflanzte, die Stadt zur Ueberlieferung zu zwingen. Dagegen kam ihm seine Verbindung mit dem fränkischen Bunde, der sich seiner Kriegskräfte zu bedienen wünschte, für einen friedlichen Austrag zu Statten. Erasmus Ebner von Nürnberg leitete eine Unterhandlung ein, an welcher auch bald die umliegenden Städte, auch Goßlar und Hildesheim Theil nahmen. Der Herzog selber war milder geworden, und da auch er seine Wiederherstellung wenigstens guten Theils protestantischer Hülfe, der des gefallenen Churfürsten und der Stadt Nürnberg verdankte, mußte er wohl von der Heftigkeit ablassen, mit der er sonst die Bekenner der neuen Lehre verfolgt hatte. Ohnehin waren die Braunschweiger nicht gemeint sich seiner Gnade zu überlassen. Als der Entwurf des Vertrags in einigen wesentlichen Punkten abgeändert zu ihnen zurückkam, beschlossen sie, lieber mehr Volk zu werben und den Krieg aufs Aeußerste fortzusetzen. Hierauf fühlte sich Heinrich bewogen, den Vertrag anzunehmen, wie sie ihn vorgeschlagen.

So kam eine Streitsache zu Ende, welche alle norddeutschen Gebiete seit so vielen Jahren in Athem gehalten. Der Herzog hatte den Städten die Veränderung der Religion nicht nachsehen wollen, sondern vielmehr eben bei dieser Gelegenheit sie völlig in seine Hände zu bringen gedacht. Dadurch waren die Städte bewogen worden, auch ihm die Anerkennung seiner Oberherrlichkeit zu versagen; Wechsel der Uebermacht und der Herrschaft waren hier zahlreicher eingetreten, als irgendwo sonst. Jetzt aber entschloß sich der Herzog, die veränderte Religionsübung und die alten verbrieften Gerechtsame anzu-

erkennen; wofür man auch ihm hinwieder seine Ehre gewährte. Die Abgeordneten der Bürgerschaft thaten einen Fußfall; er sagte ihnen, er vergebe ihnen von Herzen und wolle fortan ihr gnädigster Herr sein und bleiben. Am 29. October ward zu Braunschweig das „Herr Gott, dich loben wir" unter Paukenschlag gesungen: in allen Kirchen dankte man Gott, daß er den „güldnen" Frieden wieder schenke [1]).

Schon früher war Herzog Erich durch Verwüstung seines Gebietes zu einem Abkommen genöthigt worden: so vielfachem Vorgang mußten jetzt auch die Edelleute folgen. Heinrich wandte das Geld, das ihm sein alter Gegner, Landgraf Philipp, zum Abtrag zahlte, zu ihrer Befriedigung an.

Hier fürs Erste gesichert, nahm Heinrich nun den Weg nach Franken, wohin ihn seine Bundesverwandten dringend einluden.

Er hätte unterwegs Gelegenheit nehmen können, sich an seinen alten Gegnern, dem Grafen Albrecht von Mansfeld und Johann Friedrich, zu rächen. Auch schien es wohl, als habe er dies im Sinn: er drohte alles zu verheeren, was dem Grafen gehöre, seinen besondern Antheil an dem Hause Mansfeld auszubrennen; dem gewesenen Churfürsten warf er neue Verbindungen mit Albrecht vor und forderte eine unerschwingliche Brandschatzung. Allein die Worte waren schlimmer als die Handlungen. Die Zeiten waren vorüber, wo Herzog Heinrich nur seinen Leidenschaften folgte: jetzt hörte er auf Entschuldigungen und Fürbitten. Für dies Mal blieben die Albrechtischen Besitzthümer unzerstört; mit Johann Friedrich ward ein „endlicher, ewiger und gütlicher Hauptvertrag" aufgerichtet, in welchem er mit einer leidlichen Zahlung wegkam.

Dergestalt zog sich die ganze Entscheidung nach Franken, wo indeß der Krieg zwischen Albrecht und den Verbündeten sehr ernstlich fortgegangen war.

Zuerst hatten die Völker der Bischöfe und der Stadt in Abwesenheit des Markgrafen die Uebermacht im Felde erlangt, und den Landen desselben vergolten, was er in den ihren gethan. Als sie Neustadt an der Aisch eroberten, nahmen sie sich gar nicht einmal die Zeit, die dahin geflüchteten Güter unter sich zu vertheilen, sondern sie brannten die Stadt mit denselben unverzüglich auf. Mit Ferdinandeischem Kriegsvolk war ihnen Heinrich von Plauen vom Voigtland her zu Hülfe gekommen, hatte Hof eingenommen und sich im Namen des römischen Königs daselbst huldigen lassen.

1) Tobias Olsen 77.

Hierauf aber, unter dem doppelten Antrieb dieser Nachrichten und der in Niedersachsen erlittenen Niederlage, die ihm dort keine Hoffnung übrig ließ, war Albrecht zurückgekommen.

Wie erschraken die Plauenschen Söldner, die ihrer Eroberung sicher, sich vor den Thoren von Hof gütlich thaten, schmausten und zechten, als der Markgraf, den sie weit entfernt wähnten, plötzlich mit der niederdeutschen Reiterschaar, die den eilenden Ritt mit ihm gemacht, erschien und sie aus einander sprengte. Seine Wuth gegen diesen Plauen, „einen Deutschböhmen, der sein von beiden Theilen zusammengeraubtes Fürstenthum nur immer weiter ausbreiten wolle", kannte keine Grenzen; dagegen bewies er den Bürgern, die sich ziemlich gut vertheidigt hatten, alle Anerkennung, die sie verdienten. Er hoffte es noch dahin zu bringen, daß er ihnen alle ihre Verluste erstatten könne. Er hatte noch Baireuth, Culmbach, die Plassenburg, wohin er jetzt das in Hof erbeutete Plauensche Geschütz führen ließ, Schweinfurt und Hohenlandsberg. Bald erfuhren seine Feinde, daß er wieder da war: er entriß ihnen kleine Festungen, wie Lichtenfels; den ganzen Aischgrund hinauf trieb er Beute von ihnen zusammen.

Hätte nur ein Andrer indeß den Krieg in Niederdeutschland an seiner Stelle geführt.

Da das nicht der Fall war, so geschah, was er durch seinen Zug eben hatte verhindern wollen: der Fürst, der dort ihn geschlagen, erschien nun doch, und zwar mächtiger und angesehener als je, in Franken.

Bald mußte Albrecht fühlen, daß er der Verbindung so vieler Feinde nicht gewachsen war.

Im Felde erlitt er am 7. November bei Lichtenfels eine Niederlage; bei Culmbach gelang es ihm, nur eben sich durch die Feinde durchzuschlagen. Hierauf flüchteten die Einwohner von Culmbach ihre fahrende Habe auf die Plassenburg und steckten ihre Wohnungen in Brand. Wie Culmbach, so fiel Baireuth und von neuem auch Hof in die Hände der Feinde.

Und indem erschien das lange zurückgehaltene Urtel des Kammergerichts, durch welches Markgraf Albrecht wegen seiner landfriedensbrüchigen eigengewaltigen Thaten in die Acht erklärt, sein Leib, Hab und Gut Jedermann preisgegeben ward.

Albrecht scherzte, als er davon vernahm, aber bisher waren diese Urtel noch immer vollstreckt worden, und daß auch ihm nicht wohl dabei ward, zeigt die grenzenlose Wuth, in die er gerieth. Er befiehlt den Hauptleuten seiner Truppen, sie sollen den Pfaffen, seinen Feinden, „zum glücklichen Neujahr ein zehen Orte anstecken oder

zwanzig; sie sollen ein Feuer anzünden, daß die Kinder im Mutterleibe einen Fuß an sich ziehen oder auch beide.“ „Wenn man mich verdirbt“, rief er aus, „wohlan, so will ich bewirken, daß auch andre Leute nichts haben.“

Seine Stammesvettern und die Heidelberger Verbündeten suchten auch jetzt noch einen Austrag zu Stande zu bringen: und zweimal ward im Anfang des Jahres 1554 darüber Verhandlung gepflogen; aber die Gegner wollten dem gefährlichen Nachbar, den sie jetzt nach Wunsch eingetrieben, unter keiner andern Bedingung einen Stillstand gewähren, als daß seine Ruhe von seinen Verwandten verbürgt werde und er selber die Waffen niederlege.

Dazu wollte er sich nimmermehr verstehn. Noch hielt er an allen seinen Ansprüchen, Brief und Siegel, die er habe, fest. Die Anmuthung, den Kaiser dieser Verschreibungen zu entlassen, die ihm von dem Hof zu Brüssel zugleich mit dem Versprechen, einen alten Rückstand zu zahlen, zukam, wies er mit Entrüstung ab[1]); dem Bischof von Arras, dem er Schuld gab, erst ihn in seiner Absicht gegen die Bischöfe bestärkt und dann diese zum Widerstand gegen ihn ermuntert zu haben, ließ er entbieten, er werde durch keines Andern als seine, des Markgrafen, Hand den Tod finden.

Ein Zustand, worin denn freilich nichts anderes als ein verzweifelter Entschluß zu erwarten war.

Wie in den beiden vorigen Jahren, so suchte der König von Frankreich auch zu dem neuen Feldzug, welchen er 1554 zu unternehmen beabsichtigte, Hülfe aus dem innern Deutschland. An wen hätte er sich, nachdem Moritz gefallen war, eher wenden können, als an den Markgrafen?

Einen nahen Anlaß bot das Geschäft der Ranzionirung des Herzogs von Aumale dar, der bisher noch immer gefangen gehalten worden: — bald aber war man ohne Zweifel noch über andre Dinge einverstanden. Den Nachrichten zwar, welche König Ferdinand seinem Bruder mittheilte[2]), als sei die Abrede, daß Albrecht dem Beispiel der Farnesen folgen und die französischen Fahnen in seinen Plätzen fliegen lassen, dafür aber mit französischem Geld zur Fortsetzung seines Krieges unterstützt werden solle, dürfte man nicht unbedingten Glauben beimessen. Albrecht wenigstens hat erklärt, der

1) Albrecht an seine Obersten 30. März 1554 bei Hortleder II, VI, 25, nr. 45.

2) Bucholtz VII, 151.

Tractat, mit dem man sich trage, werde in Nürnberg oder von seinem Feinde Arras geschmiedet worden sein. Aber wahr ist, und er selber gesteht es unumwunden, daß er die französischen Anträge nicht völlig von sich wies[1]). Die Meinung, vom kaiserlichen Hofe mißhandelt, vom Reiche mit Vernichtung bedroht zu sein, und der trotzige Wunsch, die Waffen um jeden Preis in der Hand zu behalten, trieben ihn zu diesem verzweifelten Schritte. Doch könnte man nicht sagen, worauf die Verabredungen gegangen sind. Es scheint, als seien einige frühere Verbündete im Verständniß gewesen, wie Johann Albrecht von Mecklenburg, Erich von Calenberg. Auch die alten Kriegsobersten suchte Heinrich II zu gewinnen, deren Name bei jeder neuen Bewegung erscheint, Christoph von Oldenburg, Wrisberg, von dem wir einen Brief haben, worin er dem Kaiser gar nicht verhehlt, daß er mit fremden Fürsten in Unterhandlung stehe. Bis an die Grenzen von Polen und Pommern waren Musterplätze eingerichtet, wohin die Landsknechte bereits ihren Lauf zu nehmen begannen; überall sah man garbende Reiter: bald machte sich der Markgraf selbst wieder nach Niederdeutschland auf den Weg. Aus einer Instruction für einen nach Deutschland bestimmten Abgeordneten sehen wir, daß sich der König sogar der Antipathien der deutschen Linie des Hauses Oestreich gegen den Kaiser zu bedienen dachte[2]).

Wie sehr aber waren die Verhältnisse in Deutschland seit jenem ersten Bunde verändert. Jetzt wandte sich der allgemeine Widerwille bereits gegen Heinrich II selbst, der drei Städte des Reiches in Besitz behalten hatte, und unter der Hand immer weiter um sich greifen zu wollen schien. Die Leute, mit denen er in Verbindung trat, waren bereits geschlagen und auf das Aeußerste gebracht, sie bedurften eher Hülfe, als daß sie deren hätten leisten können.

Und schon war Herzog Heinrich allen ihren Werbungen zuvorgekommen. Georg von Holle und Willmar von Münchhausen brachten ihm hauptsächlich mit fränkischem Geld zwei große Regimenter zu Fuß, Hilmar von Quernheim und Liborius von Münchhausen 1200 Pferde

1) Schreiben Albrechts an den Kaiser vom 22. April: „Ob nun durch dies alles ich als ein armer verlaßner verderbter und verjagter Fürst, der vermög der Acht genzlich ausgetilkt werden soll, zum höchsten dazu gedrungen die wege zu suchen, das ich mein Aufenthaltung und Schutz haben möge, wo ich halt den find, das wirdet niemands unparteilich verdenken können." (Arch. zu Berlin.)

2) Instruction au comte de Roquendolf, pour offrir secours au Roy de Boheme, contre l'Empereur. Ribier II, 507.

auf; einige Reitergeschwader schlossen sich ihm persönlich an; eine Anzahl Landsknechte hatten sich den Winter über im Verdenschen unterhalten. Mit dem Frühjahr suchte er alle Diejenigen heim, die er für Anhänger des Markgrafen oder gar des Königs von Frankreich hielt: die Herzoge von Lauenburg und Lüneburg, welche der Verbindung mit Albrecht entsagen, Städte wie Hamburg und Lübeck, welche nicht unbedeutende Summen zum Abtrag alter Feindseligkeiten zahlen mußten, Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, im Bunde mit dem Bruder desselben, Johann Ulrich, der sich Antheil an der Landesregierung erkämpfen wollte. Vergebens bot Johann Albrecht seine Ritterschaft auf: Niemand wollte seine Pferde gegen einen Feind satteln, mit dem einer ihrer Landesfürsten verbündet war[1]). Dabei behielt Herzog Heinrich Leute genug, um auch nach andern Seiten hin Musterplätze zu zerstören, z. B. einen in Tangermünde, Albrechtische Reiter nirgends aufkommen zu lassen.

Merkwürdiger Anblick, wie der alte Parteigänger sich jetzt als Executor der Reichsordnungen aufgestellt hat, von Ort zu Ort zieht und alles erdrückt, was sich empören will[2]).

Und nun endlich sprach auch der Kaiser sich aus. Er hatte doch noch gewartet, bis Albrecht ihm seine Dienste förmlich aufkündigte. Hierauf erst (18. Mai) erließ er die Mandate zur Execution der über ihn gesprochenen Acht.

Das Schicksal Albrechts neigte sich zu seiner Katastrophe. In Niederdeutschland etwas auszurichten, durfte er jetzt nicht mehr hoffen. Die Absicht ging ihm durch den Kopf, mit den ausgewanderten Protestanten, die bei ihm waren, sich nach Böhmen oder Schlesien zu werfen; aber auch da war man vorbereitet, ihn zu empfangen. Es blieb ihm nichts übrig, als sich nach Franken zurückzuwenden: mit ein paar hundert Reitern, die sich ihm in Ilmenau zugesellt, gelangte er Anfang Juni nach Schweinfurt.

Bereits seit ein paar Monaten ward diese Stadt auf das Ernst-

1) Chyträus 529. Rudloff III, I, 140.

2) Er klagt jedoch, „das er in jüngster seiner Noth so gar von der kaiserlichen Majestät verlassen, und auf sein vielfeltig ansuchen nicht 3 oder 4 tausend G. anlehensweise bekommen mögen." Schreiben Schwendis an Königin Maria, Wolfenbüttel 5. Mai (Arch. z. Br.). Auch sprach der Herzog sehr ernstlich von dem Mißtrauen, so der ks. Mt. von wegen des Markgrafen Handlung und das er sogar nicht über Acht und Reichsordnung halte auf dem Halse liege, der Kaiser sollte sich seiner Pflicht gemäß der Executionssache annehmen.

lichste von bischöflichem und Nürnbergischem Volk belagert. Noch wehrten sich die Truppen Albrechts standhaft; auch die Einwohner nahmen mit Eifer an der Vertheidigung Theil, besonders nachdem sie den ersten Schrecken überwunden, in den sie anfangs durch die in die Stadt geschleuderten Feuerkugeln versetzt worden[1]). Schon war aber der größte Theil der Wehren auf den Thürmen zerschossen, und nur mit großer Behutsamkeit konnte das Geschütz noch bedient werden; die Lebensmittel fingen an zu mangeln, Krankheiten rissen ein und nicht immer wollte das Kriegsvolk ohne Besoldung dienen. Der Markgraf sah wohl, daß auch hier seines Bleibens nicht sei.

Er hoffte noch, sei es denn nun, daß er Grund dazu hatte oder sich einer Täuschung hingab, in Rothenburg Zuzug erwarten zu können. Dahin brach er in der Nacht zum 13. Juni mit allen den Seinen von Schweinfurt auf. Aber die Feinde waren ihm, und zwar auch, was er nicht gemeint, an Reiterei viel zu überlegen, als daß sie ihn dahin hätten entkommen lassen. Schon auf der sandigen Haide zwischen Volkach und Kissingen holten sie ihn ein. Sie hatten 1500 Hakenschützen bei sich, die man die freien Schützen nannte, und die nun hier die besten Dienste leisteten. Auf der Stelle waren die Landsknechte Albrechts auseinandergesprengt und seine Reiter warfen sich in die Flucht; sein Geschütz, sein Silber, seine Briefschaften und Kleider fielen dem Feinde in die Hände. Mit Mühe rettete er sich selbst über den Main. Indessen ward Schweinfurt, obgleich von den Truppen verlassen, von den Feinden ohne Erbarmen in Brand gesteckt.

Acht Tage später mußte auch die letzte Culmbachische Feste, das alte Schatz- oder Archivhaus, die Plassenburg, sich ergeben. Für die Verbündeten, deren Altvordern wie sie selber seit Jahrhunderten von dieser Burg her befehdet und bedrängt worden, ein erwünschter Anblick, als die Flammen über die Zinnen aufstiegen.

Denn ganz im eigentlichsten Sinn mit Feuer und Schwert führte man in diesen Zeiten den Krieg.

Markgraf Albrecht erschien, doch nicht mehr als ein Kriegsanführer, sondern nur als ein Verbannter und Hülfesuchender, in

1) Kilian Göbel Bericht von der Belagerung, bei Reinhard Beyträge zur Historie Frankenlandes II, p. 239: „Wurden letzlich Kufen voll Hammelhäut eingeweicht und lauter befunden zum Löschen. Auch wurdt der Vortheil also erlernet, daß, alsbaldt sie (die Kugeln) fielen, man wissen konte, ob man sie müste verschiesen lassen oder ob man sie vor dem Schiesen mit löschen möge angreiffen oder nicht."

Frankreich. Wenigstens nahe gekommen sind ihm noch später sehr weitaussehende Entwürfe, doch ist er niemals wieder im Felde erschienen. Vielmehr erhoben sich ihm allmählig die religiösen Gedanken, mit denen seine Jugend genährt worden, in aller ihrer ursprünglichen Stärke. Er sah sein Unglück als eine Strafe Gottes an, dessen Wort er einst verfolgt hatte; er rechnete nach, wie Viele von denen, die den Zug nach Magdeburg mitgemacht, vor der Zeit umgekommen seien. Das schöne Kirchenlied, durch das er bei den evangelischen Gemeinden in gutem Andenken geblieben ist, zeigt ein nach herber Prüfung wieder gefaßtes, den göttlichen Rathschlüssen in Leben und Tod vertrauendes Gemüth.

Indessen hatte in Deutschland der fränkische Bund die Oberhand. Er nahm kraft kaiserlichen Indultes die Landschaft des Markgrafen in vorläufige Verwaltung; — auch ließ er sich nicht abhalten, bei einigen Ständen, welche ihm anfangs beigetreten, später aber sich wieder abgesondert, wie der Stadt Rothenburg und dem Deutschmeister, sein Recht mit Gewalt zu suchen. Schon fürchtete Christoph von Würtemberg, gegen den Herzog Heinrich alte Ansprüche erhob, überzogen zu werden: er ordnete bereits sein Kriegsvolk in verschiedenen Aufgeboten; aber das Kammergericht und der Heidelberger Bund nahmen sich nachdrücklich seiner an. Vier Monate lang hielt der Bund Kriegsvolk im Felde, bis jede Gefahr eines Angriffes vorübergegangen.

Herzog Heinrich begnügte sich, die ihm näher gesessenen alten Gegner heimzusuchen, den Grafen von Henneberg, Wolfgang von Anhalt, Albrecht von Mansfeld, mit dem er jetzt mehr Ernst machte, und dessen Städte.

Und so viel wenigstens ward hiedurch erreicht, daß nun auch die fränkisch-niedersächsischen Länder, wo kein Vertragen möglich gewesen, in Folge der Entscheidung der Waffen beruhigt wurden.

Ueberhaupt neigte sich alles zum Frieden. Die territorialen Streitigkeiten in Deutschland, die bisher mit den großen religiösen Fragen oder den politischen Gegensätzen von Europa in Beziehung gekommen, wurden jetzt von denselben abgelöst, und unter dem Einfluß der letzten Ereignisse, die keine große Veränderung weiter erwarten ließen, meistentheils zu Ende gebracht.

König Ferdinand hätte nicht in den Heidelberger Bund aufgenommen werden können, hätte er nicht zu einem Austrag seiner Streitigkeiten mit Würtemberg, auf das er seine alten Ansprüche selbst im Gegensatz mit dem Kaiser bisher festgehalten, endlich die

Hand geboten. Auf dem großen Landtag von 1554, von welchem überhaupt der Geldhaushalt von Würtemberg einigermaßen geregelt ward, dachte man auf die Mittel, die zur Ausgleichung mit Ferdinand nöthigen Zahlungen zu leisten.

Herzog Albrecht von Baiern, der in dieser Sache mit großem Eifer vermittelte, setzte die Politik seines Vaters weder gegen König Ferdinand, mit dessen Tochter er vermählt war, noch gegen die Pfalz fort. Wir finden nicht, daß er der pfälzischen Linie die Chur bestritten habe.

Den Katzenelnbogenschen Streit, der in allen verschiedenen Lagen der öffentlichen Angelegenheiten aufgetaucht, übernahmen jetzt, da es dem Kaiser mißlungen war, einige Mitglieder des Heidelbergischen Bundes, die Churfürsten von Trier und Pfalz, die Herzoge von Jülich und von Würtemberg, auszutragen. Am 25. October hielten sie die erste Sitzung darüber zu Frankfurt. Nach einiger Zeit brachten sie einen Entwurf zu Stande, der wirklich die Grundlage des Vertrages geworden ist, welcher einige Jahre später diese Sache geschlichtet hat [1]).

Noch bei weitem tiefer hatten die Irrungen der beiden sächsischen Linien in die allgemeinen Angelegenheiten eingegriffen. Der unwiderruflichen Entscheidung, welche die Waffen darin gegeben, trat im Februar 1554 eine Abkunft zur Seite, die den Frieden zwischen ihnen wiederherstellte. August gab der Wittenberger Capitulation eine seinen Vettern bei weitem günstigere Auslegung, als sein Bruder gethan. Jetzt erst empfingen sie Altenburg, Eisenberg, Herbsleben, Altstädt, das Recht der Einlösung von Königsberg und mehrere andere Zugeständnisse, die ihnen nach den harten Verlusten, die sie erlitten, doch wieder einigermaßen die Möglichkeit verschafften, als deutsche Fürsten fortzudauern [2]).

Absichten, wie sie Johann Friedrich auf Magdeburg gehegt, waren durch den Lauf der Dinge beseitigt. Der jüngste Sohn des

1) Arnoldi III, 147.

2) Proposition auf dem Landtag zu Dresden 1554: „Haben ein stattliches nicht angesehen und unß mit gemelten unsern lieben Vettern freundlich und in der Güthe aller unsrer Gebrechen, benant und unbenant, genzlich und zu Grunde vertragen lassen." Der härteste Artikel war der, nach welchem demjenigen Theil, der den Vertrag brechen würde, seine Landschaft „widder rettig noch hilflich" sein solle. „Gleichwol", sagt August, „haben wir dorein gewilliget, und wollen den Vortragk . . halten, thuen euch auch uf obberurten falh zu volge und vereinunge des Vortrags euer pflicht erlassen."

Churfürsten Joachim, Sigmund, noch von seinem Lehrer geleitet, trat als Erzbischof ein. Die Oberherrlichkeit über die Stadt theilten Joachim und August mit ihm. Im Jahre 1555 kam ein ausführlicher Vertrag, genannt das Tripartit, hierüber zu Stande.

Unter dem Schrecken der Anwesenheit der braunschweigisch-fränkischen Truppen in Boizenburg entschloß sich Johann Albrecht von Mecklenburg zu der lange verweigerten Theilung des Landes mit seinem Bruder Ulrich. Die Zwistigkeiten zwischen Lauenburg und Ratzeburg wurden dadurch beseitigt, daß der bisherige Bischof austrat und ein mecklenburgischer Prinz ihm nachfolgte. Auch hier wirkte Herzog Heinrich mit; indeß ließ man ihn auch hier nicht allzu weit um sich greifen. Die starke Haltung, welche Holstein annahm, hinderte ihn, dahin vorzudringen. Der Kaiser selbst, der jetzt zwar wieder mit Heinrich in Verbindung getreten war, aber auch mit Holstein gut stand, hätte es nicht gewünscht.

Durch den Gang, den diese Ereignisse genommen, geschah nun nothwendig, daß die Franzosen in dem Feldzug von 1554, wiewohl sie deutsche Truppen genug an sich zogen, doch keine Hülfe von dem innern Deutschland her empfingen.

Im Juni brach der König mit drei großen Heerhaufen in die Niederlande ein, die sich außer mehreren andern der festen Plätze Marienburg, Bouvines und Dinant bemächtigten. Dinant gehörte zu dem Bisthum Lüttich, das der König ungefähr aus demselben Gesichtspunkt ansah wie Metz und Cambrai, und dem er es nicht vergeben konnte, daß es mit dem Kaiser in so enge Verbindung getreten. Indessen sammelte der Kaiser, den die Nachrichten von den Niederlagen des Markgrafen von anderweiten Sorgen befreiten, alle seine Macht zu Namur. Er wollte jedoch sein Glück nicht nochmals auf einen Schlachttag wagen, und ließ geschehen, daß die Franzosen vor seinen Augen über die Sambre gingen und sich nach dem Hennegau zogen; sie bezeichneten ihren Weg mit Verwüstungen eben der blühendsten Orte, der Paläste zu Binche, der Gärten zu Marimont, welche sich Königin Maria mit großen Kosten eingerichtet hatte, — angeblich, um ähnliche Verwüstungen, die in Frankreich geschehen waren, zu rächen[1]); — dann aber ging das kaiserliche Heer, bei

1) Schreiben des Connetable an Brissac, gegen Ende Juli 1554: „Avons fait et faisons encores tous les jours de si beaux feux à 4 ou 5 lieues à la ronde du chemin.“ (Coll. univers. des mem. XXXVIII, p. 442.)

dem wir Graf Günther von Schwarzburg an der Spitze einer schwarzen Reiterschaar finden, die sich nicht wenig hervorthat, den Franzosen nach, drängte sich nach Artois, entsetzte Renty und drang zuletzt selbst in die Picardie ein.

Während dem hatten sich die Kreise, an welche die Executionsmandate des Kaisers gerichtet gewesen, zu Worms versammelt, um jeder Einwirkung, welche Frankreich vermöge seiner alten Verbindungen auf Deutschland ausüben könne, zu widerstehn. Sie vereinigten sich, daß dem Angegriffenen oder auch nur Gefährdeten von allen Andern unverzügliche Hülfe bis auf den Betrag eines doppelten Römermonats geleistet werden sollte.

Das war jedoch nicht mehr zu befürchten. Kriegsbandenführer konnten sich vielleicht für Frankreich erheben; dagegen war eine nachhaltige Verbindung eines mächtigen Fürsten mit diesem Lande jetzt nicht mehr zu besorgen.

Nach alle dem, was geschehen, und worüber man sich vereinigt, hatte Keiner mehr weder die alten Antriebe, einen Bund dieser Art einzugehn, noch auch Aussicht, dadurch etwas zu erreichen.

Da aber der Kaiser hiezu nur wenig beigetragen, und auch er seinerseits des Reiches nicht mehr mächtig war, so geschah, daß das Schwanken der allgemeinen Verhältnisse Deutschland überhaupt nicht mehr so unmittelbar berührte und ergreifen konnte wie bisher. Es blieb mehr sich selber überlassen.

Und hiedurch waren die Dinge so weit gereift, daß man daran denken durfte, endlich auch die große Frage, von der die allgemeine Unruhe hauptsächlich ihren Ursprung genommen, die religiöse, zur Entscheidung zu bringen.

Fünftes Capitel.

Reichstag zu Augsburg 1555.

Im Sturme des Krieges war die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer religiösen Aussöhnung entsprungen: schon der Passauer Vertrag war die Frucht desselben; durch die beiden seitdem entstandenen Bündnisse, das Heidelbergische und das fränkisch-braunschweigische, in welchen Stände des einen und des andern Bekenntnisses einander zu Hülfe gekommen, hatte sie weiteren Grund und Boden gewonnen: wie ganz anders als einst, da das Nürnberger und das Schmalkaldische Bündniß die exclusiv confessionellen Gegensätze repräsentirten, und gegen einander in die Waffen zu bringen drohten; allein mit alle dem war doch noch nichts ausgemacht, noch befestigt: nach mehr als zwei Jahren war es noch nicht zu dem Reichstag gekommen, dem der Passauer Vertrag die wichtigsten Festsetzungen vorbehalten hatte; Vielen däuchte es schon wieder gefährlich, daß ein so eifrig katholischer Fürst wie Herzog Heinrich zuletzt das Schwert in der Hand hielt und sich an allen seinen alten Feinden rächen durfte.

Als endlich König Ferdinand, dem der Kaiser volle Gewalt ertheilt hatte „abzuhandeln und zu beschließen: absolute: ohne alles Hintersichbringen", den versprochenen Reichstag eröffnete, zu Augsburg den 5. Februar 1555, schien ihm an dem Religionsfrieden wenig zu liegen; bei weitem größeren Nachdruck legte er in seiner Proposition auf die Erneuerung des Landfriedens und eine durchgreifende Executionsordnung. Einrichtungen zur Sicherstellung des Besitzstandes gegen Unternehmungen wie die letzten, wurden wie von ihm, so von der Majorität der Fürsten, besonders den geistlichen,

gefordert [1]). Was der fränkische Bund vollbracht, die Stellung und Verfahrungsweise Herzog Heinrichs, hatte deren ganzen Beifall.

Auf einem Kreistage zu Frankfurt gegen Ende 1554 war ein Entwurf in diesem Sinne vorgelegt worden, der die Macht in wenigen Händen vereinigt hätte, nach der Wahl der ständischen Mehrheit in den Kreisen: die geistlichen Fürsten, welche zahlreich erschienen waren, wünschten, daß vor allem andern dieser Entwurf auf dem Reichstag vorgenommen und durchgeführt würde.

Unmöglich aber durften die Protestanten dies geschehen lassen, oder auch nur überhaupt die Einrichtung einer starken executiven Gewalt zugeben, ohne vorher über die wichtigste gesetzliche Frage, den religiösen Frieden, beruhigt zu sein. Unter den Umständen jener Zeit mochten die Gegner, da das Gedächtniß an die letzten Ereignisse noch frisch war, wohl nicht daran denken, die Protestanten zu bekriegen; aber wie leicht konnten die Dinge sich ändern: eine starke Reichsgewalt in katholischen Händen, gegen die sie nicht rechtsbeständig gesichert waren, konnte ihnen einmal so gefährlich werden, wie es der Kaiser geworden war.

Es sieht wie eine nichtsbedeutende Formfrage aus, wenn man vorläufige Berathungen darüber eröffnete, welcher Gegenstand zuerst vorgenommen werden solle, der Religionsfriede oder der Landfriede, aber es ist eine Differenz, welche die Summe der Dinge berührt.

Die Protestanten fürchteten, wenn über den Landfrieden beschlossen sei, werde man ihnen den Religionsfrieden erschweren, vielleicht, ehe derselbe bewilligt worden, den Reichstag abbrechen.

In dem Churfürstenrath wurde auch diese Angelegenheit, wie jetzt alle andern, zuerst vorgenommen, lange jedoch ohne Erfolg; fünf Mal ward Umfrage gehalten, ohne daß man zu einer Mehrheit hätte gelangen können; schon geschah der Vorschlag, daß man die verschiedenen Meinungen dem Fürstenrath referiren solle.

1) Brandenburgische Räthe, Jacob Schilling, Christoph von der Straßen, Timotheus Jung und Lambert Distelmeier, letzten Februar: „Im Fürsten Rhat seind die hendel .. albereith so weith underbauett, das sie dahin votiren, das man den Artikel des Landfriedens am ersten vor handen nehmen .. sol." Die sächsischen Gesandten, 21. Februar: „Die im Fürsten Rath haben sich anfangs fast blos geben, was sie des merern theil fürhaben, nemlich allein die handhabung des Landfriedens in weltlichen Dingen zu beschließen, denn daran ist der Kön. Mt. und den fränkischen Ainungsverwandten allein gelegen, und so es durch einen ausschuß dahin gereichte, das sie die andern zu überstimmen hetten, so glauben wir, das sie den Frieden in Religionssachen diesmal nit worden schließen wollen."

Die weltlichen Stimmen, welche auf die Priorität des Religionsfriedens drangen, hatten jedoch den Vortheil, daß ihre Forderung den vorhergegangenen Beschlüssen besser entsprach. In dem Passauer Vertrage hieß es, daß der Reichstag die Religionssache bald anfangs vornehmen solle; sie erinnerten ihre geistlichen Collegen, daß auch sie jene Abkunft „bei ihren fürstlichen Ehren, in guter rechter Treue und bei dem Worte der Wahrheit bekräftigt": würde man von derselben auch nur in Einem Punkte abweichen, so würde Alles, was darin bestimmt sei, zweifelhaft oder ungültig werden. Dazu kam, daß das Collegium, wenn es sich entzweite, an seiner Autorität verlor, was den geistlichen Mitgliedern so wenig erwünscht war, wie den weltlichen.

Churfürst Johann von Trier, ein geborner Isenburg, der auch sonst als ein gemäßigter und vaterländisch gesinnter Mann erscheint, wie wir denn wohl anführen dürfen, daß ihn Sebastian Münster wegen der Förderung rühmt, die er ihm vor den meisten andern Fürsten zu seiner Kosmographie gethan, erwarb sich das Verdienst, endlich, bei der sechsten Umfrage, auf die Seite der weltlichen Stimmen zu treten. Dadurch war die Mehrheit entschieden; doch hatte es auch dabei nicht sein Verbleiben: Cöln und Mainz folgten dem Beispiele Triers nach. Ganz einhellig und in solchen Ausdrücken, in welchen alle Andeutung einer ursprünglichen Verschiedenheit der Ansichten vermieden war, faßten die Churfürsten den Beschluß, daß am Reichstag zuerst über den beharrlichen Religionsfrieden berathschlagt werden solle. In dem Fürstenrathe fehlte es nicht an Einwendungen dagegen [1]). Besonders machte man geltend, daß der Profanfriede zunächst bedroht sei und daher die nächste Fürsorge erfordere; kaiserliche Schreiben und neue Zeitungen wurden eingebracht, nach denen ein unmittelbarer Friedensbruch bevorstehen sollte. Auch meinten wohl Einige, sei erst der Religionsfriede beschlossen, so werde man auf die Einrichtungen des Landfriedens nicht mehr Bedacht nehmen.

1) Die sächsischen Gesandten bemerken: Herzog Heinrich von Braunschweig hat sich noch besonders „unnütz gemacht". Die brandenburgischen bezeichnen den Erfolg in ihrem Schreiben vom 13. März mit diesen Worten: „dabei aber gleichwol so viel abgearbeitet, das wir nunmehr (späterer Zusatz: sonderlich im Churfürstenrathe) einigk seien, das die handlung dieses reichstags nach der ordnung und inhalt der Passauischen handlung und Abschiedes zu dirigiren und zu richten, item, das in keinen ausschuß zu bewilligen (d. h. der Gesammtheit), item, das die frankfordisch handlung gar hinwegzuthun, welches die vornehmsten punkte unsrer Instruction."

Und wenigstens diese letzte Besorgniß brachte auf die geistlichen Churfürsten einen gewissen Eindruck hervor. Aber die weltlichen gaben ihnen ihr Wort, daß nach der Festsetzung des Religionsfriedens die Berathung über den Profanfrieden unfehlbar folgen solle. Aller Widerrede zum Trotz mußten am Ende auch die Fürsten sich fügen. Es hat acht Tage lebhaften Kampfes gekostet, ehe man so weit kam; der Ausfall desselben aber gab nun auch für die Hauptsache, zu der man nunmehr schritt, eine größere Sicherheit.

Berathungen über den Religionsfrieden.

Von allen Forderungen, welche die Protestanten jemals aufgestellt, war die wichtigste, daß ihnen ein nicht mehr durch die Aussicht auf eine conciliare Beschlußnahme beschränkter, sondern ein unbedingter immerwährender Friede bewilligt würde.

Nicht als hätten sie mißkannt, wie wünschenswerth für die deutsche Nation eine religiöse Wiedervereinigung wäre; aber sie wollten dieselbe nicht mehr von einem Concilium erwarten: schon in Bezug auf den Glauben nicht, für den sie eine festere Grundlage gewonnen, als die in der leicht von zufälligen Einflüssen zu bestimmenden Entscheidung hoher Prälaten lag; eben so wenig aber für die äußeren Verhältnisse der Kirche, wo die Abweichungen, die sie getroffen, das ganze Wesen ihres Staates bedingten.

Von allgemeinem Standpunkt angesehen, war die Frage die: ob es in der abendländischen Christenheit noch ein als unfehlbar betrachtetes höchstes Tribunal geben sollte, dessen Entscheidungen für Jedermann verpflichtend seien und mit Gewalt durchgeführt werden müßten. Nicht allein die Allgemeingültigkeit dogmatischer Festsetzungen hing davon ab, sondern auch, und darin liegt noch mehr ihre welthistorische Bedeutung, alle freie Staatenbildung, zunächst das Bestehen der bereits in der germanischen Welt begonnenen minder kirchlichen Gründungen.

Gewährte das Reich einen von keiner conciliaren Entscheidung bedingten Frieden, ward dieser zu einem Reichsgesetz erhoben, so bedurfte es keiner weitern Concession der bisherigen obersten Kirchengewalt, die sich auf ihre Orthodoxie zurückziehen mochte, aber doch niemals weiter auf legale Unterstützung der Reichsgewalt rechnen konnte. Vielmehr wäre diese sogar zum Widerstand gegen jeden einseitigen Versuch der Gewalt verpflichtet gewesen.

Ueber diese Frage waren die Protestanten im Jahre 1545 mit dem Kaiser zerfallen: sie gab, wie wir sahen, den eigentlichen Anlaß zum Schmalkaldischen Kriege; nachdem aber der Kaiser gesiegt, war sie noch vollkommener in das allgemeine Bewußtsein getreten: die Vorbereitungen, die dieser nicht ohne Gewalt zur Wiedervereinigung getroffen, darauf die Besorgniß vor einer nahen Entscheidung des Conciliums, hatten die Geister in jene allgemeine Gährung gebracht, aus der das Unternehmen des Churfürsten Moritz wenigstens zum Theil entsprang und gewiß seine beste Unterstützung zog. Der Umschwung des Glückes, der hieraus erfolgte, brachte dann auch die große Frage sofort wieder in Gang. Der unbedingte Friede war die erste Forderung, welche die Protestanten in Passau aufstellten, sie enthält die Summe dessen in sich, was ihnen nothwendig war.

Wir sahen, wie sich der Kaiser auch unter den ungünstigen Umständen, in denen er sich damals befand, nicht bewegen ließ, sie zu bewilligen. Er hatte sich nun einmal von jeher als den Verfechter und Repräsentanten der großen kirchlichen Einheit betrachtet. Er drang auch fortan auf die Vergleichung der Religion und behielt sie sich vor: nur daß er sich mit minderer Bestimmtheit über die Art und Weise, sie zu Stande zu bringen, ausdrückte: er gewährte nichts, als einstweiligen Frieden. Wäre er wieder Herr im Felde geworden, so würde er leicht die Dinge in den alten Gang zurückgeleitet haben. Allein sein Glück war so schwankend gewesen, sein Ansehen im Reiche so sichtbar in Abnahme gerathen, daß er, die Kräfte erwägend, die ihm entgegenstanden, nicht mehr hoffen durfte, mit seinem Gedanken durchzudringen.

Aber auch das ließ sich nicht erwarten, daß er ihn aufgeben, oder es nur auf die Gefahr ankommen lassen würde, von dem Reiche zu einem seiner Sinnesweise entgegengesetzten Beschluß getrieben zu werden. Wie er immer gesagt, eher war er entschlossen, das Reich sich selber zu überlassen.

Dies ist der Grund, weshalb er Verzicht darauf leistete, an dem Reichstage zu erscheinen, und die Verhandlung so ganz seinem Bruder überließ. Wir könnten es schon vermuthen, aber wir wissen es auch aus seinem Munde. Was seine öffentlichen Ausschreiben enthielten, erläutert er seinem Bruder im einem Briefe vom 10. Juni 1554 ausführlicher. Er sagt darin, daß Ferdinand als römischer König auf dem Reichstage Alles entscheiden möge, was daselbst vorkomme, ohne von seiner Seite Resolution zu erwarten; die Commissarien, die er senden werde, sollen sich doch in die Entscheidung

nicht zu mischen haben; diese überlasse er vielmehr dem König und den Ständen vollkommen, nicht in seinem Namen, noch in seiner Vollmacht. „Und um Euch den Grund hievon anzugeben", fügt er hinzu, „es geschieht allein aus Rücksicht auf die Religion, über welche ich meine Scrupel habe." Er bittet ihn, keinen andern Grund irgend einer Art zu vermuthen und sich vielmehr daran erinnern zu wollen, was er ihm vollständiger in Villach gesagt habe[1]).

Und nun forderte er zwar auch seinen Bruder auf, nichts anzunehmen, wodurch sein Gewissen beschwert oder der Zwiespalt vergrößert und dessen Abhülfe in allzu weite Ferne gerückt würde: er hegte die Hoffnung noch, das letzte, widerwärtigste Zugeständniß werde sich vermeiden lassen; war das aber nicht möglich, so wollte er wenigstens nichts damit zu schaffen haben. In ihm hatte sich die religiöse Ueberzeugung mit dem Selbstgefühl des Staatsmannes durchdrungen, der den Schimpf nicht erleben will, den Gedanken fallen lassen zu müssen, den er mit allen Mitteln lange Jahre daher zu verwirklichen getrachtet. Mochte dann sein Bruder mit sich selber zu Rathe gehen und die Dinge so weit führen, als er vermochte.

Nun leuchtet ein, wie sehr sich hiedurch die Lage der Dinge änderte. Der Kaiser, der bei den Verhandlungen in Passau der sonst bei den Anwesenden allgemein gewordenen Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des unbedingten Friedens allein Widerstand geleistet, zog sich zurück und ließ denselben freien Lauf.

Freilich fehlte noch viel, daß die Sache damit entschieden gewesen wäre.

An dem Reichstage wurde das geistliche Interesse bei weitem stärker repräsentirt, als in Passau. Ueberdies war es aber jetzt durch die Thätigkeit des braunschweigisch-fränkischen Bundes um vieles besser gesichert und der Bedrängnisse überhoben, welche damals zur Nachgiebigkeit genöthigt hatten. Auch ist es doch ganz etwas anderes, eine Sache vorläufig für wünschenswerth zu erklären, wie dort geschehen war, und sie auf immer zu bewilligen, was der Erfolg eines Reichstagsbeschlusses werden mußte.

Glücklicherweise war das Churfürstencollegium friedlich gesinnt. Die geistlichen Churfürsten waren noch eben die, welche durch die

1) Die Worte: Et pour vous dire la cause . . et vous priant non la vouloir imaginer autre, c'est seulement pour le respect du point de la religion, auquel j'ai mes scrupules, que je vous ai si pertinemment et plainement declairé et même en ma dernière detenue a Villach. Der ganze Brief aus dem Brüsseler Arch.

Albrechtischen Züge erfahren hatten, wohin Religionskriege führen; wer stand ihnen dafür, daß nicht bald ein neues kriegerisches Oberhaupt sich aus den Reihen ihrer Gegner erhob? Zwei von ihnen waren Mitglieder des Heidelbergischen Bundes, und dadurch noch besonders zu einem gemäßigten Verfahren gegen die Genossen einer andern Confession verpflichtet.

Das mußte denn auch in dem Fürstenrathe unter andern auf Herzog Albrecht von Baiern wirken, der demselben Bunde angehörte und der sich auch sonst als ein schlechter Freund der Spanier und ihrer Tendenzen auswies.

Schon der Ausfall der vorläufigen Frage hatte das Verhältniß beider Räthe, das Uebergewicht des churfürstlichen, im Allgemeinen herausgestellt.

In diesem kam nun auch die Frage von dem unbedingten Frieden zuerst zur Verhandlung, und zwar zunächst in einem Ausschuß desselben, der dadurch gebildet wurde, daß nicht die gesammten Gesandtschaften erschienen, sondern von jeder nur Ein Rath [1]).

Und hier wurden nun anfangs einige sehr abweichende Gedanken geäußert. Eine geistliche Stimme rieth, den Abschied von 1530 zu Grunde zu legen: die weltlichen erwiederten, daß dies das Mittel sein würde — denn gegen diesen Abschied hatte sich die ganze Bewegung des Protestantismus erhoben —, nicht Frieden zu stiften, sondern den alten Haß zu erneuern. Cöln meinte, man möge kaiserlicher Majestät nochmals die Vergleichung anheimstellen, — eben dahin aber hatte man bis jetzt gearbeitet, dem Kaiser die Sache aus der Hand zu nehmen; er selbst ließ sich nicht träumen, daß dies nochmals geschehen konnte. Nach einigem Hin- und Herreden mußte man nothwendig auf die in Passau gefaßten Gesichtspunkte und Vorschläge zurückkommen. Der Canzler von Mainz übernahm es, aus dem Abschied von 1544, der jetzt endlich wieder zu Ehren kam, und den Passauer Beschlüssen einen Entwurf zu neuen Artikeln zusammenzuziehen, die in der That die Grundlage des Religionsfriedens geworden sind. Wie sie der Churfürstenrath annahm, so ward darin nicht allein die in Passau beliebte Formel wiederholt, daß man zwar auf eine Vergleichung durch christliche, freundliche Mittel denken werde,

1) Meine vornehmste Quelle für dies und alles Folgende sind 4 Foliobände im Dresdener Archiv, betitelt: Augsburgische Reichstagsacten 1555. Die Schreiben von Lindemann und Kram an Churfürst August enthalten nicht allein die Protocolle des Churfürstenrathes, sondern auch sehr willkommene Erläuterungen der bei der ganzen Verhandlung vorgekommenen Motive.

der Friede aber bestehen solle, auch wenn die Vergleichung nicht zu Stande komme, sondern diese ward auf den Vorschlag des sächsischen Gesandten durch den Zusatz noch verstärkt, „es solle in alle Wege ein beständiger, beharrlicher, unbedingter, für und für ewig währender Friede beschlossen und aufgerichtet sein“ [1]).

Eine vorläufige Frage erhob sich hiebei noch, wie nemlich die beiden Parteien zu bezeichnen seien, zwischen denen der Friede geschlossen werde. Trier machte den Vorschlag, die Einen als Bekenner der alten katholischen Religion, die Andern als Verwandte der Confession, die im Jahre 1530 übergeben worden, aufzuführen. Es verdient angemerkt zu werden, daß die weltlichen Churfürsten schon das Erste zurückwiesen, denn auch auf der andern Seite bekenne man eine einzige katholische Kirche; selbst den Ausdruck „Verwandte der alten Religion“ gaben sie nur zu, weil er schon im Passauer Vertrag gebraucht worden; aber noch viel bemerkenswerther und auffallender ist es, daß sie die ausdrückliche Beschränkung auf die im Jahre 1530 übergebene Confession verwarfen. Sie erinnerten sich, daß die kleine, auf die Herstellung der Eintracht in der Abendmahlslehre bezügliche Abänderung der ursprünglichen Worte von den Gegnern schon öfters hatte benutzt werden wollen, sie zu entzweien. Nicht allein Pfalz stimmte gegen die Namhaftmachung der Jahrzahl, sondern auch Sachsen war dagegen. Der sächsische Bevollmächtigte erklärte, die Dinge so enge einzuziehen würde Mißtrauen erzeugen: hier handle man nicht von Religionsartikeln, sondern vom Frieden; am besten werde man thun, wenn man auch hier dem Passauischen Vertrage folge, worin die Confession im Allgemeinen genannt worden, ohne das Jahr [2]).

Und so war der Beschluß, einen Frieden aufzurichten, der, unberührt von den Differenzen der religiösen Systeme, der protestantischen Meinung und Verfassung im Ganzen und Großen ein ungefährdetes Dasein gewähren, aller Gewaltsamkeit aus religiösem Grunde zwischen den verschiedenen Ständen auf immer ein Ende machen sollte.

Als nun aber dieser Entwurf in den Fürstenrath kam, fand er den größten Widerspruch.

1) Der Churfürstlichen Räth Bedencken und Relation, welcher massen der Religionsfriede zu begreiffen, mit förmlicher Rubrik: Hactenus auß dem Abschied zu Speyr aō 1544, bei Lehmann p. 25.

2) Schreiben der sächsischen Gesandten o. D., in der Sammlung zwischen den Briefen vom 16. und 22. März eingeschaltet.

Der päpstliche Nuntius Morone erinnerte die geistlichen Fürsten, welche hier die Mehrzahl ausmachten, an die Pflicht, mit der sie dem römischen Stuhle verwandt seien.

Hierauf erklärte Bischof Otto, Truchseß von Augsburg, daß er von dem vorgelegten Entwurf des Friedens weder viel noch wenig bewilligen könne; er vermaß sich, ehe er auf Verhandlungen darüber eingehe, Leib und Leben, Alles, was er auf Erden habe, zu verlieren [1]).

Viele Andere meinten, daß man von einem künftigen Austrag in der Religion nicht absehen, nur einen beschränkten Frieden zugestehen, alle Streitigkeiten darüber zur Declaration des Kaisers stellen müsse.

König Ferdinand machte noch einen Versuch, die ganze Berathung auf den Landfrieden zurückzuführen. Er ließ die churfürstlichen Gesandten persönlich zu sich kommen, um sie dazu zu vermögen, und legte im Reichsrath darauf bezügliche Supplicationen vor.

Dagegen aber ergriffen die protestantischen Mitglieder des Fürstenrathes den Entwurf der Churfürsten mit aller Theilnahme, die er verdiente; besonders zeigte sich Christoph von Würtemberg, den man als „den Rädelsführer der Partei" bezeichnete, unerschütterlich.

Indessen würden sie schwerlich durchgedrungen sein, hätten sie nicht von außen her einige Unterstützung bekommen.

Im März 1555 vereinigten sich die Häuser Sachsen, Brandenburg und Hessen, wie berührt, zur Erneuerung ihrer alten Erbverbrüderung. Es war recht das Gegentheil von den religiösen Entzweiungen, die bei einem ähnlichen Vorhaben, im J. 1537 zu Zeiz, zwischen ihnen ausgebrochen, daß sie jetzt dem römischen König einmüthig ihren Entschluß erklärten, an der Augsburgischen Confession festzuhalten und in religiösen Dingen keine Stimmenmehrheit anzuerkennen. Sie beschworen ihn, sich nicht durch fremde, der deutschen Nation vielleicht feindselig gesinnte Leute von dem hochbetheuerten Passauischen Vertrag abführen zu lassen, vielmehr die Zusage, die er einst gegeben, einen beharrlichen Frieden aufrichten zu wollen, nunmehr zu erfüllen [2]). Der sächsische Gesandte weiß nicht auszudrücken, wie viel guten Namen diese Erklärung der erbverbrüderten

1) Protestation bei Lehmann: de pace religionis acta publica p. 24.

2) Copia Schreibens von etlichen Chur- und Fürsten auß Naumpurg bei Lehmann 116.

Fürsten mache, auch in der Stadt Augsburg; in öffentlicher Predigt habe man Gott dafür Danksagung dargebracht.

Ferner aber geschah, daß nach dem Tode des Papst Julius (am 24. März 1555) die beiden heftigsten Gegner des Entwurfs, Morone und Truchseß, beides Cardinäle der römischen Kirche, den Reichstag verließen, um sich zum Conclave zu begeben.

Da dergestalt die Einen verstärkt, die Andern geschwächt wurden, so überwog allmählig die mildere Meinung. Die geistlichen Fürsten nahmen zwar nicht, wie ihre weltlichen Collegen, den churfürstlichen Entwurf förmlich an: sie machten vielmehr in dem besondern Gutachten, das sie eingaben, viele Ausstellungen dagegen; aber sie wiesen ihn doch auch nicht geradehin von sich: sie gingen auf die Hauptgrundlagen ein, freilich mit dem Vorbehalt, so weit es ihre geistliche Amtspflicht erlaube.

Merkwürdig, welchen Eindruck sie durch diese Erinnerung wie durch jene frühere doch noch einmal bei ihren Amtsbrüdern, den Erzbischöfen, im Churfürstenrathe hervorbrachten. Es schien fast, als wollten diese jetzt auf dieselbe Weise sich verclausuliren. Nicht von ihnen, meinten sie, rühre die Einwendung her: da sie aber einmal vorgebracht worden, würden sie ohne Tadel sich nicht weigern können ihr beizupflichten. Die weltlichen Räthe erinnerten: sie rühre von Leuten her, die dem Papste mehr verwandt seien, als dem Reiche. Sie wollten nichts davon hören, daß jene sich wenigstens Zeit ausbaten, um von ihren Herren Bescheid über diese neue Schwierigkeit einzuholen; dann, sagten sie, würden auch sie Resolution von den ihren verlangen, bis wohin dann jede weitere Berathung unterbleiben müsse; sie hatten den Muth, die Sitzung ohne Weiteres abzubrechen. Denn das leuchtete im ersten Augenblicke ein, daß unter einem solchen Vorbehalt, der dem Einfluß des römischen Stuhles, auf den er sich hauptsächlich bezog, Thür und Thor geöffnet hätte, an keine Beendigung des religiösen Streites, keine Festsetzung des Friedens zu denken gewesen wäre. Was der Kaiser schon nicht hatte bewilligen wollen, war von dem Papst nimmermehr zu erwarten. Wohl fühlten das auch die geistlichen Räthe: sie bereuten ihren Mißgriff fast in demselben Augenblick, in dem sie ihn begangen. Schon indem man nach Hause ging, näherten sich einige von ihnen den brandenburgischen Gesandten mit begütigenden Worten. Bald darauf erschien der Mainzische Canzler in der Wohnung der sächsischen Abgeordneten, und bat sie, die gewöhnliche Post an ihren Herrn, durch welche sie von diesem Ereigniß hätten Nachricht geben müssen, nicht abzufertigen.

Er verwarf jetzt diese Clausel selbst mit den stärksten Ausdrücken [1]). In den Erzbischöfen und Churfürsten war von jeher ein lebendiges Gefühl der Autonomie des Reiches, die sie auch im Gegensatz gegen Rom behaupteten. Den andern Tag ließen sämmtliche Stimmen jenen Vorbehalt fallen.

Nun erst konnte der Beschluß, den beharrlichen Frieden zu Stande zu bringen, einigermaßen gesichert scheinen: vorausgesetzt, daß man sich über die einzelnen Bestimmungen, die dabei getroffen werden mußten, einverstehen würde.

Am leichtesten kam man mit dem Artikel über die Jurisdiction zu Stande. Die geistlichen Fürsten beider Collegien sahen ein, daß der Vorbehalt der Jurisdiction den Frieden, ja das Dasein des Protestantismus überhaupt unmöglich machen würde. Sie mußten nur darüber beruhigt werden, daß man nicht die Capitel aus protestantischen Städten verjagen wolle. Unter dieser Bedingung gaben sie zu, was ohnehin nicht mehr zu ändern stand. So leicht es aber auch ward, so liegt hierin doch im Grunde die Summe der Dinge. Das Bestehen der protestantischen Kirchen gewann erst dadurch allgemeine rechtliche Anerkennung. Was einst Philipp von Hessen im ersten Eifer dem Churfürsten von Mainz hatte abzwingen wollen, ward jetzt durch Reichsbeschluß allen Evangelischen gewährt.

Auch bei dem Artikel über die geistlichen Güter erhoben sich nicht so viele Schwierigkeiten, als man an sich hätte erwarten sollen und als selbst noch der erste Entwurf, der eine Menge Ausnahmen zum Vortheil einzelner Personen enthielt, erwarten ließ. Die sächsischen Gesandten erwarben sich das Verdienst, einen annehmbaren Vorschlag einzubringen. Er lautete dahin, daß alle eingezogenen Güter, welche nicht Reichsunmittelbaren angehörig gewesen, in dem Frieden begriffen sein, Niemand ihrethalb angefochten werden solle. Dahin waren schon lange alle Erklärungen der protestantischen Fürsten gegangen, daß man nicht diejenigen Güter, auf welche das Reich gegründet sei, angreife, sondern nur die andern, welche in jedem Lande gelegen, zu verwenden gedenke. Es war eine andere Frage, die sich bei pfälzischen Ansprüchen erhob, ob es nicht wieder einem

1) „Ist uns der mainzisch Canzler in unser herberg nachgangen und uns gebeten, wir wolten je keine post abfertigen, sondern der sachen bis auf den andern tag anstand geben, auch unter andern geredt, der teufel hette diese clausel gemacht, er muste selber bekennen, daß sie nichts werth.“ Schreiben der sächsischen Gesandten vom 14. April.

Zweifel unterliege, in welche der beiden Kategorien jede Stiftung gehöre: genug, daß man den Grundsatz anerkannte. Ob aber nicht über die Verwendung der dergestalt der Hierarchie entfremdeten Güter etwas bestimmt werden sollte? Mainz war nicht dafür. Was gegeben, sagte der Canzler, sei für voll gegeben worden; sie seien doch weg, wer wolle ihnen nachfragen? Dagegen ward von den Fürsten eine Clausel beantragt und wirklich in den Abschied gebracht, nach welcher das nur von den Gütern gelten sollte, die schon zur Zeit des Passauer Vertrags eingezogen gewesen.

Ueberhaupt, was bereits geschehen, ließ man sich gefallen: die großen Irrungen erhoben sich darüber, was in Zukunft geschehen dürfe.

Die weltlichen Churfürsten forderten auf den Vorschlag der Pfalz, daß der Friede allen denen zu Gute kommen müsse, die ihrer Confession auch in Zukunft beitreten würden. Noch einmal regte sich hierüber in den geistlichen die Voraussetzung, daß der alte Zustand der allein rechtliche gewesen: und Cöln meinte wohl, jede weitere Neuerung müsse ernstlich verboten werden. Die weltlichen versetzten: ob es nicht heiße, den Frieden in Unfrieden verkehren, wenn man diejenigen mit dem Schwert verfolgen wolle, die zu ihnen träten? Die Verhandlungen über diesen Artikel mußten unterbrochen werden; es dauerte einige Zeit, ehe sich die Geistlichen von den Begriffen losrissen, die allerdings den alten Einrichtungen zu Grunde lagen und die Geister lange Jahrhunderte beherrscht hatten. Unter Vortritt von Mainz gaben sie endlich zu, daß die Anhänger der Augsburgischen Confession nicht angegriffen werden sollten, „zu welcher Zeit sie auch derselben verwandt geworden." Ein neuer Sturm erhob sich, als dieser Entwurf in den Fürstenrath kam. Die weltlichen Fürsten, die sonst nicht nachzugeben pflegten, zogen dies Mal vor, die letzte Clausel wegzulassen und einfach dabei stehen zu bleiben, daß Niemand wegen der Augsburgischen Confession angegriffen werden dürfe [1]). Und war das nicht im Grunde dasselbe? Die Zeitbestimmung diente nur, Widerspruch zu erwecken. Schon genug, daß der Friede nicht ausdrücklich auf die bereits Beigetretenen beschränkt wurde. Geistliche und weltliche Churfürsten trugen kein Bedenken, hierin dem fürstlichen Collegium nachzugeben.

1) Nach dem Bericht der sächsischen Gesandten wurden sie von den Geistlichen gelobt: „theten ganz billig, daß wir jnen nachgeben, was uns nicht schadete, und jhnen gegen andern vorweislich; was man aber viel disputirt, die meinung hätt es und solt es haben, daß die alle fride solten haben, so zu uns treten wolten: welchs denn vleißig prothocollirt worden."

Damit aber näherte man sich einer anderen Frage, der wichtigsten und in sich selbst schwierigsten, die bei den Bestimmungen des Friedens überhaupt vorgekommen ist.

Wie nun, wenn auch diejenigen die Confession annahmen, welche die Hochstifter des Reiches inne hatten? Durch die Bestimmungen, die man getroffen, wären auch sie in den Frieden eingeschlossen gewesen. Erzbischöfe und Bischöfe, die geistlichen Churfürsten selbst hätten Protestanten sein können. Dem evangelischen Bekenntniß wäre die Aussicht eröffnet worden, im Laufe der Zeit noch einmal zur vollen Herrschaft im Reiche zu gelangen.

Man gab wohl an, daß hiemit das Bestehen des Reiches überhaupt gefährdet sei: aber ohne Zweifel mit Unrecht. Die Einwendung, daß die Stifter erblich werden würden, ließ sich leicht widerlegen. Man brauchte nur, wie die anwesenden Räthe vorschlugen, durch eine besondere Reichsconstitution festzusetzen, daß dies nicht geschehen dürfe, daß die Hochstifter bei ihren Wahlen und ihrer sonstigen Verfassung zu lassen seien; dann lag hierin sogar das einzige Mittel, die Einheit des Reiches durch die Gleichheit des Bekenntnisses in geistlichen und weltlichen Herrschaften wiederherzustellen und für immer aufrecht zu erhalten[1]). Aber unleugbar ist, daß der Vorschlag die größte Gefahr für den Katholicismus einschloß. Bei weitem die meisten Reichsfürsten waren evangelisch, und leicht konnten alle Stifter von ihnen eingenommen werden. Man darf sich nicht wundern, wenn sich die Geistlichen lebhaft zur Wehre setzten. Sie schlugen vor, das Zugeständniß, daß Niemand wegen der Religion angegriffen werden solle, ausdrücklich auf die weltlichen Stände zu beschränken, so daß es niemals auf geistliche angewendet werden könne. Sie führten aus, daß Entsetzung von Amt und Würden die natürliche Folge des Uebertritts sei. Die weltlichen Räthe antworteten: einmal, daß dadurch der Friede wieder gefährdet werde: die Confessionsverwandten würden ihre Freunde und Blutsverwandten nicht um der Religion willen entsetzen lassen; — und sodann: sei es nicht schimpflich für die Confession, daß sie nur von Weltlichen, nicht auch von Geistlichen bekannt werden solle? es liege eine Art von Strafe darin, daß Jemand des Bekenntnisses halber von den

1) Melanchthon de reservato ecclesiastico (Corp. Ref. VIII, 478): „Dann menschlich ist kein andrer Weg zur Einigkeit zu gedenken, dann dieser, daß die klare Wahrheit soll für und für mehr Bischöffe, Fürsten und andere Regenten bewegen, diese Lehre anzunehmen und zu pflanzen."

geistlichen Würden ausgeschlossen sei. Mochten sie aber auch sagen, was sie wollten[1]), dies Mal drangen sie nicht durch. Mainz, das sonst in den meisten Stücken den Weltlichen beigetreten war, hielt jetzt auch deshalb fest, weil so eben, nach dem Tode Heusenstamms, ein neuer Erzbischof, Daniel Brendel, eintrat, der Rücksicht auf die päpstliche Confirmation nehmen mußte. Aber auch die Weltlichen gaben nicht nach. Was in den andern Punkten glücklich vermieden worden, geschah in diesem: dem römischen König wurden zwei entgegengesetzte Gutachten eingereicht.

Die Reichsstädte, welche noch immer die Nachwehen ihrer Niederlage von 1547 fühlten, zumal da sie sich 1552 nicht wieder zu einem gemeinschaftlichen Interesse vereinigt hatten, nahmen das an, worüber sich die obern Stände verglichen, und stimmten bei, daß wegen des Unverglichenen der König angegangen werde[2]).

Und so kam noch einmal unendlich viel auf König Ferdinand an, in den verglichenen Artikeln auf seine Beistimmung, in den unverglichenen auf seine Entscheidung.

Ehe er sie gab, nahmen die Stände nun auch die andern Angelegenheiten von mehr weltlicher Natur vor, Profanfrieden und Kammergericht, wie im Anfang beschlossen worden.

Wir haben ihrer schon öfter gedacht: erst jetzt aber, nachdem man über die Grundsätze des religiösen Friedens einverstanden war und die Reichsgewalt nicht mehr zur Unterdrückung der doch auch auf Reichsschlüssen begründeten protestantischen Einrichtungen gebraucht werden konnte, bekam ihre Erörterung Bedeutung für die definitive Gestalt der Dinge.

Berathungen über Frieden und Recht.

Darüber war man längst einig, daß die Bestimmungen des Landfriedens, dessen Grundlagen aus einer Zeit stammten, wo von

1) Ein Argument des Zasius war: „es solten imer die bischöfe, so lutterisch werden wolten, billich daran begnügen lassen, daß es einem irer person halber frei gelassen, den so sie der lehr aus dringender Conscienz und Zelo wollten anhangig seyn, so solten sie der Guter nicht achten, nach der Lehr im Evangelio Ecce reliquimus omnia et te secuti sumus. Wie denn Zasius, der Referent, dies ganz honisch geredt." Schreiben der sächs. Gesandten vom 20. Juni.

2) Der Frey vnnd ReichsStätt Resolution mündlich fürgetragen den 20. Junii; bei Lehmann p. 58.

der religiösen Entzweiung noch nicht die Rede war, und dessen Mängel dann öfter verbessert worden, an und für sich wohlüberlegt und zutreffend seien, und daß es nur an der Handhabung mangele.

Für diese hauptsächlich hatten die Kreise, die sich vor dem Jahr zu Frankfurt versammelt, durch eine neue Executionsordnung sorgen wollen [1]).

Der Entwurf, den sie gemacht, ward jedoch schon darum nicht angenommen, weil er sich allzu sehr auf den damaligen Augenblick, die vorgegebene Gefahr vor Markgraf Albrecht, bezog, so daß Brandenburg selbst die Einleitung verwarf; es ward vielmehr bestimmt, die alten Reichsbeschlüsse zu Grunde zu legen. Allein darum war jener Entwurf nicht unnütz; unaufhörlich ward er berücksichtigt, und gerade der Gegensatz verleiht den neuen Festsetzungen zum Theil ihren Charakter.

Alles kam hiebei auf eine weitere Ausbildung der Kreisverfassung an. Erwägen wir, wie bedeutend diese in den spätern Zeiten des Reiches gewesen ist, wie alle lebendige Handhabung der höchsten Gewalt darauf beruhte, so sind doch diese Berathungen nicht ohne große Wichtigkeit für unsere Geschichte.

Der erste Mangel, über den man mit Recht Klage führte, lag darin, daß, wenn ein Stand Vergewaltigungen erlitt, erst ein Kreistag ausgeschrieben werden mußte, und wenn dieser dann auf Hülfe schloß, doch noch immer einige Zeit vorüberging, ehe man sich vorbereitet hatte, dieselbe zu leisten.

In Frankfurt nun hatte man den Entwurf gemacht, in jedem Kreise einen Obersten aufzustellen, der mit den ihm von den Ständen desselben beizugebenden Räthen, welche aber von der Pflicht gegen ihre besondere Obrigkeit entbunden werden müßten, Beschlüsse fassen und Unternehmungen beginnen dürfe, in denen ihm sämmtliche Kreisstände beizustehen schuldig sein sollten. Wie aber die Macht Eines Kreises selten zum Widerstand hinreiche, hatte man es weiter rathsam gefunden, zwei Generalobersten im Reiche aufzustellen, einen über die sechs oberländischen, einen andern über die vier niederländischen Kreise, die von der Gesammtheit dieser Kreise, jedoch mit Vorwissen des Kaisers und unter Vorbehalt seiner Genehmigung, ernannt werden und auf eine ähnliche Weise den allgemeinen Zuzug zu bestimmen haben sollten, wie die Obersten in den einzelnen Kreisen.

1) Ueber die Verhandlungen zu Frankfurt benutzte ich die Actenstücke, die sich im Staatsarchiv zu Berlin finden.

Ein Entwurf, der den beiden Fürsten, welche zu Generalobersten erwählt worden wären, eine ungemein tief eingreifende, allen andern überlegene Macht verschafft haben würde.

Nicht mit Unrecht bemerkte Joachim II, dies sei mehr die Verfassung eines Bundes, — wie denn wirklich die Anordnungen aus denen des schwäbischen und des Schmalkaldischen Bundes zusammengesetzt zu sein scheinen —, als eine Reichsordnung. Die Churfürsten kamen bald überein, jene Generalobersten überhaupt gar nicht zuzulassen und auch den Kriegsobersten nur so viel Macht beizulegen, als zur Vertheidigung erforderlich sei, nicht eine solche, die sie mißbrauchen oder mit der sie den Ständen beschwerlich fallen könnten.

Wie das gesammte Executionswesen auf den Ordnungen beruhte, welche das Reichsregiment in den ersten Monaten seines Bestehens, Ende 1521, Anfang 1522, vorgenommen, so hatte sich auf den Grund der damals beliebten Bezeichnungen [1]) ein Herkommen gebildet, kraft dessen in jedem Kreise Ein Fürst das Amt der Berufung der Stände und der allgemeinen Leitung der Geschäfte erhielt, den man um das J. 1550 den „kreisausschreibenden" zu nennen anfing. Der Vorschlag geschah, zunächst von Sachsen, daß allemal der ausschreibende Kreisfürst zugleich auch Oberster sein solle, wie denn wirklich später beiderlei Befugnisse beinahe ganz in einander geflossen sind und dann das wichtigste Vorrecht gebildet haben, das einem Reichsfürsten überhaupt zustand.

Eben deshalb aber, weil sich dies voraussehen ließ, fand der Gedanke großen Widerspruch. Brandenburg, das mit Sachsen in einem Kreise saß, diesem aber noch den Vorrang lassen mußte, war nicht minder dagegen, als die geistlichen Churfürsten, die alsdann von ihrem weltlichen Collegen in der Pfalz überflügelt zu werden fürchteten. Es entstand eine Mehrheit in dem churfürstlichen Rathe, die den Beschluß faßte, daß die Wahl des Obersten den Ständen jedes Kreises anheimgestellt bleiben solle, von denen dann der kreisausschreibende Fürst oder auch ein anderer gewählt werden könne. Die ihm beizugebenden Gehülfen wollte man nicht Räthe nennen, was eine Art von Unterordnung unter ihn auszudrücken schien, sondern Zugeordnete. Man bedingte noch ausdrücklich, daß dem Kreisausschreibenden oder dem Obersten durch dies sein Amt keinerlei

1) „Als den", heißt es in dem ersten Schreiben des Regiments, „den wir im . . Craiß zu solchem sonderlich fürgenommen". 17. Februar 1524. N. S. d. Reichsabsch.

Vorrang zufallen solle. Die Frage entstand, ob nicht wenigstens die von den verschiedenen Ständen zu ernennenden Zugeordneten ihrer besondern Eidespflicht gegen dieselben zu erledigen seien. Ursprünglich war Brandenburg, sowie einige andere Stimmen dagegen. Da man aber dann festsetzen wollte, daß der Zugeordnete die Versammlung verlassen müsse, so oft über eine seinen Herrn angehende Angelegenheit berathschlagt werde, so zog auch Brandenburg die Auskunft vor, daß derselbe zwar der Berathschlagung beiwohnen, aber auf diesen Fall seiner besondern Pflicht entlassen werden möge [1]). Wir sehen, wie sorgfältig man Bedacht nahm, daß nicht durch die neue Einrichtung der schon begründeten Landeshoheit Eintrag geschähe. Uebrigens aber war man sehr bereit, das Nothwendige zu leisten. Dem Obersten und den Verordneten ward die Befugniß gegeben, dringenden Falles einen doppelten Romzug auf den Kreis auszuschreiben. Gegen den Vorschlag von Sachsen, welches für jeden Kreis die Verpflichtung forderte, 500 M. z. Pf. und 1000 z. F. zu stellen, ward die Einwendung gemacht, daß die Kreise ungleichen Vermögens und nicht wohl zu gleichen Leistungen anzustrengen seien, und man hielt für besser, bei den Reichsanschlägen stehen zu bleiben. Auch war man einverstanden, daß nicht jedem Kreise die Sorge für sich selbst überlassen werden dürfe, sondern daß in jedem erheblichen Falle deren fünf zusammentreten, die Kosten tragen und die Mannschaften stellen sollten [2]). Die Anführung bestimmte man alle Mal dem Obersten desjenigen Kreises, welcher der überwältigte sei und die Hülfe der andern in Anspruch nehme. Die Säumigen wurden mit den schwersten Strafen bedroht.

Als dieser Entwurf in den Fürstenrath gelangte, ging es damit, wie es mit den übrigen Entwürfen gegangen war: die geistlichen Fürsten suchten ihn nach ihren eigenthümlichen Bedürfnissen und Gesichtspunkten umzugestalten.

Da sie besorgten, die neue Einrichtung dürfte doch in den Händen der weltlichen Fürsten ihnen zum Nachtheil gereichen, so suchten

1) „Haben wir es vohr nützlicher geachtet", schreiben die brandenburgischen Gesandten, „das ehr (der Zugeordnete) seiner pflicht losgezalt würde, und bei der Berathschlagung bleiben möchte, daher wir uns in allewege geflissen, die sachen dahin zu richten, das im obersächsischen Kreis E. Ch. Gn. in allen Rheten, so der Execution oder Handhabung des Landfriedens halber müchten vorkommen, mit weren."

2) „Damit nicht etwa, wenn Einem ein Rad übers Bein gehe, ein Andrer sich freuen möge."

sie die Ernennung der Kreisobersten womöglich in die Hände des Kaisers zu bringen, von dem sie ihrerseits Rückhalt und Unterstützung erwarteten. In diesem Sinne arbeitete besonders der Canzler des Bischofs von Augsburg, Dr. Braun [1]). Die allgemeine Stimmung aber war nicht der Art, um ein solches Vorhaben zu befördern. Nachdem der Einfluß des Kaisers seit mehreren Jahren so tief herabgekommen, konnte man nicht daran denken, denselben auf diesem Wege wieder zu erneuern. Von jenen Vorschlägen wurden einige schon innerhalb des Fürstenraths beseitigt; die übrigen zu verwerfen blieb den Churfürsten überlassen, deren Gutachten zuletzt in diesem, wie in den meisten andern Punkten angenommen und zum Reichsgesetz erhoben ward.

Und nicht allein gegen innere Unruhen sollte die neue Ordnung dienen, sondern man beschloß, sie auch bei den Angriffen auswärtiger Feinde in Anwendung zu bringen.

Nur erhob sich hiebei der Zweifel, ob die Verpflichtung, einem Kreise zu Hülfe zu kommen, auch auf den niederländischen erstreckt werden solle, der in einem beinahe fortwährenden Kriege mit Frankreich lag. Die Sache würde gar nicht haben in Frage kommen können, wenn sich die Niederlande ernstlich zum Reiche gehalten, besonders, worauf Alles ankam, sich dem Kammergericht unterworfen hätten. König Ferdinand vertheidigte eine Zeitlang die Ansprüche der Niederlande. Die Einwendung aber, daß eine auf die Handhabung des Landfriedens bezügliche Ordnung unmöglich denen zu Gute kommen könne, von denen die Reichsgerichtsbarkeit in Landfriedensbruchsachen gar nicht einmal anerkannt werde, wußte er nicht zu beseitigen. Er erlangte nur so viel, daß es durch eine neue Clausel in den Willen des Kaisers gestellt wurde, ob er sich mit seinen Niedererblanden jener Jurisdiction unterwerfen wolle.

Wir sehen wohl: zum Vortheil Carls V und seiner kaiserlichen Macht gereichten diese Beschlüsse mit nichten.

Die executive Gewalt gerieth dadurch eben so gut in die Hände der Reichsstände, wie ihnen die legislative dem Herkommen nach fast

1) Sächsische Gesandte 5. Aug.: „Der Ausschuß (des Fürstenrathes) hat wiederumb einen engen Ausschuß, als nemlich des Hz. von Wirtenpergk und Dr. Braun des Cardinal von Augspurg Gesandten erwelet. Des Hz. v. W. Gesandter hat Dr. Braun das Concept ganz allein übergeben, welcher das Concept gestelt und unsre Ordnung mit Fleiß invertirt." (Anfang August kam der Entwurf in den Churfürstenrath zurück.)

ausschließend zustand. Die Anwendung der für das Innere erfundenen Einrichtungen auf die äußeren Verhältnisse beschränkte jeden Dienst, der dem Kaiser für seine Kriege daraus entspringen konnte, auf Vertheidigung. Und auch davon wurden nun seine Niederlande noch ausdrücklich ausgeschlossen. Wie viel Mühe hatte er es sich im J. 1548 kosten lassen, um die Anerkennung der Niederlande als eines Reichskreises zu bewerkstelligen! Aber die Bedingung, die er dabei gemacht, die Exemtion von den Reichsgerichten, hob jetzt den Nutzen auf, welchen er sich davon versprochen. Die Stände sagten kein Wort über den burgundischen Vertrag: sie ließen ihn unangetastet stehen; aber der Defensivverfassung im Reiche, welche sie beschlossen, gaben sie eine solche Entwickelung, daß sie auf eximirte Lande, wie jene, nicht mehr bezogen werden konnte. Es war dabei nicht einmal Vorbedacht, kein übler Wille: es entsprang ganz aus der Natur der Dinge.

Auch in einer andern großen Reichsangelegenheit, der Sache des Kammergerichts, mußte man nach Allem, was vorgegangen und nach den in Passau gefaßten Beschlüssen, von den Anordnungen des Kaisers zurücktreten.

In dem Vertrag zu Passau war nach manchem Hin- und Herhandeln zuletzt Förderung bei dem Reichstage verheißen, daß die Verwandten der Augsburgischen Confession von dem Kammergericht nicht mehr ausgeschlossen würden.

Der Zweideutigkeit dieses Ausdrucks suchten sich jetzt einige geistliche Mitglieder des Churfürstencollegiums zu bedienen, um ihren Rath zu begründen, daß man Alles beim Alten lassen möge: denn nicht zu eigentlicher Beschlußnahme, nur zur Förderung seien sie verpflichtet.

Nun leuchtet aber ein, daß unbeschränkte Theilnahme am höchsten Gericht eins der größten Interessen der Protestanten ausmachte: sie würden sonst in allen ihren Angelegenheiten der Einwirkung einer feindseligen Meinung ausgesetzt gewesen sein; unaufhörlich hatten sie darum gekämpft, und wenn es irgend eine Sache gab, worin sie nicht nachgeben konnten, so war es diese.

Bald lenkte auch der Canzler von Mainz ein, indem er bemerkte, daß in dem Artikel des Vertrags von einer Förderung mit Erfolg die Rede sei, eine solche aber nicht Statt finden könne, wenn man nicht selbst einwillige.

Es bedurfte weiter nichts, um allem Widerspruch ein Ende zu machen. Man nahm jetzt an, daß die Sache durch den Passauer

Vertrag bereits entschieden sei[1]), und hatte nichts weiter zu thun, als einige Artikel der Kammergerichtsordnung darnach abzuändern.

Man setzte fest, daß Kammerrichter, Beisitzer und andere Gerichtspersonen so gut dem Augsburgischen Bekenntniß, wie der alten Religion anhängig sein, — daß sie nicht, wie auch hier vorgeschlagen ward, auf die geistlichen Rechte, sondern auf gemeine, des Reichs Rechte und den jetzt bewilligten Friedstand in der Religion, sowie auch, was auf Vorschlag von Mainz hinzugefügt ward, auf Handhabung des Landfriedens verpflichtet werden, daß sie endlich den Eid zu Gott und dem heiligen Evangelium leisten sollten.

Eben dies war die Summe dessen, was die Protestanten von jeher gefordert und was ihnen nothwendig war. Auch der Fürstenrath nahm es an[2]).

Noch Ein Gedanke kam vor, der jedoch kein vorzugsweise protestantisches, sondern ein allgemeines reichsfürstliches Interesse hatte: die Achtserklärungen zu beschränken, mit denen früher das Gericht, später auch der Kaiser ziemlich gewaltsam vorgeschritten war. Was die Achten des Gerichts gegen Fürsten anbelangt, so hielt das churfürstliche Collegium für gut, daß jedes Urtheil dieser Art erst einem aus Abgeordneten des Kaisers, des Königs, der Churfürsten und deputirten Fürsten bestehenden Ausschuß vorgelegt werden solle, der dann entweder auf eine Vergleichung hinarbeiten oder die Execution des Spruches vorbereiten würde. Aber mit Recht ward hiegegen eingewandt, daß man damit einen unstatthaften Unterschied zwischen Fürsten und andern Ständen mache; wie der König sagte, daß man die förderlichen Wege, die bisher zur Bestrafung des Uebels vorgenommen worden, eher verhindern werde. Die Churfürsten konnten damit nicht durchdringen, und ließen ihren Antrag fallen[3]).

1) Schreiben vom 4. Mai. Die Kammergerichtsordnung wird verlesen. Bei dem 31.: „haben es entlichen dahin bracht, das die Geistlichen zu setzen gewilligt, die presentacion zu beschehen durch beide religion, und das vermuge des passauwischen vertrages die augsb. Confessionsverwandten nicht sollten davon ausgeschlossen werden.“

2) Bei Harpprecht VI, nr. 141 findet sich der Schriftwechsel in ziemlicher Vollständigkeit. Viele von den zur Sprache gebrachten Punkten sind jedoch unerledigt geblieben bis zum westphälischen Frieden hin.

3) Sonst blieben die churfürstlichen Bedenken über Landfrieden und Gericht fast unverändert. Die sächsischen Ges. 10. Aug.: „Haben die Tage nach einander ganz sehr im landfrieden gearbeit und bleibt in Summa in unserm Rath bei dem vorigen Churfürstenbedenken — gleichergestalt wird es auch mit dem Cammergericht zugehen.“ Am 28. August ward das neue Fürstengut-

Daß die Acht, die man mit Mühe der kaiserlichen Gewalt zu Gunsten des Gerichtes abgerungen, nun auch noch einer Vorberathung der Fürsten unterworfen werden sollte, war gleichsam zu viel und hätte das Recht in eine Sache der Convenienz verwandelt. Schon genug, daß das Gericht überhaupt ein ständisches war, und dies durch paritätische Einrichtung nun erst recht vollständig wurde. Die alten, zwei Menschenalter früher festgesetzten Normen gehörten dazu, um die neuen Einrichtungen und den gleichen Antheil der Evangelischen möglich zu machen, woran nicht hätte gedacht werden können, wenn das Gericht noch wie einst an den Hof gebannt gewesen wäre.

Damit sich aber nicht wiederholen möchte, was früher öfter geschehen, daß das Kammergericht sich um die durchgegangenen Veränderungen, wenn sie nur dem Reichsabschied einverleibt waren, wenig gekümmert hatte, ward der Beschluß gefaßt, daß die Ordnung mit den Veränderungen neu gedruckt werden, als eine neue Ordnung gelten, die Beisitzer sie beschwören sollten.

Dergestalt vereinigte man sich über die weltlichen Angelegenheiten, wie man sich, Einen Punkt ausgenommen, über die geistlichen vereinigt hatte. Die eine Seite ergänzte gleichsam die andere. Beide zusammen bildeten ein neues Stadium in der Entwickelung des Reiches.

Indessen, wir wissen, noch war man damit nicht zu vollem Beschluß gelangt: an dem Einen Streitpunkt konnte noch Alles scheitern [1]).

Beschlußnahme.

Schon an und für sich konnte Ferdinand mit seinen Freunden nicht geneigt sein, so große Zugeständnisse zu machen, wie man ihm anmuthete. Einen ganz andern Gang der Dinge hatte er erwartet. Er beklagt, daß er zu dem, was er wünsche, schwerlich noch gelangen

achten über beide Punkte referirt und fand sich bis auf wenige Punkte dem churfürstlichen gleichmäßig. 30. August: „Stehen in Summa die Dinge darauf, daß die im Fürstenrath die Ordnung Churfürstenraths nicht mehr fechten, vergleichen sich auch durchaus in Substancia mit unserm Bedenken außerhalb fünf Punkt in der Handhabung und Einem Punkt in der Kammergerichtsordnung. Aber in dem fünften im Landfrieden ist nichts sonderlich prejudicial: — — im Kammergericht ist der Punkt der Acht streitig.“

1) Die sächsischen Gesandten bemerken 29. Juni, daß „ehr (der Religionsfriede) vielen sauer eingeht, und wenig Lust und guten willens dazu haben.“ 8. Juli: Kram: „ich befinde unsers widertheils gemüther jetzo viehl verpitterter gegen uns, denn jehmals vor der Zeit: was nun ferner folgen wil, gibt die Zeit.“

werde, und dagegen zugeben solle, was ihm widerwärtig sei[1]). Da er mit dem erneuerten Antrag, auf Kosten des Reiches eine Kriegsmacht unter Herzog Heinrich ins Feld zu stellen, nicht durchdrang, so faßte er den Gedanken, und zwar mit Beistimmung seines Bruders, der zwar nicht mehr eingreifen wollte, aber noch zu Rathe gezogen ward, den Reichstag auf künftiges Frühjahr zu prorogiren, und brachte es förmlich in Vorschlag. Die Bevollmächtigten fragten bei ihren Fürsten darüber an, allein die meisten, vor allen aber die protestantischen, erklärten sich mit Entschiedenheit dagegen. Sie fürchteten die Unterhandlungen, die in diesem Augenblick mit Frankreich und den Osmanen gepflogen wurden: sie meinten wohl, es könne noch einmal etwas Aehnliches geschehen, wie im Jahre 1545, und die Kriegsgewalt des Kaisers, von den übrigen Feinden frei, gegen sie gebraucht werden. Dem König mochten einige seiner geistlichen Freunde beipflichten, allein sie wagten sich aus Rücksicht auf die Protestanten nicht zu äußern[2]).

Und auch von den Geistlichen wünschten manche eine unmittelbare Entscheidung, weil ein Verschieben derselben von den Gegnern zu ihrem Vortheil ausgelegt werden könne. Der König mußte sich entschließen.

Von kirchlicher Seite versäumte man nichts, um auf seinen Entschluß einzuwirken. Von Rom aus wurde er aufmerksam gemacht, daß der Gehorsam, den der deutsche Kaiser noch finde, auf den Bischöfen beruhe: würden sie vernichtet und die protestantischen Fürsten dann Herr werden, so würde es auch um das Haus Oestreich geschehen sein; man gewann die Angesehensten des geistlichen Standes, sich gegen den König in diesem Sinne auszusprechen. Sein Beichtvater, mit dem darüber geredet ward, erinnerte ihn auf das nachdrücklichste, nichts gegen die kirchliche Freiheit zu thun, nichts, was sein Gewissen beschweren würde; er drohte selbst die Seelsorge für ihn aufzugeben, wenn dies geschähe.

Am 30. August 1555 trat nun Ferdinand mit seiner Resolution hervor; sie lautete für die Protestanten nicht sehr tröstlich.

1) Schreiben Ferdinands am 20. Aug.: Et a la verite je me trouve empesche de resouldre ce que deburai faire, pour ce que je crains, que ne pourray obtenir ce a quoy je pretendz et daustre coustel pour estre les conditions quilz demandent bien griefves et mal honnestes.

2) Ferdinand à l'empereur 27. Août: Encoires que les estatz catholicques a ma persuasion y voulsissent prester loreille, jentendz qu'il ne loseront faire au respect des autres protestans.

Er weigerte sich, die vornehmste Bestimmung anzunehmen, daß der Friede dauern solle, die Vergleichung möge nun erfolgen oder nicht; außerdem aber trat er in Beziehung auf die Ausschließung der Protestanten von den Stiftern dem Gutachten der geistlichen Fürsten bei und vertheidigte es mit neuen Argumenten.

Es muß wohl dahingestellt bleiben, ob er es mit der ersten Weigerung ernstlich meinte. Das Zugeständniß, das in jener Formel lag, war schon in Passau gemacht und damals von ihm selbst nicht verworfen worden; es war jetzt bereits angenommen, und die Grundbedingung aller andern Festsetzungen. Er konnte nicht erwarten, mit seinem Widerspruch durchzudringen. Am 6. September erklärte er in der That den Protestanten in einer mündlichen Conferenz, daß er von seinem Widerspruch ablassen und den unbedingten Frieden in der Formel, wie sie ihn vorgeschlagen, annehmen wolle. Dagegen aber forderte er sie auf, ihm in dem andern Punkt, dem geistlichen Vorbehalt, beizustimmen. Er bat sie, sich auch von ihrer Seite etwas gefallen zu lassen, so wie er manchen sauren Bissen habe verschlucken müssen; aber er erklärte auch auf das Bestimmteste, daß er davon nicht weichen könne: sein Ansehen bei auswärtigen Fürsten, sein Gewissen gebiete es ihm: wolle man die Bestimmung nicht förmlich annehmen, so möge man ihm wenigstens zulassen, sie aus königlicher Machtvollkommenheit auszusprechen; wolle man auch das nicht, nun wohl — er habe bei seiner Ehre geschworen, davon nicht abzulassen — so möge lieber alles Andere ebenfalls rückgängig werden [1]).

Ein Moment voll Entscheidung wie für diese Berathung, so für die gesammte Zukunft des Reiches.

Der König war dadurch stark, daß er in diesem Moment die Geistlichen alle auf seiner Seite hatte [2]). Die protestantischen Räthe aus beiden Collegien hielten für rathsam, sich über die dem König

1) Schreiben der sächsischen Gesandten vom 9. September.

2) Man hat später gesagt, daß der Vorbehalt wohl zu vermeiden gewesen wäre; auch mögen einzelne, z. B. Würzburg, geneigt gewesen sein. Und auch der päpstliche Nuntius beklagt, daß sie Alles nachgeben, was er von ihnen verlange: „Habent genua ita debilia ut consentiant ad omnem rem turpem“ (Maurenbrecher 177). Aber er fügt hinzu, dies geschehe in der Hoffnung, der König werde das so Beschlossene doch nicht annehmen. Damals hielten sie nun an dem König fest. Die sächsischen Gesandten berichten 30. August: „haben abermal aus vilen votis so vil verstanden, das unsere geistlichen nunmehr davon nicht zu bringen, sondern in diesen Dingen gantz auf der Königl. Mt. Seite stehen.“

zu gebende Antwort in diesem außerordentlichen Falle zuerst unter einander zu berathen.

Und da drangen nun Viele auch ferner auf die Verwerfung des geistlichen Vorbehalts, von dem in dem Passauer Vertrag keine Erwähnung geschehen und der dadurch stillschweigend schon aufgegeben sei; daß die Festsetzung dem König anheimgestellt werde, ändere in der Sache nichts, da man sie ja doch bewilligen müsse; eine solche Beschränkung des Bekenntnisses dürfe man sich nicht gefallen lassen.

Andere jedoch erwiederten, diese sei vielleicht so groß nicht, wie sie scheine. Der Uebertritt ganzer Capitel werde in der vorgeschlagenen Formel nicht verboten; auch werde den Capiteln nicht aufgelegt, sondern nur zugelassen, Bischöfe, die der Confession beigetreten, durch Andere, Altgläubige zu ersetzen [1]). Trotz der Beschränkung, die in dem Vorbehalt liege, sei der Friede vortheilhafter, als jemals ein anderer, und man werde ihn nicht ausschlagen dürfen.

Dieser Meinung war vornehmlich Churfürst August von Sachsen. Auf die Anfrage seiner Räthe bemerkte er zwar alle die Nachtheile, die aus einer Satzung, wie die vorgeschlagene, entspringen müßten: aber er verwarf sie nicht entschieden, besonders wenn in dem Abschied angegeben werde, daß die Stände sich nicht dazu vereinigt, und unter der Voraussetzung, daß man ihm eine Gegenforderung bewillige, die er jetzt erst zur Sprache brachte. In vielen bischöflichen Gebieten waren nemlich Städte und Adel großentheils evangelisch; wenn man sie nicht in Schutz nahm, so stand zu befürchten, daß die geistlichen Fürsten einmal Gewalt gegen sie brauchen möchten [2]). Churfürst August forderte, daß sie durch einen besondern Artikel im Frieden die Versicherung empfangen sollten, bei ihrer Religion bleiben zu können.

Nach einigem Bedenken traten die übrigen evangelischen Stände diesem Vorschlage bei. Brandenburg erklärte, es halte sich in Dingen dieser Art gern an Sachsen, das die vornehmsten Theologen auf seinen Universitäten habe, von denen auch diese Sache berathschlagt worden sei.

1) Man muß sich den Wortlaut des Vorbehalts vergegenwärtigen: „Wo der Geistlichen einer von der alten Religion abtreten würde, soll derselbig sein Erzbisthum, Bisthum ꝛc. alsobald verlassen . . auch den Capituln . . eine Person der alten Religion zu wählen und zu ordnen zugelassen sein."

2) „mit vorwendung, das es nicht Reichsstete, darauf dieser Friede allein gienge, und das wir den bischofen kein maß zu geben." Schreiben des Churf. August an den Rath o. D., vor dem der Räthe vom 25. Sept.

Allein um so heftiger erhob sich der Widerspruch der Geistlichen. Sie bestanden darauf, daß jede Obrigkeit das Recht habe, über die Religion in ihrem Lande zu verfügen. Sei den Confessionisten bisher Duldung von ihnen gewährt worden, so sei das durch ihren freien Willen geschehen; vielleicht daß es ihnen gefalle, ein andermal ihre alte Befugniß zu erfrischen und in Uebung zu bringen.

Forderung und Widerrede veranlaßten eine allgemeine Aufregung. König Ferdinand sagte, er habe schon geglaubt, im Hafen zu sein, da steige ihm plötzlich noch dies neue Unwetter mit einem Ungestüm auf, das Alles zerrütten könne.

So viel erkannte er bei einer nochmaligen Conferenz mit den Protestanten, daß diese in den Vorbehalt auch auf die bedingte Weise, wie es geschehen sollte, nicht willigen würden, wenn man ihnen nicht dagegen auch ihr Verlangen erfülle; da die bischöfliche Würde nun einmal der alten Religion vorbehalten wurde, so hielten sie es für eine Gewissenspflicht, ihre Glaubensgenossen vor möglichen Gewaltsamkeiten zu schützen. Wollte Ferdinand den Frieden noch zu Stande bringen, so mußte er nicht allein selbst ihnen beitreten, sondern auch alle seinen Einfluß dazu anwenden, die Gegenpartei herbeizubringen. Er stellte seinen geistlichen Freunden vor, daß ohne jenes Zugeständniß der Friede nur ein halber Friede sei und dem Bedürfniß nicht genüge. Da sie doch noch Schwierigkeiten machten, eröffnete er ihnen, er werde sie nicht von dannen gehen lassen, bis sie sich mit ihm verglichen hätten. Sein fester Wille bewirkte zuletzt, daß sie sich fügten. Sie machten nur die Bedingung, daß dieser Beschluß nur als eine Declaration, und zwar nicht in offenem Abschied, erscheine.

Auch nachdem man so weit gekommen, fand sich noch eine Schwierigkeit in der Form. In dem Abschied ward jede einen Artikel desselben verändernde Erläuterung für unstatthaft erklärt. Es mußte erst eine Derogation dieser Bestimmung aufgesetzt und von den Geistlichen bewilligt werden, und zwar mit einer Clausel, auf welche besonders die Protestanten drangen, daß eine weitere Erläuterung nicht mehr zugelassen werden könne [1]).

Und nun wäre nur noch übrig gewesen, auch über die in Passau

1) Sächsische Gesandte 25. Sept.: „Und ist hin und wieder bedacht, von einer Clauseln derogatoria derogatoriae; wir haben gesagt, es must ir (der Geistlichen) consensus auch dobei seyn — haben es endlichen Gottlob dahin bracht, das Jonas ein Clausel gestalt, das die Geistlichen bewilligt, die Derogation im Religionsfrieden solle dieser Erklerung und Entschaid nicht abbrüchlich seyn.“

gegen die Reichsverwaltung in Anregung gebrachten Beschwerden zu Rathe zu gehen.

Man ließ die Sache in Augsburg nicht aus der Acht. Die Entfremdung des Reichssiegels, die hohen Taxen der kaiserlichen Canzlei und andere Dinge kamen im Churfürstenrath zur Sprache. Man schlug wohl vor, daß jeder Stand seine besondern Beschwerden aufsetzen, und die Versammlung alsdann ein Verzeichniß aller dem König überreichen möge. Sollte man aber nach einem so großen Umschwung der Dinge nochmals die alten Gehässigkeiten hervorsuchen? Sachsen urtheilte, es sei jetzt nicht mehr schicklich, nachdem das vortreffliche Werk des unbedingten Friedens zu Stande gekommen [1]). Von allen Erinnerungen ward nur die eine beliebt, daß nach der Zusage des Kaisers ein mit Deutschen besetzter Hofrath mit einem deutschen Präsidenten errichtet werden möge.

So kam es am 25. September 1555 zum Reichsabschied von Augsburg.

Man wird eingestehen müssen, daß die Bestimmungen über den geistlichen Vorbehalt und die religiöse Autonomie bischöflicher Unterthanen künftige Zwistigkeiten wohl befürchten ließen; indeß, man konnte nun einmal nicht weiter kommen. Diese Bestimmungen drückten ungefähr das Verhältniß der Macht aus, welches sich damals in den beiden Parteien entwickelt hatte: sie waren mehr eine Auskunft für den Augenblick, als ein Gesetz für alle Folgezeit.

Dagegen enthielt der Friede übrigens abschließende Festsetzungen von höchstem Werthe.

Wie wir öfter bemerkt, der Protestantismus ist nicht bekehrender Natur. Er wird sich jedes Beitritts, der aus Ueberzeugung entspringt, als eines Fortganges seiner guten Sache freuen: sonst aber schon zufrieden sein, wenn ihm nur selber verstattet ist, sich ungeirrt von fremder Einwirkung zu entwickeln. Dies war es, wonach die evangelischen Fürsten vom ersten Augenblick an strebten. Unaufhörlich

1) Man darf also mit nichten schließen, wie Bucholtz VII, 218, daß die Gravamina etwa ein bloßer Vorwand gewesen seien. „Haben bedacht", sagen die sächsischen Gesandten, „das die Gravamina eines theils also geschaffen, das sie zu erledigen zugesagt, etzliche durch diesen Reichsabschied, wan er erfolgt, erledigt werden, die übrigen gehessig, und sich itziger zeit zu erhaltung gelimpfs in einem solchen fürstehenden fürtrefflichen werk des unbedingten Friedens ein Ding also wie zu Passau zu suchen, sich vielleicht nicht schicken mocht — —". Aus dem Berichte der brandenburgischen Gesandten ergiebt sich aber, daß diese damit schlecht zufrieden waren.

aber hatte man es ihnen streitig gemacht, und die gefährlichsten, allen Besitz umwälzenden Kriege hatten sie darüber bestanden. Jetzt endlich gelangten sie zum Ziel: es ward ihnen ein unbedingter Friede gewährt [1]).

Es mag nur wie ein leichtes Wort erscheinen, wenn es heißt: der Friede soll bestehen, möge die Vergleichung erfolgen oder nicht; aber darin liegt die Summe der Dinge, die große Aenderung der Verfassung.

Fortan war nicht mehr so viel daran gelegen, ob ein päpstliches Concilium die Protestanten verdammte oder nicht: kein Kaiser, keine Partei in den Reichsständen konnte ferner daran denken, die conciliaren Decrete mit Gewalt gegen sie auszuführen und Grund davon hernehmen, sie zu erdrücken.

Auch waren es nicht einzelne Meinungen, die man duldete, wozu Carl V sich wohl entschlossen hätte: es war ein ganzes System der Lehre und des Lebens, das zu eigener, selbständiger Entwickelung gedieh.

Was Luther in dem ersten Moment seines Abfalls, bei dem Colloquium in Leipzig in Anspruch genommen, Unabhängigkeit von den Glaubensentscheidungen wie des Papstes so auch der Concilien, das war nunmehr durchgesetzt.

Die Vergleichung in der Religion, die man noch in Aussicht stellte und wohl auch versuchte, hatte zwar noch immer ein großes deutsches Interesse, minder ein allgemeines: man möchte sagen: für die Welt war es wichtiger, daß sich die gesetzliche Trennung erhielt, die allein eine freie Bewegung nach dem nun einmal festgestellten Princip möglich machte.

In Rom empfand man es nicht wenig, daß fortan kein deutscher Fürst wegen „ketzerischer Bosheit" verfolgt werden sollte. Aber von dem Begriff der Ketzerei sollte überhaupt nicht mehr die Rede sein. Die Anhänger der Augsburgischen Confession traten den Mitgliedern der alten Kirche vollkommen ebenbürtig gegenüber; sie wollten dieser selbst nicht die Bezeichnung „katholisch" zuerkennen, da auch ihr Bekenntniß eine heilige allgemeine Kirche voraussetze. Eine Andeutung des Vorzuges der römischen Kirche würden sie in dem Reichsabschied nicht geduldet haben. So sei es jetzt, sagt der Nuntius Delfino, und nicht anders; er schreibe es mit Thränen in den Augen.

1) Unter andern legte König Ferdinand bei seinen andern Verweigerungen darauf den größten Werth: „so theten auch die vorigen Abschied nichts, denn sie weren temporal, dieser aber ewig." (9. Sept.)

Und von der größten Bedeutung war es nun, daß die bischöfliche Jurisdiction in den Gebieten der protestantischen Fürsten aufgehoben wurde. Der Gedanke, die geistliche Gerichtsberkeit wiederherzustellen, wurde aufgegeben, weil dann an keinen Frieden zu denken gewesen wäre. Die weltlichen Fürsten mit ihren Ständen wurden gleichsam Erben der Bischöfe. Und da ihnen nun auch die eingezogenen Stifter verblieben, so ward ihre Unabhängigkeit von der Hierarchie überhaupt auf haltbarer Grundlage befestigt.

Zugleich wurden die Reichsordnungen nach der im 15. Jahrhundert angebahnten Tendenz erst eigentlich durchgebildet.

Die Feindseligkeiten des Kammergerichts waren nicht allein beseitigt, sondern dieser Gerichtshof hatte durch den Antheil, der den Protestanten daran zu nehmen gestattet ward, nunmehr erst die ständische Verfassung wahrhaft erlangt, welche ursprünglich beabsichtigt worden. Daß auch die religiöse Abweichung Niemand davon ausschließen sollte, darin lag die volle Durchführung des ursprünglichen, auf gleichen Antheil Aller zielenden Gedankens. Die Kammergerichtsordnung von 1555 ist immer als ein Reichsgrundgesetz betrachtet worden; im westphälischen Frieden hat man sich darauf bezogen: später ist nur der Entwurf einer Veränderung zu Stande gekommen.

Und dabei hatte man doch eine gewisse Einheit erreicht, eine Verfassung zum Widerstand gegen innere und äußere Feinde gegründet, die wenigstens alle diejenigen wirklich gesichert hat, die sich ihr angeschlossen. Daß auch diese Einrichtung großentheils ständischer Natur war, gehörte zu dem Ganzen der neuen Ordnung der Dinge.

Wie ganz anders nunmehr, als zu jenen Zeiten, wo die Reichstage sich unter dem Vorsitz päpstlicher Legaten versammelten, und die einseitigen Berechtigungen des geistlichen und des weltlichen Oberherrn nichts als Verwirrung veranlaßten.

Noch bestanden aber die beiden Gewalten, von welchen man sich losriß. Noch lebte der Kaiser und war in der Nähe, der den Einrichtungen einen ganz andern, dynastischen und religiösen Charakter zu geben gesucht hatte. Noch hielt das Papstthum alle seine Ansprüche fest und war mächtig genug, um sie nicht in Vergessenheit gerathen zu lassen. Wir haben zu betrachten, welches Verhältniß sich nach beiden Seiten hin in diesem Augenblick bildete.

Sechstes Capitel.

Abdankung Carls V.

Die Aufmerksamkeit des Kaisers war in den letzten Jahren zwar von Deutschland nicht abgewendet, aber doch bei weitem mehr auf England gerichtet, wo ein Ereigniß eintrat, das alle alten Tendenzen seiner Politik nach dieser Seite hin noch einmal belebte.

Eduard VI, unter dem die weltlichen und geistlichen Angelegenheiten von England einen ihm so widerwärtigen Gang genommen, starb im Juli 1553; nach kurzem Widerstreben einer von der Bevölkerung, namentlich auch der protestantischen, nicht unterstützten Partei bestieg die Tochter Heinrichs VIII von seiner katholischen Gemahlin, Maria, Geschwisterkind mit dem Kaiser, den englischen Thron.

Das gute Verhältniß, das sich hierauf sogleich bildete, genügte jedoch dem Kaiser noch nicht: er wollte es nicht dabei lassen, daß England in dem Kriege zwischen ihm und dem König von Frankreich nur neutral sein sollte: die Zeit schien ihm gekommen, wo der Gedanke Ferdinand des Katholischen, eine immerwährende Verbindung zwischen Spanien, England und den Niederlanden zu Stande zu bringen, noch besser ausgeführt werden könne, als dieser es vermocht: er bot der neuen Königin, mit der er einst selbst verlobt gewesen, die Hand seines Sohnes, des Prinzen Philipp von Spanien an, dessen erste Gemahlin vor ein paar Jahren gestorben war. Der römische König brachte einen seiner Söhne in Vorschlag; man wird sich aber nicht wundern, daß der Kaiser darauf nicht einging. Kam es darauf an, die antifranzösische und zugleich katholische Politik des westlichen Europa zu consolidiren, so war hiezu der künftige Beherrscher Spaniens und der Niederlande bei weitem geeigneter, als ein machtloser Erzherzog. Es war die Zeit, in welcher Churfürst Moritz

in der Schlacht blieb und die französischen Angriffe Widerstand zu finden anfingen. Carl V glaubte den Glücksstern noch einmal aufgehn zu sehen, unter welchem seine früheren Unternehmungen gelungen waren; noch einmal stiegen seine weltumfassenden dynastischen Gedanken ihm auf.

Es ist bemerkenswerth, daß die eifrigsten Geistlichen der alten Kirche, so gut katholisch Philipp II auch war, diese Vermählung nicht unbedingt gutheißen. Ihrem Enthusiasmus hätte es besser entsprochen, wenn eine jungfräuliche Königin ihre Sache ergriffen, das Schisma abgeschafft, die alten Gebräuche und Lehren wiederhergestellt hätte. Sie sagten ihr wohl selbst, die Sorge für die Succession an der Krone möge sie Gott überlassen, der sie so wunderbar erhoben. Der römische Hof aber billigte die Verbindung. Papst Julius erklärte, einen Gemahl müsse die Königin haben, der ihr die vielen Feindseligkeiten, von denen sie bedroht werde, bestehn helfe; mit einem Eingebornen dürfe sie sich jedoch nicht vermählen, denn ein solcher würde, um sich zu halten, den andern Großen zu viel Zugeständnisse machen müssen; nur ein Prinz von so großer und so naher eigner Macht, wie König Philipp, werde sie gegen äußere und innere Feinde vertheidigen können und durch sein Ansehen die Wiedervereinigung des Reiches mit der Kirche befördern[1]). Und die Hauptsache: Maria selbst, obgleich um vieles älter, gab einen ganz unwiderstehlichen Drang kund, sich mit Philipp zu vermählen. Sie hörte so viel von ihm, daß sie ihn liebte, ehe sie ihn gesehen hatte. Auch schien es ihr ehrenvoll, daß sich eben der reichste und mächtigste Prinz, den es in der damaligen Welt gab, um ihre Hand bemühte: das religiöse Motiv rechtfertigte die übrigen; genug, sie willigte ein.

Im März 1554 kam der Ehetractat zu Stande, durch welchen eine ganz neue Aussicht für die Zukunft eröffnet ward. Der älteste Sohn aus dieser Ehe sollte dermaleinst England und die sämmtlichen burgundischen Erblande vereinigen. Neben der spanischen und der deutschen wäre noch eine dritte, eine englische Linie des Hauses Oestreich entstanden.

Aber auch für die nächste Zukunft hatte der Tractat viele Be-

1) Morone al Card[l] Polo 21. Dec. 1551: S. S[ta] per lo contrario confida in dio che il principe di Spagna, essendo catolico nato e nutrito et avendo la potenza sua vicina di Spagna e di Fiandra, possa con maggior autorità introdurre l'umore alla chiesa e difendere la regina dalli nemici interni et esterni. (MS. Corsin.)

deutung. Philipp erhielt den Titel eines Königs von England und die Befugniß, an der Verwaltung Theil zu nehmen.

Und das muß man zugestehn, daß Philipp, der nun nach England kam, — am Tage des heiligen Jacob, des Apostels von Spanien, am 25. Juli, ward die Vermählung vollzogen, — sich in seinem neuen Verhältniß mit vieler Klugheit betragen hat. Keinen Eingriff, noch viel weniger irgend eine Gewaltsamkeit, wie allgemein gefürchtet ward, ließ er sich zu Schulden kommen. Vielmehr machte er wohl manche Rechte, die ihm zustanden, besonders in Bezug auf sein Einkommen, nicht geltend. Es war für ihn eine Ehrensache, nichts von England zu brauchen, eher etwas zu geben, als zu nehmen. Seine ganze Hofhaltung bestritt er mit spanischem und niederländischem Geld[1]): in langer Reihe sah man Wagen und Saumrosse mit seinen Schätzen beladen durch die Straßen der Hauptstadt nach dem Tower ziehen. Er nahm Engländer in seinen Dienst, belohnte Diejenigen, welche der Königin besondere Treue bewiesen, sagte Pensionen zu und ließ sie richtig auszahlen. Da die Königin sehr bald in allem Ernste glaubte, guter Hoffnung zu sein, so gewann Philipp, dem in den Ehepacten für den Fall des Ablebens seiner Gemahlin die Vormundschaft über den Thronerben versichert worden, von Tag zu Tag einen größern Einfluß.

Es leidet keinen Zweifel, daß seine Anwesenheit zur Herstellung des Katholicismus in England mächtig beigetragen hat.

Schon war eine starke Richtung dahin vorhanden, die wohl auch daher rührte, daß die so eifrig protestantisch gesinnten Häupter der vorigen Regierung nach dem Ableben Eduards zu weit gegriffen, das Princip der einmal festgestellten Thronfolge verletzt, und einen Weg eingeschlagen hatten, der wirklich zur Erneuerung der Bürgerkriege hätte führen können. Unmittelbar nach der Krönung der Königin versammelte sich ein Parlament, das fast wie jene, welche während der Bürgerkriege von den jedesmaligen Siegern versammelt worden, zu Beschlüssen schritt, die den frühern geradezu entgegengesetzt waren.

1) Micheli Rel^ne d'Inghilterra 1556: Troppo ben conoscendo il stato e l'impotenza della regina si è sempre fatto le spese e nelle cose minime a lui e tutti li suoi con quello che di Spagna e di Fiandra li era provisto, havendo per questa via dato un tant utile al regno che già molti anni non ha ricevuto, facendo conto per quello può havere speso lui e li suoi insieme con gli altri forastieri ricapitati per rispetto suo in poco piu d'un anno habbia importato meglio d'un milion d'oro tutto rimaso nell' isola.

Zunächst hielt man noch an der von Heinrich VIII gegründeten Vereinigung geistlicher und weltlicher Macht fest, kehrte aber zu der von diesem König eingeführten Religionsform zurück und widerrief die unter Eduard VI angenommenen Statuten. Natürlich geschah das nicht ohne großen Widerspruch, wie die Königin selbst sagt, „nicht ohne heftige Disputation und eifrige Arbeit der Getreuen" [1]); aber es geschah. Nach einiger Zeit konnte man den Gedanken fassen, zu einer noch größern Unternehmung zu schreiten. Im November des Jahres 1554 sollte auch die Religionsform Heinrichs VIII aufgehoben und der Gehorsam gegen die römische Kirche überhaupt hergestellt werden. Ich finde, daß der Kaiser über die Art und Weise, dies zu bewirken, zu Rathe gezogen ward [2]). Auf seine Erinnerung trug man Sorge, den hohen Adel über die Besorgniß zu beruhigen, daß die von ihm in Besitz genommenen geistlichen Güter zurückgefordert werden könnten. Und so stark wuchs nun die katholische Meinung unter dem Einfluß des Hofes und der vorwaltenden Stimmung des Augenblicks an, daß sich das Parlament wirklich entschloß, und zwar beinahe einmüthig, die Begründung einer englischen Kirche, auch so weit sie unter Heinrich VIII gediehen, aufzugeben und unter den Gehorsam des Papstes zurückzukehren.

Auf den Kaiser machte es einen großen Eindruck, daß diese Rückkehr eines Königreichs in den Schoß der alten Kirche mit der Aussicht zusammentraf, ein Geschlecht katholischer Könige, sein eignes Geschlecht, in demselben fortgepflanzt zu sehen. Er sagte wohl, wenn er schon halb todt sei, würden ihn Nachrichten dieser Art wieder ins Leben zurückrufen. Er sah darin eine unmittelbare Fügung des Himmels, und gab zu vernehmen, sein Sohn sei noch zu großen Dingen bestimmt, für England und für die Christenheit [3]).

Wäre der Thronerbe geboren worden, den man in öffentlichen

1) Non sine contentione, disputatione acri et summo labore fidelium. Schreiben an Poole 15. Nov. 1553. (MS. Corsin.)

2) Am 4. November schreibt der Florentinische Gesandte: Il luogotenente d'Amone se ne tornò gia cinque giorni sono in Inghilterra con la mente di Cesare circa quello che S. M^a^ desidera che si tratti nel futuro parlamento. — Per li ravvisi della religione, facendo però prima un decreto, che non si possa trattar in modo alcuno di spogliar di beni ecclesiastici quelli che al dì d'oggi ne son possessori, il numero de' quali interessati ascende a piu di 40000 persone.

3) Schreiben Pagets vom 13. Nov., Masons vom 25. December 1554: He trusted God had ordained him (Philip) to do some good to the whole estate of Christendom, and to that realm. Tytler II, 465.

Gebeten von Gott gleichsam forderte, mit beinahe frevelhaft-stürmischer Ueberzeugtheit, daß das Heil der Welt darauf beruhe, und einer unglaublich sichern Erwartung, so würde Philipp wirklich in England Fuß gefaßt, alle neuen Einrichtungen würden Festigkeit gewonnen haben.

So wunderbar ist in der Verfassung der europäischen Staaten die Verflechtung des Persönlichen und des Allgemeinen, daß es wie eine Art von Weltbegebenheit erschien, als das nicht geschah, sondern die Meinung der Königin über ihren Zustand sich endlich als ein Irrthum auswies.

Man fühlte sogleich, daß sich dann die von ihr unternommene Herstellung nicht über ihren Tod hinaus erhalten würde. Durch eine Combination günstiger Umstände war sie zu Stande gebracht worden: mit demselben mußte sie verschwinden. Zu tief war bereits die evangelische Lehre in die Gemüther gedrungen. Man sah es bei den blutigen Verfolgungen, welche Maria verhing und mit denen sie ihren Namen zum Abscheu der späteren Geschlechter gemacht hat. Sie brachte damit nur Märtyrer hervor, deren erhabene Standhaftigkeit an die ersten Zeiten des Christenthums erinnerte und auf die Masse stärker wirkte, als die Predigten jemals hätten wirken können, die man damit abzustellen gedachte. Auch waren die evangelischen Lehren schon viel zu weit verbreitet: der venezianische Gesandte will versichern, daß es unter den jüngeren Männern, von weniger als 35 Jahren, vielleicht nicht einen Einzigen von rein katholischer Farbe mehr gebe. Und wie hätte Philipp auch nur hoffen dürfen, sich alsdann persönlich dort zu halten? Man hatte sich wohl gehütet, ihm irgend ein von dem Leben seiner Gemahlin oder dem Dasein eines Erben unabhängiges Recht zu gewähren, und war jetzt weit entfernt, ihm die Krönung, die er wünschte, zu bewilligen. Vielmehr gährte in der Tiefe der ganze nationale Widerwille, der seiner Ankunft vorausgegangen[1]), dessen Ausbruch zu verhüten so viel Vorsicht nöthig gewesen; auch sein Name war durch die blutigen Executionen befleckt, als deren Beförderer er galt. Und dazu kam, daß die Staatsverwaltung, die freilich seit 20 Jahren hauptsächlich auf die geistlichen Einkünfte angewiesen war, jetzt, da diese wegfielen, — wie denn die Königin ihr Gewissen nur durch Zurück-

1) Micheli: Nell' intrinseco gli animi sono piu che mai alterati, ma non ardiscono di mostrarsi, per la paura che hanno della perdita della vita e delli beni.

gabe aller der Krone zugefallenen Kirchengüter beruhigen zu können meinte, — aus dem regelmäßigen Gange wich, drückende Maßregeln ergriffen, Schulden gemacht, und dann doch die nöthigsten Zahlungen nicht geleistet wurden. Es trat ein Zustand ein, wo man nur noch in der Voraussetzung gehorcht, die bestehende Regierung werde doch nicht lange dauern: wozu hier die schlechte Gesundheit Marias allen Anlaß gab. Aller Augen richteten sich bereits auf die nächste Nachfolgerin, die Tochter Heinrichs von Anna Bolen, Mylady Elisabeth. Welch ein Jubel empfing sie, wenn sie während der Verfolgungen, die auch sie ihres Theils erlebte, in den Straßen von London erschien, noch in der Blüthe der Jugend, aber angegriffen, bleich, geistvoll und stolz. Bald boten ihr die Mitglieder der vornehmsten Häuser wetteifernd ihre Dienste an; sie konnte als die Königin der Zukunft angesehen werden [1]).

Obwohl Maria noch ein paar Jahre lebte, so mußte doch die Absicht, in welcher der Kaiser sie mit seinem Sohne vermählte, schon im Sommer 1555 als gescheitert betrachtet werden. Man erzählt, er sei gewarnt gewesen [2]): aber diese religiös-dynastischen Combinationen waren stärker als seine sonst in Berechnungen geübte Klugheit und Voraussicht: sie rissen ihn mit sich fort.

Sehr begreiflich ist die Ungeduld, mit der er die Nachricht von der Niederkunft der Königin Maria erwartete: er hat den englischen Gesandten einst früh um fünf Uhr an sein Bett kommen lassen, um ihn wegen eines darüber verbreiteten Gerüchtes zu fragen; — nur ungern und langsam überzeugte er sich von der Richtigkeit ihres Vorgebens.

Hätten die Dinge in England sich befestigt, wäre dann, worüber von London aus eifrig unterhandelt ward, ein Friede mit Frankreich zu Stande gekommen, so möchte der Kaiser wohl auch auf der Prorogation des deutschen Reichstags bestanden und der Concession des Religionsfriedens ernsten Widerspruch entgegengesetzt haben.

Statt der Erstarkung des Principes der alten Kirche aber, die

1) Micheli: non è alcuno del regno, nè cavaliere nè signore, che non abbia procurato e procuri tuttavia o entrare nel suo servitio o di metterle qualche suo figlivolo o fratello; tale è l'affettion e l'amore che gli vien portato. Aus den Depeschen von Noailles (V.) sieht man, wie viel Mühe es im Anfang des Jahres 1556 den Franzosen machte, die Anhänger der Elisabeth von einer gewaltsamen Machination abzuhalten.

2) Goselini 201: Gonzaga habe erinnert „dovere, a giudizio suo, la corona di Spagna far poco fundamento dell' Inghilterra pendente dal debil filo di una donna non giovane non sana non fertile.“

man erwartete, brach in der Mitte derselben noch einmal ein neuer Zwiespalt aus.

Im Mai 1555 bestieg ein Mann den römischen Stuhl, den der Kaiser von jeher als seinen persönlichen Feind hatte betrachten müssen, Johann Peter Caraffa, Paul IV, — der nun weit entfernt, sich dem Kaiser anzuschließen, wie Julius III, oder auch nur wie Paul III mit seinen Feindseligkeiten an sich zu halten, ganz offen damit hervortrat, bei der ersten Gelegenheit die Anhänger des Kaisers verfolgte, und nach wenigen Monaten schon so weit war, daß er einen seiner Vasallen aufforderte, seine Truppen fertig zu halten, um die Bewegungen der Kaiserlichen zu unterdrücken. Der alte Hader zwischen Kaiserthum und Papstthum brach nochmals aus. Wenn es dem kaiserlich-toscanischen Heer unter dem Marchese von Marignano um diese Zeit gelang Siena wieder zu erobern, Stadt und Gebiet, auch Portercole (April bis Juni), und spanisch-deutsche Besatzungen daselbst einzuführen, so gewannen dagegen die Franzosen an einem Papst, der ihre alten Absichten auf Neapel offen begünstigte und um den sich alle Mißvergnügten aus den italienischen Ländern des Kaisers sammelten, einen stärkeren Rückhalt, als sie seit vielen Jahren gehabt. Man mußte sich auf einen Krieg gefaßt machen, der das ganze System der spanischen Herrschaft in Italien, das in Folge der letzten Kriege aufgerichtet worden, noch einmal in Frage stellen, und vielleicht ein entgegengesetztes, das der französischen Uebermacht, herbeiführen konnte.

Man darf sich nicht verhehlen, daß diese Lage von Europa auch auf die deutschen Angelegenheiten eine große Rückwirkung ausgeübt hat. In einem Augenblick, wo sich die Türken zwischen Donau und Drau gegen Oestreich ausbreiteten und die Grenzen gefährdeten, hatte es keine Hülfe weder vom Kaiser noch vom Papst zu hoffen. Der König war nur auf Deutschland und seine Erblande angewiesen. Daß dem so war, machte den Abschluß des Religionsfriedens dringend nothwendig. Auch der Kaiser konnte sich dieser Ueberzeugung nicht verschließen. Lange Zeit hatte er dem König auf keine Anfrage geantwortet, endlich gegen den Schluß des Reichstages sprach er ihm seine Anerkennung darüber aus, daß er es bei den Reichsständen noch so weit gebracht habe, als dies der Fall war, für sich selbst freilich mit der erneuerten Erklärung, daß er sich in die Religionsangelegenheiten nicht einlassen wolle[1]).

1) de non plus m'envelopper en ce point de la religion. Der Kaiser an Ferdinand 19. Sept. bei Lanz III, 684.

Ueberhaupt aber war er seit einiger Zeit damit beschäftigt, sich von den Geschäften zurückzuziehen.

Die Vermählung seines Sohnes mit Königin Maria hatte er dadurch gefeiert, daß er denselben seiner Gemahlin auch an Rang gleichstellte und ihm das Königreich Neapel übertrug, und zwar nicht allein dem Titel nach: gleich darauf ward es im Namen Philipps mit allen bei einem Thronwechsel herkömmlichen Formen in Besitz genommen[1]). Auch Mailand übertrug er ihm, und belehnte ihn mit Siena, ehe dies noch erobert war. Hatte er ihn nicht zu seinem Nachfolger im Kaiserthum machen können, so überließ er ihm wenigstens diese italienischen Länder, an die ihm freilich kein andrer Rechtstitel zustand, als die alte Oberherrlichkeit der Kaiser darüber. Diese Uebertragung ist der Act, durch welchen diese Länder ihren alten Zusammenhang mit dem Reiche, das dabei in keiner Weise zu Rathe gezogen ward, vollends verloren haben. Damals war damit noch eine innere Regierungsveränderung verknüpft. Die bisherigen Repräsentanten des Kaisers in Italien konnten sich nicht mehr halten. Don Diego Mendoza, dem wir erst in Flandern, dann in England begegnen, begab sich nach Spanien. Ferrante Gonzaga ward nach den Niederlanden berufen und dort einer strengen Untersuchung seines Verhaltens unterworfen, die zwar mit persönlicher Freisprechung, aber doch nicht mit Herstellung in sein Amt endigte. Im Juni 1555 erschien der Herzog von Alba als Generalvicar Philipps II in Italien; die Toledanische Partei, der auch der Herzog von Florenz angehörte, behielt unter dem Einfluß des neuen Fürsten zunächst den Platz. Und auch hiebei konnte es sein Verbleiben nicht haben. Lange Zeit brachte man, auch nach der Uebertragung, alle Geschäfte, die sich auf Italien bezogen, zunächst an den kaiserlichen Hof. Erst nachdem hier Berathung darüber gepflogen und vorläufig Beschluß gefaßt war, wurden sie dem königlichen Hofe zu London mitgetheilt. Dadurch entstand nun nicht allein eine neue, sehr unzuträgliche Verzögerung, sondern bald gaben sich auch Meinungsverschiedenheiten der Minister und der Höfe kund. „Was wir hier diesseit machen", heißt es in einem Schreiben vom Hofe Philipps, „wird von Euch da drüben verdorben, und von uns, was Ihr macht"[2]). Nachdem Mendoza

1) Informatione di quanto è passato tra il C^le^ di Pacecho ed il marchese di Pescara nel pigliar il possesso del regno di Napoli, und Ragguaglio del preso, Inf. pol. XII.

2) Mitgetheilt in den Dispacci fiorentini, aus denen noch einige Auszüge folgen.

und Gonzaga gefallen, konnte sich auch Granvella, ja selbst Königin Maria, welche bisher die Regierung in der Nähe des Kaisers ungefähr in demselben Sinne geleitet, wie jene in Italien, nicht länger in ihrer Autorität behaupten. Das neue System, das Philipp gündete, trieb das alte mit Nothwendigkeit aus seiner Stelle.

Da ereignete sich nun, daß Donna Juana, die Mutter des Kaisers, deren Name, mit dem ihres Sohnes vereinigt, noch immer an der Spitze aller königlichen Erlasse stand, nach einem besonders heftigen Ausbruch ihres Wahnsinns endlich verstarb. Um die Vorkehrungen zu treffen, die hiedurch erforderlich wurden, und den Spaniern die Genugthuung zu geben, die sie in der Anwesenheit eines Fürsten aus dem regierenden Hause von jeher erblickten, schien es nöthig, daß entweder Carl selbst oder Philipp nach Spanien ginge.

Eine Zeitlang schwankten die Meinungen in Brüssel, welcher von Beiden diese Reise unternehmen würde: ein ernstlicher Zweifel konnte aber wohl niemals obwalten.

Dem Kaiser hatten seine Aerzte längst gerathen, sich nach einem wärmeren Himmelsstrich, in reinere Luft zurückzuziehen. Den jungen König würde dagegen eine Entfernung vom Mittelpunkt der Geschäfte, an denen er kaum Antheil zu nehmen begonnen hatte, um allen Einfluß darauf und auch um sein Ansehen in Europa gebracht haben: die Gegner des Hauses wünschten nichts Besseres. Wenn sich dagegen der Kaiser entfernte und Philipp in den Niederlanden blieb, wie er denn daselbst im September 1555 erschien, so war die natürliche Folge, daß die Regierung auch dieser Lande, wie der itailenischen, an ihn überging[1]). Die bisherige Verwaltung hätte ohnehin neben seinen Ministern keinen Augenblick bestehn können.

Man hat damals gemeint, Königin Maria, die auch während der Anwesenheit des Kaisers die Leitung der Regierung in ihrer Hand behielt, habe sie ungern aufgegeben[2]): urkundlich findet sich nur, daß sie den Kaiser kurz vorher auf das Dringendste ersucht hat, sie von dieser Last zu befreien[3]). Denn nur bis auf die Rückkehr ihres Neffen habe sie dieselbe übernommen: als Frau sei sie, besonders in Kriegszeiten, doppelt unfähig sie zu führen. Unter den Gründen,

1) Lettre au comte de Lalaing 26. Sept. bei Gachard Analectes belgiques 70.

2) Je ne scay qu'il n'y a pas jalousie. Anonymes Schreiben bei Gachard Retraite et mort de Charles V 65.

3) Marie à l'empereur vers la fin d'Aoust; Papiers d'état de Granvella III, 477.

die sie angiebt, dürfte der folgende der wahrhafteste sein. Ein untergeordneter Fürst habe darin, sagt sie, eine schwerere Stellung als ein regierender, weil dieser nur zur Rechenschaft gegen Gott verpflichtet sei, jener aber zur Rechenschaft zugleich gegen Gott und den souveränen Fürsten selbst; sie hege die vollkommenste Hingebung gegen ihren Neffen; dennoch würde es für sie in ihren Jahren eine harte Sache sein, nachdem sie dem Kaiser bis zum Ende gedient habe, wieder von vorne mit dem A-B-C anzufangen; sie wolle bei Einem Gott und Einem Herrn und Meister bleiben. Wie auch die Worte lauten, dabei bleibt es doch, daß sie unter dem König, ihrem Neffen, die Regierung nicht zu führen entschlossen war.

Von dem hört man, daß er des Landes und seiner Hülfsquellen vollkommen Meister sein wollte: um der schwierigen Lage, in der man sich befand, gewachsen zu sein. Nach einigem Schwanken gab der Vater ihm nach.

Gegen Ende September kündigte der Kaiser den vornehmen Herren und den Ständen der Provinzen seine Absicht an, nach seinen spanischen Königreichen zu gehen, und weil ihm seine Gesundheit sich den Mühseligkeiten und Reisen, wie die bisher unternommenen, zu unterziehen verbiete — so daß eine Rückkehr nicht in Aussicht stand, — zugleich seinen Entschluß, die diesseitigen Landschaften an seinen Sohn abzutreten, welcher von ihnen schon als ihr künftiger Herr und Fürst anerkannt worden sei. Von einer Verzichtleistung auf die Gesammtregierung geschah dabei keine Andeutung, aber von weitester Aussicht war es doch, daß er den Entschluß aussprach, die Niederlande, die als die vornehmste Grundlage seiner persönlichen Weltstellung angesehen werden konnten, bei Lebzeiten an seinen Sohn zu überlassen. Er forderte die Provinzen auf, ihre Deputirten, mit den erforderlichen Vollmachten versehen, demnächst nach Brüssel zu schicken, um der Uebertragung beizuwohnen.

Hie und da fand sich doch in einer und der andern Provinz einige Widerrede. Man meinte wohl der Abdankung beiwohnen, aber den neuen Fürsten als solchen nicht anerkennen zu können, bevor er nicht persönlich in ihrer Mitte erschienen sei. Nachdem die Sache einmal beschlossen war, gab sich Königin Maria alle Mühe, diesen Widerspruch zu beseitigen; die Vollmachten wurden in der bestimmten Form, in der man sie brauchte, in die Provinzen geschickt, und als die Deputirten ankamen, dem Kaiser erst vorgelegt[1]).

1) Le Prince à la Princesse d'Orange 28. Sept., bei Groen v. Prinsterer Archives de la maison d'Orange Nassau I, p. 17.

Auch die Ritter des goldnen Vließes waren einberufen: in deren Versammlung begann am 21. October 1555 der feierliche Act der Abdication. Der Kaiser zeigte sich weder kirchlich noch politisch sehr friedfertig gestimmt. Er eröffnete dem Capitel, daß er dem König Heinrich II von Frankreich den Michaelsorden zurückzuschicken gedenke, nicht allein wegen der andauernden Feindseligkeit, die ihm derselbe beweise, sondern auch, weil er Ketzer und Verräther in seinen Orden aufgenommen. Die Frage ward erhoben, ob Churfürst Friedrich von der Pfalz, der des Lutherthums verdächtig sei, noch ferner zu dem Capitel berufen werden könne. Die Hauptsache der Verhandlung war, daß der Kaiser den Versammelten seine Absicht ankündigte, wie die Regierung der diesseitigen Länder sammt Burgund, so auch die Würde eines Hauptes und Souveräns des Ordens vom goldnen Vließ, die an dieselbe sich knüpfe, auf seinen Sohn, den König von England, zu übertragen. Philipp trat einen Augenblick ab, während dessen die Ritter sich besprachen. Man kann denken, daß sich keine Stimme gegen den Vorschlag erhob, doch sollte keine Form unbeobachtet bleiben. Als Philipp wieder eintrat, ward er als der neue Souverän des Ordens beglückwünscht, und man faßte den Beschluß, demgemäß dessen Siegel zu verändern [1].

Hierauf, am 25., versammelten sich die Mitglieder der Stände im kaiserlichen Palast. Es war derselbe Saal, in welchem Carl vor vierzig Jahren für mündig erklärt worden, und damit die Regierung von Brabant angetreten hatte. Jetzt waren die Deputationen aus den gesammten Provinzen beisammen; nach der unter denselben hergebrachten Rangordnung nahmen die Abgeordneten, die von jeder aus den drei Ständen genommen waren, ihre Plätze auf den Bänken ein.

Es war um drei Uhr Nachmittags, denn früher erlaubte der Zustand seiner Gesundheit dem Kaiser nicht auszugehen, als er mit seinem Hof in die Versammlung eintrat. Jedermann erhob sich. Der Kaiser, der an einem Stab einherging, stützte sich überdies mit seiner Hand auf die Schulter des Prinzen von Oranien, indem er nach seinem erhöhten Sitze schritt; zu seiner Rechten nahm sein Sohn, zu seiner Linken seine Schwester Platz.

Nachdem einer seiner gelehrten Räthe die Proposition der Uebertragung vorgetragen hatte, ergriff er selbst das Wort. Er hatte ein Papier in den Händen, auf dem er sich einige Notizen verzeichnet hatte; seine Stimme war noch laut genug, um allenthalben verstanden zu

1) Reiffenberg Histoire de l'ordre de la toison d'or p. 441.

werden. Er erinnerte an jenen seinen Eintritt in die Regierung, an den bald darauf erfolgten Tod seines Großvaters, Ferdinand des Katholischen, der ihn nach Spanien zu gehen genöthigt, und an die Kaiserwahl in Deutschland, um die er sich hauptsächlich zum Vortheil der diesseitigen Landschaften bemüht habe. Er zählte die mancherlei Reisen auf, die er von einem Land nach dem andern, zu Land und zur See, habe unternehmen, und gedachte der Kriege, die er nothgedrungen habe führen müssen. Von diesen Mühseligkeiten leitete er den elenden Zustand her, in dem er sich befinde. Und schon längst habe er die Unzulänglichkeit seiner Kräfte für eine so große Last empfunden, aber nachdem der Krieg wieder ausgebrochen, habe er sie auch auf keine andern Schultern wälzen wollen, zumal da auch sein Sohn noch zu jung gewesen wäre, um sie zu übernehmen; er habe alles gethan, was in seinen Kräften gestanden, er bedauere nur, daß es nicht mehr gewesen sei. Er erwähnte dann mit einem dankbaren Lobspruch des Eifers, mit dem sich seine Schwester der Regierung angenommen, von ihr würden sie auch erfahren haben, wie so die letzten Unterhandlungen mit Frankreich gescheitert seien; es thue ihm leid, aber anders sei es nicht: er könne ihnen den Frieden nicht verschaffen. Aber den Krieg zu führen fühle er sich nunmehr vollkommen unfähig; dagegen sei sein Sohn zu männlichen Jahren gelangt; es sei lediglich Besorgniß vor der Widerwärtigkeit, die aus seiner eignen Unfähigkeit, seinem Beruf zu genügen, entspringe, wenn er seine Stelle und die Niederlande an ihn abtrete.

Die Rede des Kaisers war darauf berechnet, seine Abdication als eine Nothwendigkeit, selbst als eine Pflicht zu motiviren. Daran knüpfte er eine Ermahnung zum Gehorsam gegen den neuen Fürsten, zur Eintracht und zu streng-katholischer Kirchlichkeit; er bat Die um Verzeihung, denen er wider seinen Willen Unrecht gethan haben möge. Nicht das etwa, fügte er noch hinzu, thue ihm leid, daß er die Herrschaft aufgebe, sondern es schmerze ihn, daß er das Vaterland, worin er geboren worden, und so viele treuergebene Vasallen verlassen müsse; der Tod seiner Mutter rufe ihn nach Spanien[1]). Die Anwesenden wurden von dem Gefühl ergriffen, das sich beim Anblick der Vergänglichkeit menschlicher Größe und des irdischen Daseins

1) Die letzte Wendung berichtet der Florentinische Gesandte; auch eine spanische Relation erwähnt sie. Sonst bin ich ganz auf das Recueil de ce, que l'empereur dit de bouche etc. bei Gachard Analectes belgiques 87 zurückgegangen. Ich füge darüber (im 6. Band) eine nähere Erörterung hinzu.

der Gemüther unwiderstehlich bemächtigt; dem Kaiser selber stiegen die Thränen auf.

Auch Königin Maria legte in dieser Versammlung das Amt einer Regentin nieder. Sie bat wegen der Fehler, die sie begangen haben werde, um Verzeihung: mit frauenhafter Verbindlichkeit fügt sie hinzu, wenn deren nicht mehr vorgekommen seien, so verdanke sie das nur dem Beistand und guten Rath der Stände selbst [1]. Dabei hatte sie jedoch ein sehr bestimmtes Gefühl von der Veränderung der Gesinnungen der Menschen, in Bezug auf den Fürsten sowohl, wie in der Religion. — So sprechen Andre Besorgniß vor den unerfahrenen Leuten, die in die Verwaltung eintreten würden, und vor deren neuen Maßregeln aus.

Ein Moment voll Schicksal und Zukunft! Da war der mächtige Kaiser, der bisher die großen Angelegenheiten der Welt verwaltet hatte; mit denen, die ihm zunächst standen, beinahe der Generation, die ihn umgab, nahm er Abschied. Neben ihm erschienen die Männer, denen die Zukunft gehörte, Philipp II und der Prinz von Oranien, in denen sich die beiden entgegengesetzten Directionen repräsentirten, die fortan um die Weltherrschaft kämpfen sollten.

Unverzüglich empfing der neue Fürst von den Ständen den Eid der Treue; — sogleich zeigte sich, daß die begonnene Veränderung dabei nicht stehen bleiben würde.

Da widrige Winde und ein Krankheitsanfall den Kaiser an sofortiger Abreise verhinderten, so wurden die wichtigsten Sachen, auch wenn sie z. B. Italien betrafen, wie denn der Florentinische Gesandte den Auftrag hatte, den Kaiser von allem in Kenntniß zu setzen, nach wie vor an ihn gebracht. Er wies sie nicht von sich; da er aber nicht gesund genug war, sie zu erledigen, und nur die Antipathien und Reibungen der beiderseitigen Minister darüber erwachten, so führte dies zu einer Krisis, aus der die vollständige Abdankung hervorging.

An sich leuchtet ein, daß bei den engen Beziehungen, die sich zwischen den Ländern des Kaisers gebildet, eine Trennung derselben in zwei verschiedene Administrationen die größten Schwierigkeiten darbot. Ganz unübersteiglich zeigten sie sich in einem Augenblicke, wo ein neuer großer Krieg bevorstand. Gegen Ende des Jahres liefen Nachrichten von einem zwischen Paul IV, dem König von Frankreich und dem Herzog von Ferrara zu einer neuen Vertheilung der ita-

1) Discours de la reine Marie. Analectes belgiques 99.

lienischen Länder getroffenen Bündniß ein [1]). Man muß bekennen, die Minister Philipps II hatten nicht Unrecht, wenn sie erklärten, die burgundischen und italienischen Länder ohne Beihülfe der spanischen nicht vertheidigen zu können. Wir haben unverwerfliche Nachrichten, daß Philipp II, von einigen Italienern, wie Tornabuoni, noch besonders angefeuert, dies seinem Vater eines Tages sehr lebhaft und ernstlich vorgestellt hat.

Und zugleich erhob sich in dem Kaiser, bei dem es für alle sein Thun eines äußern Anstoßes bedurfte, eine Sehnsucht nach Zurückgezogenheit und klösterlicher Büßung, mit der er sich schon lange getragen, zu vollem Bewußtsein.

Noch als seine Gemahlin lebte, hatten sie sich wohl geträumt, am Ende ihrer Tage, nach abgelegter Herrlichkeit der Welt, in ein paar benachbarten Klöstern zu leben, er in einem Mannsconvent, sie unter Klosterfrauen, und dann unter dem Altar einer Kirche gemeinschaftlich begraben zu werden.

Bei der Rückkehr von dem unglücklichen Unternehmen gegen Algier an die spanische Küste bemerkte man, welchen Eindruck der Friede, die Einsamkeit und die einfache Lebensweise des ersten Klosters, das er antraf, auf ihn machte.

Im tiefsten Geheimniß vertraute er bald darauf, im Jahre 1542, zu Monzon, dem Francisco de Borja seine Absicht, sich einmal in ein Kloster zurückzuziehen, mit ausdrücklichen Worten an.

Damals aber hatte ihn der Strom der Ereignisse noch einmal ergriffen: im Grunde ist das Meiste, was sein Andenken in der Welt unvergeßlich gemacht hat, erst nachher geschehen; er hatte noch einmal den kühnen und großartigen Versuch gemacht, seinen Begriff eines römisch-gläubigen Kaiserthums zu realisiren; damit aber war es nun auch vorbei.

Was war ihm an der Macht gelegen, wenn sie ihm nicht mehr zur Ausführung seiner Gedanken dienen konnte? Als er sich in dem Falle sah, den unbedingten Frieden in Deutschland zwar nicht ausdrücklich bestätigen zu müssen, — niemals hätte er das gethan, — aber ihm doch auch nicht widerstreben zu können, meldete er seinem

1) Disp. Fiorentino 4. Genn. 1555 (56): Questa freddezza (zwischen den beiden Fürsten) è nata di poi la venuta del capitano Alessandro Tomasi, il quale vuole a tutti i partiti dar ad intendere a queste MM[a] ed alli loro ministri, che i Franzesi unitamente col Papa voglion romper a guerra nel regno (di Napoli). Noch war Sicilien als zu Aragon gehörig unter kaiserlicher Verwaltung.

Bruder, daß er ihm die kaiserliche Würde überlasse. Nur in der besondern Bedeutung, wie er das Kaiserthum gefaßt, hatte es Werth für ihn.

Und dazu kam noch eine Gewissensbedrängniß sehr persönlicher Art, die jetzt erst hervortaucht. Er bekannte, er habe Unrecht daran gethan, daß er sich aus Liebe zn seinem Sohne nicht zum zweiten Male vermählt habe, und verhehlte nicht, daß er darüber in Sünden gefallen sei, die er jetzt büßen wolle, um sich vor seinem Ende mit seinem Gott zu vergleichen[1]).

Am 15. Januar 1556, in einer Versammlung der angesehensten Spanier, die sich in den Niederlanden befanden, in Anwesenheit der beiden Königinnen, seiner Schwestern, übertrug der Kaiser auch die spanischen Königreiche an seinen Sohn.

In allen spanischen Hauptstädten, auf der Halbinsel selbst und in den Vicekönigreichen auf einer andern Hemisphäre, wurden darauf die Fahnen für den König Don Felipe den Zweiten erhoben: nicht anders, als ob König Carlos, für sie dieses Namens der Erste, bebereits gestorben sei.

So rasch und leicht konnte es nun aber mit der Uebertragung des Kaiserthums nicht gehn.

Wie Ferdinand später erzählt, langte unmittelbar vor dem Schlusse des Reichstags von 1555 der kaiserliche Geheimschreiber Pfinzing bei ihm in Augsburg an mit der mündlichen und schriftlichen Anzeige, daß Carl das Kaiserthum ihm abzutreten wünsche, und zwar unverweilt: noch die damalige Reichsversammlung sollte diese Sache zu Ende bringen[2]). Ferdinand zeigte, wie unmöglich dies sei, da die Versammlung noch an demselben Tage geschlossen werden müßte, und die Sache ohnehin nicht vor den Reichstag, sondern vor die Churfürsten gehörte. Er versichert, er habe alles gethan, um den Kaiser von diesem Gedanken zurückzubringen: vier Mal nach einander, durch Pfinzing und Gusman, dann durch seine Söhne Ferdinand und Maximilian habe er ihm Gegenvorstellungen machen lassen, es sei aber alles vergeblich gewesen.

Manche wollten vermuthen, Ferdinand habe absichtlich gezögert, die Sache in Gang zu bringen, um nicht etwa seinem Neffen Gelegenheit zur Erneuerung seiner alten Versuche zu geben[3]), wie denn

1) Bericht bei Arnoldi Historische Denkwürdigkeiten p. 31.

2) Kaiserlicher Majestät Selbstrede, in den Acten der Resignation des Kaiserthums in Hoffmanns Sammlung ungedruckter Nachrichten p. 27.

3) Cabrera Felipe segundo p. 31.

wenigstens der Einwand, den die Churfürsten machten, daß man nicht so viele Häupter auf einmal haben könne, durch die Abdankung wegfiel. Allein ich finde davon keinen Beweis. Noch vor dem Reichstag hatte der Kaiser seinem Bruder die Versicherung gegeben, daß seine Absicht nicht dahin gehe; nach seiner Art nicht ausdrücklich, aber unzweideutig: daran hielt er fest.

In dem Briefwechsel zwischen beiden Brüdern in den Jahren 1555 und 1556, so weit ihn das Brüsseler Archiv aufbewahrt, findet sich überhaupt das alte herzliche Verhältniß wieder, das früher so lange obgewaltet: war etwas dazwischen vorgefallen, so war das nun so gut wie vergessen.

„Wo ich auch sein möge", schreibt Carl am 19. Oct. 1555, zu einer Zeit, wo von seiner nahen Abreise die Rede war, „immer werdet Ihr in mir meine alte brüderliche Zuneigung finden, und ich will alles dafür thun, daß sich unsre Freundschaft auch unter den Unsern fortsetze."

„Ich darf versichern", antwortete Ferdinand, „daß ich nichts mehr wünsche, als in der Unterthänigkeit und brüderlichen Freundschaft, die ich bisher gegen Ew. Majestät gehegt, bis ans Ende zu verharren: so bleibe es auch unter unserer Nachkommenschaft: ich werde die Meinen anweisen, daß sie denselben Weg wandeln."

Noch einmal versichert hierauf der Kaiser seinen Bruder der Liebe, die er ihm schuldig sei: das wisse Der, der sie geschaffen; ein großer Trost würde es ihm gewesen sein, Ferdinand noch einmal vor seiner Abreise zu sprechen.

Ferdinand sendete wenigstens Maximilian, der sonst nicht in Gnaden gestanden; aber jetzt ward auch dies Verhältniß ausgeglichen: alle gegenseitigen Ansprüche wurden freundlich gehoben, und Maximilian muß gestehn, daß er sehr gut behandelt worden sei.

Sorgfältig vermied der Kaiser jede weitere Theilnahme an Geschäften, die mehr als bloße Canzleisachen waren. Zu der Reichsversammlung, die im Juli 1556 in Regensburg eröffnet ward, verweigerte er Abgeordnete zu schicken, was er doch noch vor dem Jahre gethan, so daß er jetzt auch gar nicht mehr gefragt werden konnte. „Ich werde mich", schreibt Ferdinand, „dem Wunsche Ew. Majestät fügen, und im Namen Gottes, so weit er es mir eingeben wird, die Geschäfte führen." Man sieht, es ist das Gefühl des Beginnens, das sich in diesem Briefe ausspricht: die Leitung dieser Versammlung ist der Anfang der selbständigen Reichsverwaltung Ferdinands.

Endlich, im September 1556, kam dann auch die Zeit, wo der

Kaiser wirklich von Seeland aus nach Spanien unter Segel ging. Es war eine seiner letzten Handlungen in diesseitigen Landen, daß er eine Gesandtschaft, an deren Spitze Wilhelm von Oranien stand, abordnete, um den Churfürsten seine Verzichtleistung zu Gunsten seines Bruders anzukündigen. In der Urkunde sind die Ausdrücke, die jede Bedingung dabei ausschließen, recht absichtlich dabei gehäuft. Es heißt darin, er trete demselben das heilige Reich und römische Kaiserthum ab, sammt dessen Verwaltung, Titel, Hoheit, Scepter und Krone, mit allen jeglichen Rechten, frei, vollkommen, unwiderruflich.

Wenn Ferdinand nicht rascher vorschritt, so liegt das nur daran, daß die Dinge in Deutschland überhaupt langsam gehn und vor allem gut vorbereitet sein wollen.

Als die Churfürsten zuerst, doch nur im Allgemeinen Nachricht von dem Vorhaben der Uebertragung des Reiches erhielten und zu einer Zusammenkunft deshalb eingeladen wurden, fürchteten sie fast, es werde nur von der Verwaltung die Rede sein, und Carl werde sich Titel und Krone vorbehalten wollen.

Sie urtheilten, daß dies nicht genügen würde, und nicht unmerkwürdig sind die Gründe, die Sachsen und Brandenburg, welche bei Gelegenheit einer festlichen Zusammenkunft darüber beriethen, dagegen anführen[1]).

Sie meinen, dann könne es dem Kaiser unter veränderten Umständen wohl beikommen, die Verwaltung einmal wieder zu ergreifen, Truppen ins Reich zu führen, einen Fremden zum Kaiser zu machen, und die Churfürsten, die ihre Stimme dazu nicht geben wollten, mit Gewalt zu erdrücken. Oder im Gegentheil, wenn das nicht geschehe, der Kaiser nur den Namen führe und nicht das Amt verwalte, so könne der Papst daher Anlaß nehmen, die kaiserliche Krone auf Frankreich, wie er ohnehin wünsche, zu übertragen.

Ueberhaupt aber müsse womöglich der Gefahr ein Ende gemacht werden, daß der König von Frankreich, durch seine Kriege mit dem Kaiser veranlaßt, gegen das Reich um sich greife; leicht könne derselbe sonst den Rheinstrom gewinnen.

Wir sehen wohl, diese ganze Combination, nach welcher ein Fürst, dessen Macht auf außerdeutschen Verhältnissen beruhte, die Krone inne hatte, und dadurch entweder, wenn er stark und mächtig

1) Berathschlagung sächsischer und brandenburgischer Räthe. 1557. (Berl. Arch.)

war, die Freiheit des Reiches gefährdete, oder wenn er das nicht war, die Grenzprovinzen dem gewaltsamen Umsichgreifen seiner Feinde aussetzte, wünschten sie abgestellt zu sehen. Eine Uebertragung der Verwaltung verwarfen sie nur als unvollständig: aus demselben Grunde aber waren sie sehr geneigt die Verzichtleistung anzunehmen.

Eine Zeitlang war die Mahlstatt der Versammlung zweifelhaft. Ferdinand wünschte einen den Erblanden bequem gelegenen Ort, etwa Eger oder auch Ulm, die Churfürsten beharrten auf dem für die Wahlhandlungen durch das Herkommen festgesetzten Frankfurt; darüber ward dann weitläuftig hin und her geschrieben, und es dauerte bis in den Anfang des Jahres 1558, ehe man — und zwar eben in Frankfurt — zusammenkam.

Am 25. Februar 1558 hörten die Churfürsten das Anbringen des Prinzen von Oranien, der sich entschuldigte, daß sein Beglaubigungsschreiben von so altem Datum sei.

Da der Antrag mit den Wünschen, die sie hegten, zusammentraf, so fiel jeder Widerspruch weg. Sie ergriffen nur die Gelegenheit, durch die von dem römischen König zu beschwörende Capitulation den zuletzt getroffenen Reichseinrichtungen eine neue Festigkeit zu geben.

Noch einmal wurde hier der zu Passau vorgelegten Beschwerden gedacht: wir finden sie aufs neue Punkt für Punkt von den churfürstlichen Räthen begutachtet; allein wenn man sich schon in Augsburg überzeugt hatte, daß die meisten durch die dort beschlossenen Einrichtungen von selbst erledigt worden, so war das jetzt, da Würde und Verwaltung des Kaiserthums auf immer an Ferdinand übergingen, noch mehr der Fall: — man hielt für hinreichend, sie demselben, wie sie waren, zu übergeben, damit er selbst sehen möge, was davon noch abzustellen sei.

In der Capitulation dagegen ward nun die Verpflichtung auf die Reichsbeschlüsse des Jahres 1555 überall, wo die Gegenstände derselben in Erwähnung kamen, so nachdrücklich wie möglich eingeschaltet. Ferdinand gelobte, den Religionsfrieden sowohl als den Landfrieden und dessen Handhabung, wie sie im Jahre 1555 aufgerichtet worden, und die dort zu Stande gekommene revidirte Kammergerichtsordnung stät und fest zu beobachten. Er versprach, nichts dagegen weder selbst zu verfügen, noch sich von einzelnen Ständen bewilligen zu lassen, noch auch anzunehmen, wenn es ihm bewilligt würde. Alle frühern Reichsordnungen sollten nur gültig sein, insofern sie mit den Beschlüssen vom Jahre 1555 übereinstimmen.

Am 14. März 1558 beschwor zuerst Ferdinand in Gegenwart sämmtlicher Churfürsten in der Churkapelle der Bartholomäuskirche diese Capitulation; hierauf setzte ihm der Erzkämmerer des Reiches, Churfürst Joachim II, die goldene Krone auf; dann begaben sie sich sämmtlich auf eine dort vor dem hohen Chor aufgerichtete Bühne. Indem sie sich hier nach althergebrachter Ordnung niedergelassen: zur Rechten des Kaisers Mainz und Pfalz, zur Linken Cöln, Sachsen und Brandenburg, vor ihm Trier, — die Unterämter von Pfalz und Sachsen, Seldeneck und Pappenheim, standen mit Reichsapfel und Schwert vor Ferdinand, Joachim II hielt das Scepter selbst in seiner Hand, — stiegen von der andern Seite eine breite Brücke, welche die Kirche mit der Bühne verband, die Bevollmächtigten Carls V, der Prinz von Oranien und der Vicecanzler Seld, hinauf. Seld verlas die kaiserliche Vollmacht und die Urkunde der Cession; Dr. Jonas die der Annahme von Seiten Ferdinands, die denn hauptsächlich enthielt, daß er mit dem Rathe der Churfürsten, den er sich erbat, zu regieren gedenke. Hierauf ward König Ferdinand als erwählter römischer Kaiser proclamirt. Im Namen der Churfürsten begrüßte ihn der Erzcanzler des Reiches, im Namen der Reichsfürsten, die sich sehr zahlreich eingefunden, Christoph von Würtemberg; Ferdinand gelobte ihnen ihre Privilegien zu halten. Man sah, daß sich Alle, welches auch ihre religiösen Meinungen sein mochten, wieder als eine Einheit fühlten, auf dem Grunde des von keiner künftigen dogmatischen Festsetzung abhängigen immerwährenden Friedens. Der Gottesdienst, mit welchem sie die Feierlichkeit beschlossen, war so eingerichtet, daß die Einen und die Andern demselben beiwohnen konnten.

Man fühlte, daß es auch außerhalb der dogmatischen Gegensätze etwas gebe, was doch auch Religion sei, obgleich es sich nicht so leicht aussprechen ließ; hauptsächlich aber sah man, daß jenseit der Fragen über Mein und Dein, die daraus entsprungen, und jenseit aller damit zusammenhängenden politischen Irrung, noch etwas Gemeinsames liege, was man schlechterdings festhalten müsse: die Idee des des Reiches. Carl V hatte in dem Kaiserthum ein ihm zugefallenes, von ihm persönlich geltend zu machendes Recht gesehen: jetzt kam dasselbe wieder an die Gemeinschaft der Fürsten zurück. In jenem Verzeichniß der Beschwerden wird der Begriff des heiligen Reiches festgehalten; es wird als ein solches bezeichnet, das auf dem Wege freier Wahl sich selbst und der ganzen Christenheit ein weltliches Haupt zu setzen habe, und nach den alten Rechten und Herkommen,

mit Wissen, Willen und Rath der Stände zu regieren sei [1]). Man faßte dabei sehr gut die doppelte Beziehung der innern Ordnung und des äußern Ranges, auf denen es beruht, die mit einander gegründet worden, nicht an die Person, sondern an die Gemeinschaft geknüpft waren, und die man nicht fallen lassen durfte. Ein Jeder fühlte wohl, daß er außerhalb dieser Vereinigung nur wenig bedeute.

Besonders waren die sechs Churfürsten davon durchdrungen.

Gleich bei der Einladung zu einer persönlichen Zusammenkunft hatten Sachsen und Brandenburg den Gedanken gefaßt, dieselbe zur Erneuerung des Churfürstenvereins zn benutzen, der lange Zeit die vornehmste Macht im Reiche gebildet. Sie waren der Meinung, auch das frühere Ansehen des Collegiums lasse sich wiedergewinnen, wenn es nur in allem zusammenhalte, was die Wohlfahrt des Reiches und die eigne Hoheit anlange [2]).

Es kam ihnen hiebei zu Statten, daß die Erinnerung an die alten Rechte durch ein neues Verdienst wieder belebt worden war. Wie wir sahen, waren die Einrichtungen des Reichstages von 1555 in alle dem, worin man sich vereinigt hatte, das Werk des Churfürstenrathes.

In dem neuen Vereine nun, der wenige Tage nach dem Acte der Renunciation, am 18. März, zu Stande kam, gelobten die Churfürsten vor allem, über diesen Ordnungen zu halten und einander zu Hülfe zu kommen, wenn einer von ihnen „dem Frieden in Religions- oder Profansachen zuwider" angegriffen werden sollte. Bei dem Entwurf der Capitulation hatten sie sich das Recht vorbehalten wollen, nur in ihrem eigenen Rathe zu deliberiren, nicht zu einem Ausschuß aus beiden Räthen genöthigt zu werden, — was in der letzten Versammlung ihnen und der gemeinen Sache so vortheilhaft gewesen war: — Ferdinand hatte jedoch aus Rücksicht auf das Fürstencollegium Bedenken getragen dies zu genehmigen: sie halfen sich dadurch,

1) „Nachdem das heil. Reich deutscher Nation ein frei reich ist — das aus seinen eignen Gliedern durch frei ordentliche wal der Churfürsten ein weltlich haupt zu erkiesen hat, welches haupt gleichwol in sachen dasselbig Reich belangend, vermöge der guldnen bull, und altem herkommen nach, mit Wissen, Willen und Rath der Stände und sonderlich der sechs Churfürsten als der vornehmsten Glieder regieren soll." Kurtzer Bericht etlicher gemeiner auch sonderbarer beschwerungk des heil. reichs deutscher Nation — allein zu weiterm Nachdenken und Erinnerung gestalt. (Archiv zu Berlin.)

2) „Und wurden die kais. und kön. Mt., wan sie sehen, das die Churfürsten sich wiederum freundlich zusammenhielten, und in dem das des heil. reichs wolfahrt und ire selbst churfürstliche Würde und Hochheit anlangete, vor einen man stunden, ungezweifelt vil underwegen lassen."

daß sie in dem Vereine übereinkamen, zu einem solchen Ausschuß niemals einzuwilligen. Mit besonderm Nachdruck verpflichteten sie sich, Einer den Andern nicht etwa um der Religion oder der Ceremonien willen von den Wahlen auszuschließen, dazu unfähig zu achten. Sie betrachteten sich fortwährend als die vordersten Glieder des römischen Reiches; auch nachdem die Hälfte von ihnen sich von der römischen Kirche getrennt hatte, in ihrer Gesammtheit als die Säulen des Reiches und der Christenheit. Sollte sich Jemand, wer auch immer, unterwinden, das heilige Reich der deutschen Nation zu entziehen und auf eine andre zu übertragen, so wollen sie sich gemeinschaftlich dagegen setzen, Keiner soll den Andern verlassen. Das schwören sie einander, alle in der von den Protestanten angenommenen Formel, bei Gott und dem heiligen Evangelium [1]).

In dieser Urkunde finden sich Ausdrücke, die an den frühesten Churverein vom Jahre 1338 erinnern: ein späterer, von 1446, wird darin ausdrücklich erwähnt, die goldene Bulle zu wiederholten Malen. Wie wir bemerkten, daß alle seit Friedrich III versuchten Reichseinrichtungen durch die Beschlüsse von 1555 vollendet und erst recht festgestellt wurden, so gab es dem neuen Zustand, der sich in deren Folge bildete, noch eine besondere Gewähr, daß die Erneuerung der churfürstlichen Macht sich damit verband, deren Wurzeln in noch bei weitem ältere Zeiten zurückreichen.

Freilich konnte sich nun auch Niemand wundern, wenn der Repräsentant der in den hierarchischen Jahrhunderten gebildeten Rechtgläubigkeit und geistlich-weltlichen Gewalt, der römische Papst, sich diesen Dingen widersetzte.

Paul IV haßte ohnehin das Haus Oestreich, dem er das Emporkommen der protestantischen Meinungen zuschrieb; er konnte Ferdinand nicht vergeben, daß unter seinen Auspicien ein Reichsabschied zu Stande gekommen war, wie der Augsburgische von 1555. „Was könne", heißt es in einem seiner Schreiben, „dem katholischen Glauben Widerwärtigeres begegnen, als was dort in Augsburg beschlossen worden" [2]). Der römische Hof hat ihn niemals anerkannt.

Ebenso lief es aber allen Begriffen Pauls IV von der päpstlichen Oberhoheit auch über das Kaiserthum entgegen, daß Carl V

1) Neuester gemeiner Verein aller Churfürsten, unter andern bei Gerstlacher Handbuch der Reichsgesetze IV, 511. G. erinnert, daß 1745 Böhmen und Hannover in den Verein aufgenommen wurden.

2) An den Bischof von Passau 18. Dec. 1555. Bei Rainaldus 22, 134.

demselben entsagte, ohne mit ihm darüber Rücksprache genommen zu haben, und zwar in die Hände der Churfürsten, nicht in die seinen. Er erklärte die ganze Entsagung für null und nichtig: für nicht minder ungültig die darauf erfolgte Wahl, die von Ketzern, ja von Häresiarchen vorgenommen worden. Er äußerte Zweifel selbst über die persönliche Befähigung Ferdinands, der da lebe wie Eli, und sich nicht darum kümmere, daß sein Sohn Maximilian den Abtrünnigen beigetreten sei[1]). Den Gesandten Ferdinands, Martin Gusman, wollte er lange Zeit nicht sehen: „bei Nacht sei er gekommen", rief er aus, „bei Nacht möge er sich entfernen"; nachdem Gusman eine Zeitlang in Tivoli gewartet, ward er endlich zwar vorgelassen, aber nur als Privatmann, und um die Einwendungen zu hören, welche eine Congregation von Cardinälen gegen das Verfahren der Deutschen erhob[2]). Der römische Hof stellte die Forderung auf, der neue Kaiser solle zuerst auf seine Würde wieder Verzicht leisten und erwarten, was der Papst alsdann verordnen werde.

So weit war es nun doch im Reiche gekommen, daß sich Niemand um diesen Widerspruch bekümmerte. Es war eine Zeit gewesen, wo die Fürsten auf den Wink des Papstes zu neuen Wahlen schritten: jetzt waren sie alle, geistliche wie weltliche, in der Absicht einverstanden, das Ansehen des Reiches gegen denselben aufrecht zu erhalten. Viel Worte darüber zu wechseln, schien nicht einmal nöthig. Nur der Kaiser ließ durch den Reichsvicecanzler Seld eine Widerlegung der päpstlichen Ansprüche ausarbeiten[3]). Vielleicht das Merkwürdigste darin ist, daß auch das Interesse des Reiches zu einer ausdrücklichen Verwerfung der päpstlichen Satzungen aus d... letzt vorhergegangenen Jahrhunderten nöthigte[4]). So ernstlich der Kaiser und sein Canzler sonst an der hergebrachten Kirchenlehre festhalten, so sehen sie sich doch auf ihrem Standpunkt endlich zu einer Opposition getrieben, die

1) Babon au roi de France 11. Juin 1558 bei Ribier II, 746.

2) Vgl. die Erzählung von Nores, das Original aller späteren, bei Bromato Vita di Paolo IV Bd. II, 431.

3) Die Beschwerden und Anmuthungen des Papstes ergeben sich aus diesem „ausbündigen treweiffrigen Rathschlag" beim dritten und vierten Punkt p. 189 und 195 besser, als aus den bei Goldast p. 166 vorhergehenden apokryphen Artikeln.

4) „Wann E. M. sonsten gemeynet ist, die alten heiligen Canones zu halten, und bey denselben zu bleiben, So dürffen sie sich ndie euwen partheyischen Bäpst Decretales nicht bekümmern lassen, quia talis est extravagans illa, unam sanctam." Seld bei Goldast Politische Reichshändel p. 185.

eine gewisse Verwandtschaft mit dem ersten Auftreten des Protestantismus hat. Die ganze politische Entwickelung des Reiches wäre nun einmal ohne Gegensatz gegen das Papstthum gar nicht möglich gewesen. Wie die Churfürsten, so mußte jetzt auch der Kaiser auf die Zeiten Ludwigs des Baiern zurückkommen. Aventins Darstellung derselben und Lupold von Bebenburg sind für Seld eine große Autorität.

Während dieser Irrungen lebte nun Carl V schon längst in dem Zufluchtsort, den er sich ausersehen.

In Estremadura, in der Vera von Placencia, die einen alten Ruf gesunder Luft genießt, in der Mitte von Baumpflanzungen, die von frischen Quellen und Bächen vom Gebirge belebt sind, liegt das Hieronymitenkloster Juste, das damals aus zwei Klostergebäuden und einer Kirche bestand, an dem Abhang eines Hügels, der es vor den Nordwinden schützt, in vollkommener Einsamkeit. Dahin hatte sich der Kaiser bald nach seiner Ankunft in Spanien begeben.

Man dürfte nicht glauben, daß er ein Klosterbruder geworden wäre. Er wohnte nicht in dem Kloster, sondern an der Kirche war ihm ein nicht etwa glänzendes und prachtvolles, aber nach seinen niederländischen Gewohnheiten und den Erfordernissen seines Gesundheitszustandes für Sommer und Winter eingerichtetes geräumiges Wohnhaus erbaut; eine zahlreiche Dienerschaft, die noch den Apparat einer Hofhaltung darstellte, war bei ihm geblieben[1]); sie wohnte zum Theil in benachbarten Ortschaften. Innerhalb der Klosterräume blieb das Bereich der Mönche und der fremden Gäste sorgfältig geschieden; der Haushofmeister liebte die Berührung mit den Mönchen nicht; er suchte sie von jedem kleinen Dienst auszuschließen. Dem Kaiser bekam das Landleben unter dem südlichen Himmel vortrefflich; niemals hatte er sich besser befunden, als im Sommer des Jahres 1557, dort in der Mitte der Orangegärten, zwischen denen sein Haus lag, und in denen sein Gärtner Blumenpflanzungen nach seiner Anordnung anlegte. Seine Umgebung hatte Befehl, keine Besuche anzunehmen, und in dem Kloster war es so still, als wäre er nicht anwesend. Oder vielmehr, es ward noch stiller durch ihn:

1) Aus den Legaten seines Testamentes lernt man die Mitglieder derselben kennen, — eine ganze Anzahl Kammerdiener, besondre Diener für die Fruchtkammer, Obstkammer, Lichtbeschließerei, Aufbewahrung der Kleider, der Juwelen, meistens Niederländer, jedoch unter einem spanischen Haushofmeister Luis Quixada. Der Leibarzt und eine Apotheke fehlten nicht.

er bemerkte mit Mißfallen, daß zuweilen Frauen an die Pforte kamen und mit den Mönchen redeten: auf seinen Wunsch ward es abgestellt. Man hatte dafür gesorgt, daß der Blick aus seinen Zimmern, der über die Klostergärten hinführte, durch nichts Fremdartiges gestört wurde. Sein Vergnügen war, wenn er sich wohl befand, nach einer kleinen ein paar Armbrustschüsse entfernten Einsiedelei zu lustwandeln, unter dem Schatten dichtgepflanzter Kastanienbäume, welche vor der Sonne dieses Himmels schützten; zuweilen machte er den Weg auf einem Saumthier oder in seinem Tragsessel. Den gottesdienstlichen Handlungen beizuwohnen, war ihm religiöse Pflicht und zugleich Vergnügen. Er besaß Geschmack und Unterscheidungsgabe für die Musik; die Obern des Ordens hatten nicht versäumt, ihre besten Stimmen in dem Kloster zu vereinigen. Seine Wohnung war in eine solche Verbindung mit der Kirche gesetzt, daß er in den Tagen der Krankheit den Gesang und die Feier der Messe in seinem Schlafzimmer vernehmen konnte. Des Nachmittags wurden gelehrte Unterhaltungen gepflogen, Stellen aus den Kirchenvätern oder den Paulinischen Briefen gelesen, Predigten gehört; doch nahm sich der Kaiser nicht übel, auch wegzubleiben, wenn etwa eben Briefschaften von seinem Sohn oder von seiner Tochter, welche die Regentschaft in Spanien führte, eingelaufen waren. Es liegt ein idyllischer Reiz über dieser Verbindung von Landleben und Klostereinsamkeit, der Weltentsagung eines Fürsten, dessen Thun und Lassen beide Hemisphären erfüllt hatte. Aber seine Zurückgezogenheit war doch weit entfernt, eine absolute zu sein; sie wurde unaufhörlich durch Geschäfte unterbrochen. Zuweilen sind es die Beziehungen der Familie, was die Aufmerksamkeit des Kaisers beschäftigte. Unter anderem findet sich, daß er nach dem Tode König Johannes III von Portugal im Jahre 1557 Francisco de Borja, der damals in den Jesuitenorden getreten war, nach Lissabon schickte, unter dem Scheine einer Visitation dortiger Collegien, aber in der That, um zu bewirken, daß in die neue Huldigung der junge Don Carlos, sein Enkel, aufgenommen werde[1]). Wie hätte aber überhaupt ein Fürst in

1) que desejava, que Portugal jurasse condicionalmente na falta del Rey D. Sebastiao por sucessor da Coroa ao principe D. Carlos seu Neto. Barbosa Machado Memorias para a historia de Portugal, que comprehendem o governo del rey D. Sebastiao 1736. Tomo I, p. 72. So die erste Ausgabe dieses Buches im Jahre 1843, ich meinte damit einen neuen Gesichtspunkt aufzustellen; auch mochte es sich damals so verhalten. Seitdem aber haben die letzten Lebensjahre Carls V allgemeine Aufmerksamkeit erregt,

seiner Weltstellung und Vergangenheit den großen Angelegenheiten, aus deren Mitte er im Moment einer Bewegung geschieden war, der er nicht mehr gewachsen zu sein glaubte, fremd bleiben können. Im Jahre 1557 traten sie noch einmal in eine Krisis ein. Zwischen dem Papst und dem König von Frankreich wurde eine Allianz geschlossen, welche die Herrschaft des Hauses Oestreich in seinen italienischen Landschaften und selbst diesseit der Pyrenäen, damit aber seine gesammte Macht bedrohte. In dieser Gefahr schickte Philipp II seinen vertrautesten Minister, Ruy Gomez de Sylva, nach Juste, und ließ seinen Vater auffordern, ihm nicht allein mit seinen Rathschlägen, sondern auch mit seiner persönlichen Thätigkeit beizustehen und das Kloster zu verlassen, denn es werde ja auch andre Orte geben, die seiner Gesundheit zuträglich seien; schon sein Wiedererscheinen werde die Feinde in Furcht setzen. Der Kaiser antwortete: in dem Kloster gedenke er zu bleiben, aber auch von da aus werde er seinen Sohn mit Rath und That unterstützen können. Und wenn es im damaligen Momente hauptsächlich darauf ankam, in Spanien die zur Fortsetzung des Krieges nöthigen Geldmittel herbeizuschaffen, so hat der Kaiser, der den Minister bei diesem Geschäft mit seinem alten Ansehen auf das Nachdrücklichste und Wirksamste auch vom Kloster aus unterstützte, einen großen Einfluß auf die allgemeinen Geschäfte ausgeübt. Er war doppelt glücklich, daß die spanisch-niederländischen Waffen noch einmal glänzende Siege erfochten, und daß auch Paul IV bezwungen wurde. Nur mit den Bedingungen war er unzufrieden, die der Herzog Alba dem Papst gewährte: er hatte gewünscht, die weltliche Gewalt desselben noch viel enger eingeschränkt zu sehen.

So lange der Mensch athmet und lebt, kann er sich dem Kampf der Elemente, welche die Welt bewegen, und den Wechselfällen desselben nicht entziehen. Indem der weltliche Bestand des Papstthums

und die politische Thätigkeit des Kaisers in dem Kloster hat sich in einem Umfang herausgestellt, den man nicht ahnen konnte. Eine aus den vorhandenen Correspondenzen mit aller Sicherheit gemachte Sammlung derselben von dem Archivar von Simancas, Tomas Gonzalez, gelangte im Jahre 1844 nach Paris. Sie warf überhaupt ein neues Licht auf das Klosterleben des Kaisers. Wer hat nicht die darauf gegründeten Darstellungen von Stirling und von Mignet gelesen? Mr. Gachard in Brüssel hat in verschiedenen Publicationen noch neue Materialien, die ihm aus Spanien zugekommen waren, hinzugefügt. Noch immer möchte man Mittheilung einiger Originalbriefe aus der Sammlung von Gonzalez wünschen.

fester begründet wurde, als der Kaiser gewünscht hatte, wurde er inne, daß die Gegner der geistlichen Autorität desselben, in denen er seine eignen Feinde sah, sich in seiner Nähe regten. Plötzlich entdeckte man kleine Gemeinen protestantischer Tendenz in Valladolid und Sevilla [1]). Augustin Cazalla, der während des Schmalkaldischen Krieges um ihn gewesen und noch in Juste vor ihm gepredigt hatte, wies sich selbst als ein Lutherisch-Gläubiger aus. Der Kaiser war darüber betroffen, ja erschüttert. Am Ende seiner Tage mußte er erleben, daß ein Mann, der sein Gewissen eine Zeitlang geleitet, die Meinungen bekannte, mit denen er sein ganzes Leben gekämpft hatte. Seitdem sie durch ihre mächtige Wiedererhebung vor fünf Jahren sein Glück zerstört hatten, waren sie ihm vollends unerträglich geworden. Mit dem Gefühl, als sei das geistliche und weltliche Heil von Spanien in Gefahr, forderte er seine Tochter und die Inquisition auf, diese Regungen mit der Wurzel auszurotten, ohne Ansehen der Person und mit unerbittlicher Strenge, und zwar auf der Stelle, denn sonst würden sie unüberwindlich werden: ihn habe die Erfahrung belehrt, daß ohne Gleichförmigkeit der Religion weder Ruhe noch Wohlfahrt möglich sei. Die Inquisition schritt zu ihren Verhaftungen. Der Kaiser sprach den Wunsch aus, diese Ketzer verbrannt zu sehen [2]).

Er soll in diesem Augenblick bereut haben, daß er an Martin Luther trotz des sicheren Geleites, das er ihm gegeben, nicht die Strafe der Ketzer vollstreckt habe. Es ist die unversalhistorisch größte Handlung Carls V, daß er damals das gegebene Wort höher stellte, als die kirchliche Satzung. Aber die Stimmung und Sinnesweise jener Zeit, die Verflechtung der Angelegenheiten in Deutschland und in Italien, welche damals die Schonung zu einer Art von Nothwendigkeit machte, waren in Vergessenheit gerathen; man fühlte nur die widerwärtigen Folgen, die daraus für den ungeirrten Bestand der alten Kirche und die Machtstellung des Hauses Oestreich-Burgund entsprungen waren; der Kaiser soll gemeint haben, er hätte das Geleit brechen sollen, da Luther einen höhern Herrn beleidigt habe, als er selber sei. So ganz wäre er zu der Identificirung der göttlichen Dinge mit den kirchlichen Anordnungen auf Erden zurückgekehrt. Dazu mag denn der Aufenthalt in dem exclusiv rechtgläubigen Königreich das Seine beigetragen haben; selbst in dem Arzt erwachten

1) MCrie Geschichte der Reformation in Spanien p. 252.

2) Vasquez an Philipp II: El emperador dessea ver quemados estes hereges (Agosto 1558 bei Gachard II, 461).

Scrupel, daß er eine französische Bibel bei sich hatte. Dahin führte auch die tägliche unmittelbare Berührung mit den Hieronymiten des Klosters. Diese können nicht genug rühmen, mit welchem Eifer der Kaiser, so oft es ihm möglich war, ihrem Gottesdienste beiwohnte; jeder Donnerstag war für ihn ein Festtag des Corpus Christi. Von dem Gefühl der Nichtigkeit des menschlichen Daseins zeigte er sich doppelt durchdrungen, als er auch das Kaiserthum aufgegeben hatte: er war weder König, noch Kaiser mehr; er wollte in der Messe nur noch mit seinem Taufnamen genannt sein. Die Beziehungen des Ewigen und des Vergänglichen, des individuellen Lebens zu Gott, wie sie die katholische Kirche faßt und in ihren Formen ausprägt, das Geheimniß des Jenseits beschäftigten sein Gemüth bis zu krankhafter Erregung. Er wurde nicht müde, die Exequien seiner Eltern, seiner Gemahlin, einer der verstorbenen Schwestern feiern zu lassen und ihnen beizuwohnen. Nicht unerhört war es, daß man noch bei seinen Lebzeiten seine eignen Exequien beging; die Kirche hatte dafür eine Modification der Feierlichkeit eingeführt. Aber das war ihm nicht genug. Die Hieronymiten versichern mit der größten Bestimmtheit, daß er selbst eine solche Feier veranstaltet und ihr in Person beigewohnt habe[1]): er habe gesagt, er sehe es lieber, daß das Licht vor

1) a las quales (exequias) tambien quiso S. M. hallarse presente con sus crados vestidos de luto todos, — nos quebrantò el corazon, veer tal cosa, que un hombre quisiesse enterrarse quasi en vida y hacer sus honras antes que muriesse. So die älteste Relation eines Hieronymiten in Juste, die sich sonst sehr glaubwürdig erweist. Schon in der allgemeinen Geschichte des Ordens von Siguensa (1606) ist diese Erzählung erweitert; es heißt da: sallò el pio monarca con su vela y con su luto a verse enterrar y celebrar sus obsequios. Einem wirklichen Begraben tritt Strada, der Siguensa vor sich hatte, noch näher: er läßt den Kaiser niederfallen, so daß er wie ein „depositus" erscheinen konnte. Später ist daraus geworden, daß sich der Kaiser selbst in seinen Sarg gelegt habe. Bei der Durchsicht der Papiere von Simancas kam nun davon nicht allein keine Spur zum Vorschein, sondern man bemerkte vielmehr, daß der Kaiser in Juste in voller politischer Thätigkeit gewesen war. Da nun auch die Briefe des Haushofmeisters und des Arztes von dem Act kein Wort enthalten, so leugnete Tomas Gonzalez die Sache geradezu, und ihm sind andre gute Forscher gefolgt. Und gewiß sind die späteren Ausschmückungen aus der Geschichte auszustreichen, doch zweifle ich, ob die erste einfache Erzählung, die den Eindruck eines Augenzeugen wiedergiebt, vollkommen verworfen werden darf. Die Sache war einfacher, als sie scheint; als eine Angelegenheit der Mönche erregte sie die Aufmerksamkeit der absichtlich gesonderten weltlichen Umgebung weniger. Die Nutzanwendung, die unmittelbare Beziehung auf den Todesfall wird man nicht

ihm hergehe, als ihm nachfolge. Mag man es aber annehmen oder nicht, so erhellt aus andern Zeugnissen unleugbar, daß der Kaiser mit diesem Gedanken umging. Und hauptsächlich auf die kirchliche Anschauung, in der er lebte, kommt es an. Sehr charakteristisch ist es nun, daß er, in diese dunkeln geistlich-phantastischen Gedanken vertieft, in denselben Tagen doch auch den Interessen seines Hauses, die noch immer sehr gefährdet waren, die eingehendste Aufmerksamkeit gewidmet hat. Da es die niederländischen Geschäfte nothwendig machten, forderte er seine Schwester Maria auf das Dringendste auf, trotz alle dem, was zwischen ihnen verabredet worden, noch einmal dahin zurückzugehn und die Regierung zu übernehmen. Denn sie könne, sagte er ihr, dem allgemeinen Wohl und ihrem Hause keinen größeren Dienst leisten[1]. Dazu aber kam es doch nicht. Seine Schwester war nicht geneigt, mit der Welt noch einmal anzuknüpfen, und ihn selbst rief sein Geschick von hinnen. Die übermäßige Hitze des Sommers 1558, welche einer ganzen Anzahl seiner niederländischen Begleiter das Leben kostete, machte auch dem seinen ein Ende. Er starb am 21. Sept. 1558.

Sein dynastischer Ehrgeiz war immer zugleich ein kirchlicher gewesen[2]. Am Ende seiner Tage hat er oft für die Einheit der Kirche gebetet: „in deine Hände, o Herr", hörte man ihn sagen, „habe ich deine Kirche übergeben"[3]. Er starb in dem Gedanken, der sein Leben ausgemacht hatte.

Für eine Kirche von politisch-religiöser Einheit, die ganze abendländische Welt umfassend, wie er sie gedacht, war kein Raum mehr in Europa. Der Gedanke selbst ist niemals wieder so lebendig in die Seele eines Menschen gekommen, wie Carl V ihn hegte. Schon genug, wenn die südlichen Nationen sich der vordringenden Bewegung nur selber erwehrten: von den nördlichen einmal in der Abweichung begriffenen war keine Rückkehr zu erwarten.

festzuhalten brauchen; da die Sache selbst so ausdrücklich bezeugt wird, möchte ich sie deshalb, weil Andere davon schweigen, nicht leugnen. Es ist dafür noch ein anderes Zeugniß vorhanden: die von Siguensa und der ältesten Relation unabhängige Erzählung Sandovals, die ebenfalls auf unmittelbarer Kunde aus Juste beruht. (Der zweite Theil ist mit Siguensa gleichzeitig, 1606 erschienen.

1) Auszug aus seinen Briefen bei Gachard I, Vorrede V. (Vgl. 351.) Aus der Instruction Philipps II bei Mignet.

2) Quijada an Vasquez 9. Aug., Gachard II, 471.

3) In manus tuas tradidi ecclesiam tuam. Sandoval II, 834.

Und beruht denn — so darf man fragen — die Einheit der Christenheit wirklich so ausschließend auf dem gleichen religiösen Bekenntniß? Sehen wir weiter um uns, so hat sie sich auch unter den Gegensätzen behauptet, welche die gemeinsame Grundlage nicht verleugnen können, sich unaufhörlich auf einander beziehen, einer ohne den andern nicht zu denken sind. Zuletzt ist der gleichartige Fortschritt der europäischen Cultur und Macht an die Stelle der kirchlichen Einheit getreten. Was diese verloren hatte, das Uebergewicht über die Welt, ist durch jene im Laufe der Jahrhunderte wiedererworben worden.

Wie weit übertreffen die göttlichen Geschicke menschliche Gedanken und Entwürfe!

Noch nicht zwei Monate nach Carl starb Maria von England, und die protestantischen Tendenzen, die nur durch die Voraussicht ihres baldigen Todes vom Ausbruch zurückgehalten worden, traten nun in neuer Kraft, durch die Prüfung, die sie bestanden, erst des nationalen Geistes recht mächtig geworden, hervor. Königin Elisabeth bestieg den Thron, und die Herrschaft des Papstthums hörte auch in England auf.

In Deutschland bemerkten die evangelischen Fürsten auf der Stelle, wie viel das auch für sie zu bedeuten habe. Aus ihren Briefen ergiebt sich, daß sie sehr wohl die Verstärkung wahrnahmen, die das von ihnen ergriffene System dadurch erhielt.

Siebentes Capitel.

Fortgang und innerer Zustand des Protestantismus.

Wenn man im funfzehnten Jahrhundert wirklich der Meinung gewesen ist, wie man denn viel davon gesprochen hat, daß sich das Ansehen und die Macht des alten Kaiserthums in Europa wiederherstellen lasse, so war es dahin nun freilich nicht gekommen.

Vielmehr hatte die Verbindung des Reiches mit einem über zwei Welten hin mächtigen Kaiser, wie Carl V, nur neue Verluste nach sich gezogen.

Die Siege, welche die Deutschen mit den Spaniern in Verbindung in Italien erfochten, führten doch nur dahin, daß die eröffneten Reichslehen, auf deren Erträge man wohl einst die Verwaltung des Reiches zu gründen gedacht, an den Prinzen von Spanien übergingen und von Deutschland vollends losgerissen wurden. Die Niederlande bildeten zwar dem Namen nach noch einen Kreis des Reiches, aber in ihrer innern Verwaltung waren sie von den Anordnungen der Reichsgewalten vollkommen unabhängig; daß der Kaiser Geldern und Utrecht in Besitz genommen, war für diese ein eigentlicher Verlust. Und dabei war der Kaiser doch in seinem Kriege mit Frankreich zuletzt der Schwächere geblieben, so daß der Einfluß der Franzosen in Lothringen überwog und die Grenzlande der französischen Zunge, die so viele Jahrhunderte hindurch behauptet worden, geradezu verloren gingen. Wohl gelang es König Philipp II, kurz darauf das Gleichgewicht zwischen beiden Mächten herzustellen; Frankreich mußte sich entschließen, alle seine Eroberungen herauszugeben; nur die behielt es, die es über das Reich gemacht. Die Eidgenossen-

schaft und Böhmen mit seinen Nebenlanden, obwohl Glieder des Reiches, waren niemals in die Kreise desselben eingezogen. Wie hätte man daran denken können, die im funfzehnten Jahrhundert von Polen losgerissenen preußischen Landschaften wieder herbeizubringen? In dem Ueberreste derselben, dem östlichen Ordenslande, hatte man das einzige Mittel, eine gewisse Selbständigkeit für bessere Zeiten zu retten, darin gesehen, daß man sich unter einem erblichen Fürsten der polnischen Krone freiwillig anschloß. Daß die Liefländer sich nicht zu einem ähnlichen Schritte vereinigen konnten, mußte bald ihre völlige Entfremdung zur Folge haben.

Der vornehmste Grund von alle dem lag darin, daß die Begriffe von Kaiser und Reich nicht mehr in einander aufgingen. Wir bemerkten oft, daß gerade der Kaiser, selbst im Zenith seiner Macht, die sorgfältigsten Vorkehrungen traf, seine Erblande von den Einwirkungen des Reiches zu befreien. Dagegen wollten auch die Stände nicht zu einem Anhang der großentheils auf fremdartigen Weltverhältnissen beruhenden kaiserlichen Macht werden. Während in allen benachbarten Ländern die erbliche Gewalt fortschritt und zu Unternehmungen nach außen erstarkte, brach in Deutschland ein Widerstreit zwischen dem Oberhaupt und den Ständen aus, der mit der Abdankung des Ersten endigte. Wir wissen, daß die Unruhen von 1552 nicht von den religiösen Irrungen allein herrührten, sondern nicht weniger durch den Widerwillen der in ihrer Autonomie gefährdeten Reichsstände gegen das Aufkommen einer durchgreifenden oberherrlichen Gewalt veranlaßt wurden. Glück genug, daß man in den Stürmen und Verwirrungen jener Tage nicht noch größeres Mißgeschick erfuhr, daß nicht, wozu es sich einen Augenblick wohl anließ, der Gegensatz eines französischen und eines kaiserlich-spanischen Anhangs Deutschland geradezu in zwei Parteien zersetzte.

Und waren wohl überhaupt jene Versuche, die Reichsverfassung zu verbessern, dazu angethan, dem Reiche eine starke Stellung nach außen zu verschaffen? Was auch dann und wann beabsichtigt worden sein mag: die Einrichtungen, zu denen es wirklich gekommen ist, waren doch nur friedlicher Natur. Der Kaiser ward als die Quelle des Rechts, als der Ausdruck und Inbegriff der Würde und Hoheit des Reiches verehrt; Macht aber sollte ihm von Anfang nicht gegeben werden: diese sollte allein in der Vereinigung der Stände ihren Sitz haben.

Was sich auf diesem Grunde erreichen ließ, war nun doch erreicht worden.

Eifersüchtig hatte man den Vorrang festgehalten, der dem Reiche in dem Verein der abendländischen Völker von jeher zukam und auf welchem das Verhältniß der Stände, die Abstufung ihrer Macht und ihres Ranges nun einmal beruhte, und demselben sogar eine festere unabhängige Anerkennung verschafft. Der Anspruch der Päpste, über das Reich zu verfügen, entlud sich nur noch in Worten: in der Sache selbst erschien er matt und kraftlos.

Ueberhaupt war den Einwirkungen des römischen Stuhls, der früher, selbst in weltlicher Beziehung, eine wahrhafte Gewalt im Reiche ausmachte, eine Grenze gesetzt worden. Oder sollte es heutzutage Jemand geben, dem es als ein Nachtheil erschiene, daß päpstliche Legaten nicht ferner deutsche Reichstage eröffneten, der römische Hof nicht mehr zur Bestätigung von Zöllen, zur Schlichtung von Rechtshändeln herbeigezogen würde, noch Contributionen in Form des Ablasses ausschreiben durfte?

Wir können sagen: die Gedanken des vierzehnten Jahrhunderts, wie sie dem ältesten Churfürstenvereine und der goldenen Bulle zu Grunde liegen, und das Bestreben des funfzehnten, an die Stelle der Willkürlichkeiten, welche der kaiserliche und der päpstliche Hof von der Ferne her ausübten, wobei sie doch den eingerissenen Gewaltsamkeiten nicht im mindesten steuern konnten, Ordnung, Friede und Recht einzuführen, waren jetzt erst vollzogen; die ursprünglich beabsichtigte ständische Verfassung war in großen, umfassenden und friedebringenden Constitutionen befestigt.

Es liegt am Tage, daß das Emporkommen der protestantischen Meinung an allen diesen Dingen den größten Antheil hatte. Zu der Opposition gegen das Papstthum gab sie zugleich Berechtigung und weiteren Antrieb. Dem Kaiserthum, dem sie an sich nicht entgegen war, mußte sie sich doch wegen seiner Verbindung mit der geistlichen Macht widersetzen. Erst unter ihrem Einfluß kamen Landfriede, Kammergericht, Executions- und Kreiseinrichtungen zu bleibender Gestalt; mit dem Religionsfrieden zusammen bildeten sie ein einziges, zusammenhängendes, schützendes System. Wer es nicht annahm, gehörte nicht mehr im vollen Sinne des Wortes zum Reiche.

Dadurch geschah nun aber wieder, daß die protestantische Entwickelung fortan unter dem Schutze der Reichsgemeinschaft stand. Das Reich hatte sich verpflichtet, keiner Verdammung der Evangelischen, die etwa das Concilium aussprechen möchte, Folge zu geben.

War es nicht ein allgemeiner Gewinn, daß die hierarchische Macht, die alles weltliche und geistliche Leben der Nationen nach

ihren einseitigen Gesichtspunkten zu leiten das Recht zu haben glaubte, endlich einen unüberwindlichen Gegensatz gefunden hatte? Es war das Werk des eigenthümlichen deutschen Genius, der jetzt zuerst auf den Gebieten des selbstbewußten Geistes schöpferisch eintrat und ein Moment der großen welthistorischen Bewegung zu bilden anfing.

Und dies geschah nun nicht allein, ohne daß die große Institution des Reiches, in welcher die Nation seit so vielen Jahrhunderten lebte, verletzt worden wäre, sondern mit einer inneren Befestigung seiner ständischen Ausbildung.

Es ist schon gesagt worden und hat eine unzweifelhafte Wahrheit, daß die Reichsgeschichte, in die sich seit dem Abgang der großen Häuser des alten Kaiserthums niemals alle Kräfte recht zusammenfassen, erst wieder ein großes Interesse gewinnt, seitdem die religiöse Neuerung sich erhob. Man beschäftigte sich wieder mit einer Angelegenheit, die aller Anstrengung und Aufmerksamkeit würdig war. Einen Augenblick hatte es den Anschein, als sollte die Neuerung alle Elemente durchdringen und den vollen Sieg behalten. Da das nicht geschah, so war es wenigstens ein Glück, daß sie dazu beitrug, den allgemeinen Einrichtungen festere Formen zu geben. Auf den beiden Gegensätzen und ihrem Verhältniß beruhte fortan das Reich.

Es lag nun Alles daran, fremde Einwirkungen, sei es der Meinung oder des Interesse, nicht wieder eingreifen und das eben Gegründete zersprengen zu lassen. Dann konnten die geistigen Momente, die das Reich enthielt, die althistorischen, die seiner Bildung zu Grunde lagen, und die neuen, den Fortgang der Entwickelung bedingenden, sich in friedlichem Beisammensein noch inniger durchdringen.

Noch schritt das protestantische Element unaufhörlich fort.

Was Churfürst Friedrich von der Pfalz zwar unternommen, aber doch nicht mit voller Entschiedenheit ausgeführt, die Reformation der Rheinpfalz, davon ließ sich dessen Nachfolger, Ottheinrich, durch keine Rücksicht abhalten. Elsassische und würtembergische Theologen wirkten dabei zusammen: bei der Reformation der Universität Heidelberg ward Melanchthon zu Rathe gezogen.

Den deutschen Fürstenhäusern, die bereits in so großer Mehrzahl die Sache der Reform ergriffen, gesellte sich im Jahre 1556 auch Baden bei; Markgraf Carl von Baden-Durlach sah besonders dahin, daß seine neue Kirchenordnung den nachbarlichen gleichförmig ausfiel. Viele Priester alten Glaubens nahmen sie an.

Und da, wo die Fürsten zögerten, ergriffen die Stände diese

Angelegenheit. Im Frühjahr 1556 ward Herzog Albrecht von Baiern durch die beharrliche Weigerung der weltlichen Mitglieder des Landtags, vorher auf seine Propositionen einzugehen, genöthigt, den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt und die Straflosigkeit der Uebertretung der Fastengesetze zu bewilligen. Das Versprechen, das er gab, „so viel an ihm sei, dafür zu sorgen, daß das Wort Gottes durch taugliche Seelsorger im Sinne der apostolischen Kirche verkündet werde", ließ die weiteste Auslegung zu, so unbestimmt auch die Worte gewählt waren [1]).

Durch ähnliches Andringen der Stände ward auch Kaiser Ferdinand in demselben Jahre bewogen, die Generalmandate, durch die er dem Gebrauch des Kelches im Abendmahl und andern Abweichungen Einhalt zu thun gedroht hatte, fürs Erste einzustellen und die Zugeständnisse, die in Böhmen und Mähren unwiderruflich geworden, jetzt auch in den östreichischen Herzogthümern eintreten zu lassen. In Schlesien gab er auf, die von Fürsten und Ständen vorgenommenen Veränderungen rückgängig zu machen.

Es wäre eine Täuschung gewesen, hätte man die Einwilligung des römischen Hofes zu diesen Schritten erwarten wollen. Mit heftigen Scheltworten empfing Paul IV den clevischen Abgeordneten Masius, der im Juli 1556 nach Rom gekommen war, um einen verwandten Antrag zu machen [2]). Er ergoß sich in Ausrufungen über die Undankbarkeit der Deutschen gegen die Kirche, welche doch das Kaiserthum von den Griechen auf sie übergetragen habe; der Abfall der Nation werde verursachen, daß ihr durch die Türken ebenso geschehe, wie diese einst den Griechen gethan.

Diese Fürsten mußten sogar in Bezug auf ihre altgläubigen Unterthanen sich selber helfen. Man kennt die Strenge, mit welcher Herzog Wilhelm von Cleve seine Rechte bei der Besetzung der Pfarrstellen festhielt und keinerlei Eingriff einer fremden geistlichen Jurisdiction in seinem Lande gestattete [3]); seine Edicte haben allen spätern Regieruugen zur Norm gedient [4]). Oestreich und Baiern lagen mit

1) Freiberg Landstände II, 330.

2) Masius Bericht vom 4. Juli: „Darauf sy (päpstl. Heiligkeit) von Stund an mit vielen und heftigen worten, als die sich etwas entsetz, mir geantwort, solches sey nicht zuzulassen."

3) Er habe „leinene Säcke aufhenken lassen, worin diejenigen, so der geistlichen Jurisdiction halber etwas anzubringen unternehmen würden, — als proditores patriae ersäuft werden sollten."

4) Laspeyres Verfassung der katholischen Kirche Preußens p. 195.

den Bischöfen der Diöcesen, zu denen ihre Landschaften gehörten, in unaufhörlichem Hader. Auf den Synoden zu Salzburg 1549 und 1550, zu Mühldorf 1553, erhoben die Geistlichen laute Klagen, daß man ihre Gerichtsbarkeit nicht achte, ihre Immunitäten verletze, ihnen ungewohnte Lasten auflege. Die Fürsten vertheidigten sich damit, daß sie den Bischöfen Vernachlässigung ihrer geistlichen Pflichten Schuld gaben[1]). Es blieb dabei, daß in den weltlichen Gebieten die kirchlichen Angelegenheiten hauptsächlich unter dem Einfluß fürstlicher Räthe, nur mit Zuziehung eines und des andern ergebenen Clerikers, verwaltet wurden. Wenn man die Untersuchungen über angebliche Wiedertäufer ansieht, die in Baiern noch dann und wann vorkommen, so findet man, daß solche von den herzoglichen Religionsräthen veranlaßt, von einer Provinzialregierung und dem Pfleger eines kleinen Bezirks geführt werden, ohne alle eigentliche Theilnahme der bischöflichen Gewalt, der man nur zuletzt einen als schuldig betrachteten Priester zu canonischer Strafe ausliefert[2]).

Nicht so durchaus verschieden, wie es scheinen sollte, ist das Verhältniß der weltlichen Fürsten der alten Kirche zu den Bischöfen von dem, das sich in den Landschaften der Augsburgischen Confession bildete. Nur erwehrte man sich hier der bischöflichen Jurisdiction vollständig und mußte daran denken, sie anderweit zu ersetzen. Wir dürfen nicht versäumen, auf diese Seite des Ereignisses noch einen Blick zu werfen.

Grundzüge der protestantischen Kirchenverfassung.

Wie der alte Zustand des mittelalterlichen Staates auf einem Zusammenwirken der geistlichen und weltlichen Gewalt beruhte, so entsprang die Neuerung zunächst daher, daß, als die Bischöfe die Anhänger lutherischer Lehren zu bestrafen versuchten, die Fürsten

1) Auszüge aus den gewechselten Schriften bei Bucholtz VIII, 208. Sugenheim 207. 218. „So sein", sagt Ferdinand 1549, „die geistlichen solcher ihrer geistlichen Recht, Gewaldts und Gerichtszwangs, — sonderlich in unsern Erblanden — gar nicht in Gebrauch; — halten für billig, das diejenigen Laien, so de crimine heresis, sacrilegii, falsi, simoniae, usurarum, adulterii, fractae pacis et perjurii in Verdacht oder überwunden, nindert anderstwohin als von der weltlichen Obrigkait gerechtfertigt und gestraft und kainswegs für die gaistlich Obrigkait gewisen oder gezogen werden sollten."

2) Winter Geschichte der Bairischen Wiedertäufer p. 83.

ihnen dabei ihren weltlichen Arm nicht mehr liehen. Dies allein reichte hin, der bischöflichen Jurisdiction, welche bisher, z. B. in Sachsen, ziemlich beschwerlich gefallen, ein Ende zu machen. Die Erzpriester und Diaconen, oder Officialen und Commissarien, durch welche sie bisher ausgeübt worden und die, da sie mit ihrer Einnahme an die Sporteln verwiesen waren, sich selten ein Vergehen hatten entschlüpfen lassen, erschienen nicht mehr.

Nachdem aber dieses ganze System gefallen, sah man doch auch, daß es etwas Gutes gehabt hatte und nicht ganz zu entbehren war.

Man trug Bedenken, Ehesachen, die bisher einen so bedeutenden Zweig der geistlichen Jurisdiction gebildet, geradezu an die weltlichen Gerichte zu überweisen, weil der Richter, wie die Theologen oftmals wiederholen, darin dem Gewissen rathen müsse.

Ferner bedurfte der geistliche Stand, der früher jede Unbill, die er erfuhr, als ein Verbrechen gegen die allgemeine Kirche geahndet, jetzt eines andern Schutzes: über Beleidigungen der Patrone oder der Pfarrer hatte er nicht selten zu klagen.

War aber nicht für diesen Stand selber Aufsicht nöthig? Gar bald fanden sich auch unter den protestantischen Predigern Leute, die ein unordentliches Leben führten, oder in der Lehre ihrem Gutdünken nachhingen: unmöglich konnte man sie gewähren lassen.

Endlich forderten öffentliche Laster ein Einschreiten auch von kirchlicher Seite heraus; der gemeine Mann, der sonst alle Jahre fünf, sechs Mal vor den Official citirt worden war, und jetzt nichts mehr von demselben hörte, mußte auf eine andere Weise im Zaum gehalten werden.

Anfangs war nun der Gedanke, einen Theil dieser Befugnisse und Pflichten an die Pfarrer und Superintendenten übergehen zu lassen, an jene den Bann und die Ehesachen, an diese Aufsicht und Schutz. Es finden sich Citationen, welche Luther im Namen des Pfarrers von Wittenberg in ganz juristischer Form erlassen hat.

Allein bald zeigte sich, daß dies nicht ausreiche. Die Pfarrer waren doch der weltlichen Angelegenheiten nicht kundig genug, um nicht zuweilen groben Betrügereien ausgesetzt zu sein, und in den geistlichen vielleicht nur zu heftig. Hauptsächlich aber fehlte es ihnen an allem Nachdruck, aller Zwangsgewalt [1]).

1) In dem hauptsächlich von Bugenhagen und Jonas herrührenden Bedenken der Theologen heißt es: „die Pfarrer seyen ermlich versorgt und mit andern sachen ufgehalten: die Superintendenten haben keine Execution, keine Gewalt zu citiren, kein Einkommen, um nur die Boten zu lohnen.“

Und woher sollte diese auch überhaupt genommen, worauf begründet werden?

Man konnte sie nicht aus dem päpstlichen Recht herleiten, das man verwarf, noch aus der alten Praxis, die wieder auf dem Rechte beruhte. Auch ließ sich nicht ein Gemeinwille der Mitglieder der Kirchengesellschaft nachweisen, die noch lange nicht hinreichend von dem Princip durchdrungen, zum großen Theil erst zu unterrichten, ja zu zähmen waren und noch regiert werden mußten. Es fehlte der neuen Geistlichkeit an einem zu Recht bestehenden Grund ihrer Jurisdiction.

Die Wittenberger Theologen fühlten diesen Mangel so lebhaft, daß sie endlich Johann Friedrich baten, ihnen einen Commissar zu geben, einen rechtsverständigen Mann, der die Jurisdiction aus unmittelbarem Auftrag des Fürsten ausübe[1]).

Die große Wendung für die Verfassung evangelischer Landeskirchen liegt darin, daß Johann Friedrich sich entschloß, diese Bitte zu erfüllen.

Ich denke wohl: er war dazu hinreichend befugt. Die alten Reichsschlüsse hatten die einzelnen Landschaften, in denen eine allgemeine Verwirrung ausgebrochen war, ermächtigt, für sich selber Ordnung zu treffen. Schon hatten die sächsischen Landstände, im Frühjahr 1537 in einem größern Ausschuß versammelt, wahrscheinlich auf Antrieb des Canzlers Brück, die Errichtung einiger kirchlichen Behörden, die sie Consistorien nannten, in Antrag gebracht, hauptsächlich zu den Ehesachen und dem Schutz der Pfarrer, und es war beschlossen worden, dieselben aus dem Sequestrationsfonds zu besolden. Johann Friedrich entsprach dem Auftrag des Reiches, dem Begehren der Stände, dem dringenden Ansuchen der Theologen selbst, wenn er seine landesfürstliche Macht zur Gründung eines festeren kirchlichen Zustandes anwandte. Er setzte das Consistorium aus zwei weltlichen und zwei geistlichen Mitgliedern zusammen, die er als seine Beauftragte in Kirchensachen, wie er es ausdrückt, als „seine von der Kirchen wegen Befehlshaber" bezeichnet. Sie sollen in den durch ein beigeschlossenes Gutachten der Theologen bestimmten Fällen — eben

1) „Derselbig must ein wohlgeschickter mann sein, gelehrt in jure und auch in der h. Schrift; derselbige soll die Jurisdiction haben aus Befehl ane mittel des landesfürsten." Bedenken der Theologen. Ferner „Hochvonnöthen gewisse Consistoria aufzurichten, do die Judices Befel und Gewalt hetten, rechtlich zu citiren, auch Urtel, Straf und Buß ufzulegen und entlich execution zu thun."

in den oben angegebenen — die Befugniß haben, seine Unterthanen vorzubescheiden, Verhör zu halten, Untersuchung zu führen, und wofern es nöthig, rechtlich zu verfahren. Alle Amtleute, Schösser, Vögte, in den Städten die Räthe weist er an, das zu vollziehen, was dieselben verfügen oder erkennen werden[1]).

Einst hatten die Bischöfe die weltliche Macht zu verdrängen gewußt, zuweilen ganze Diöcesen zu Fürstenthümern umgewandelt. Jetzt trat in weltlichen Gebieten die umgekehrte Entwickelung ein: die fürstliche Macht dehnte ihre Jurisdiction über geistliche und gemischte Fälle aus, die bisher ein geistliches Forum gehabt.

Die Theologen fanden, daß eine solche Ausdehnung dem ursprünglichen Begriffe der Obrigkeit, wie er in der heiligen Schrift vorliege, nicht allein vollkommen entspreche, sondern durch dieselbe vorausgesetzt, gefordert werde. Durch Stellen des alten und des neuen Testaments bewiesen sie, daß die Obrigkeit auch in geistlicher Beziehung Schutz gewähren und das Böse bestrafen müsse[2]).

Das hängt auch damit zusammen, daß die Reformatoren die Kirche nicht mehr in den Bischöfen, dem geistlichen Stande sahen, sondern eine Theilnahme der Laien, namentlich der angesehensten, an ihren Geschäften für zuträglich und nothwendig hielten.

An einen Gegensatz der verschiedenen Stände war hier nicht zu denken, da alle vereinigt, nur ein und eben dasselbe Ziel hatten. Die fürstliche Autorität war nicht zu entbehren, um die kirchliche Ordnung wieder aufzurichten. Doch hätte sie allein nicht vorschreiten können; sie bedurfte der Mitwirkung der Geistlichen, und zwar aus dem eigenen, von keinem Auftrage des Fürsten stammenden Principe derselben. Auch an andern Stufen sollten die beiden Zweige concurriren. Bei der jährlichen Visitation aller Kirchen des Bezirkes, die dem Consistorium aufgetragen ward, sollte sich dasselbe in den Städten mit 2 Mitgliedern des Rathes und zweien von den Vorstehern des gemeinen Kastens, in den Dörfern mit den Aeltesten oder einigen Mitgliedern der Gemeinde vereinigen, um Wandel und Haushalt des Pfarrers zu prüfen; mit Herbeiziehung des Pfarrers

1) „Copei churfurstlichen Gwalts und Vollmachts: den Commissarien des Consistorii gegeben": undatirt, von anderer Hand mit der Jahrzahl 1538 bezeichnet; ferner ein Schreiben des Churfürsten, Creuzburg Donnerstag nach Dorotheä (11. Febr.) an die eben bezeichneten Mitglieder. (Weim. Arch.)

2) Eine Stelle Esaiä 49 „die Könige werden der Kirchen Nährer seyn" mag nun wohl diesen Sinn ursprünglich nicht haben: man verstand sie aber in aller Aufrichtigkeit nicht anders.

selbst sollte dann das Betragen der Gemeine untersucht werden. Kein Mitglied sollte Laster dulden, durch welche der Zorn Gottes über die Menschen komme.

Denn dabei blieb man immer, daß die Kirche ein göttliches Institut sei, welches durch ein Zusammenwirken aller Kräfte aufrechterhalten werden müsse.

Die weltliche Gewalt erbot sich, den Uebelthätern, „als die ihren Taufbund verleugnen", ihr Handwerk zu legen, alle bürgerliche Gemeinschaft zu untersagen.

Das erste Consistorium trat in Wittenberg im Februar 1539 zusammen. Es bestand aus den Theologen Justus Jonas und Johann Agricola, und aus den Juristen Kilian Goldstein, der anfänglich bestimmt war, den Vorsitz zu führen, es aber abgelehnt hatte, und Basilius Monner; war aber noch sehr formlos. Es fehlte sogar an einem Amtssiegel; die Mitglieder mußten sich bei der Ausfertigung ihrer Petschafte bedienen. Eine eigentliche Instruction erfolgte erst 1542[1]), die denn zugleich für zwei andere Consistorien, die in Zeitz und in Saalfeld errichtet werden sollten, bestimmt war: doch fehlte viel, daß Alles sogleich ins Werk gesetzt worden wäre.

War doch überhaupt der ganze Zustand noch provisorisch. Bei der ersten Aussicht auf eine allgemeine Reformation im Reiche erklärten sich die protestantischen Fürsten bereit, diese kirchliche Jurisdiction den Bischöfen zurückzugeben, vorausgesetzt, daß die Reinheit der Lehre gewahrt und ein ähnliches Institut wie das Consistorium unter bischöflicher Autorität eingerichtet würde.

Davon erfolgte jedoch, wie wir wissen, das Gegentheil. Das Interim war auf eine vollständige Herstellung der Hierarchie des Reiches abgesehen: bei aller Vorsicht, mit der es sich ausdrückte, neigte es doch so überwiegend zu dem Sinne der alten Kirche, daß dieser nothwendig den Sieg hätte davontragen müssen.

In Bezug auf die Verfassung ward das Interim selbst da, wo man sonst dazu geneigt war, nicht ausgeführt. So sehr man sich in den Moritzischen Landen der kaiserlichen Formel annäherte, so konnten doch die Bischöfe auch hier die Ordination, die mit einer Prüfung in katholischem Sinne verbunden gewesen wäre, nicht wiedererlangen.

1) Constitution und Articul des churf. geistl. Consistorii zu Wittenberg in Sachsen aō 42 aufgericht. (Weim. A.) Darin wird denn auch der Bann sehr ausdrücklich gebilligt.

Wie viel weniger war daran zu denken, nachdem die ganze Kraft der kaiserlichen Anordnungen gefallen war!

Auf einer Zusammenkunft sächsischer und hessischer Theologen zu Naumburg, im Mai 1554, der von den Oberländern Sleidan beiwohnte, ward der Beschluß gefaßt, auf die früheren Einrichtungen definitiv zurückzukommen[1]). Man erklärte es für unmöglich, die Ordination den Bischöfen zu überlassen, von denen die rechte Lehre nach wie vor verfolgt werde, und beschloß, dieselbe den Superintendenten zu überweisen, bei denen sie denn auch fortan geblieben ist. Etwas ganz anderes war es in England, wo das große nationalkirchliche Institut, bei allem Wechsel, den es durchmachte, doch in sich selbst unangetastet, — zuletzt das evangelische System in seinen Grundlehren annahm; und doch hat auch da die Beibehaltung der Vorrechte des Bisthums den heftigsten Widerspruch hervorgerufen. In Deutschland hätte man an die Mysterien des Ordo wohl niemals wieder geglaubt. Man behielt nur den einfachen Ritus der Handauflegung bei, wie man das Vorbild davon in der Schrift fand, und trug dafür Sorge, daß der Ertheilung dieser Weihe immer erst Unterweisung und Prüfung voranging. Die Consistorien traten wieder in ihre ursprüngliche Geltung ein. Die Theologen ersuchten nur die Fürsten, ihre Amtleute zu unnachsichtiger Execution der gefaßten Decrete anzuweisen: sie wiederholten aufs neue, daß die Erhaltung dieses Institutes ein Gottesdienst sei, der in das Amt der Fürsten gehöre.

Auch hatte es jetzt von Seiten der Gegner damit keine Gefahr mehr. Auf der Versammlung zu Augsburg im Jahre 1555 beschloß das Reich, daß den Bischöfen in den zur Augsburgischen Confession übergetretenen Gebieten kein Anspruch auf die Jurisdiction mehr zustehe. Es kam gleichsam auf die im Jahre 1526 ausgesprochene Delegation zurück, und bestätigte, was in Folge derselben geschehen war. Seitdem setzte sich denn die Consistorialverfassung überall und auch da durch, wo man bisher die bischöflichen Formen beibehalten hatte[2]). Sie beruht auf einer Vereinigung des neuen geistlichen Princips und der Landeshoheit, die dem Ereigniß, wie es sich nun

1) Relation der Verhandlungen im Convent zu Naumburg. Corp. Ref. VIII, 282. Neudecker Neue Beiträge I, 102.

2) Melanchthon findet folgenden Vortheil: „Wo Consistoria sind, sagt er, da ist nicht einer allein gewaltig, sondern die Sachen müssen durch etliche erfahrne Personen bedacht werden, und alsdann an die Herrschaft gebracht, die solches auch weiter bedenken kann.“ Bedenken vom Synodo 1558.

einmal vollzogen hatte, vollkommen entspricht. Die Geistlichkeit hätte sich ohne das Fürstenthum nimmermehr behaupten können; dieses dagegen erlangte durch eine ergebene Geistlichkeit eine Ausdehnung seiner Befugnisse, welche auch in katholischen Ländern gesucht, aber doch nicht in so vollem Maße erreicht werden konnte.

Freilich waren damit auch wieder bei weitem größere Schwierigkeiten verknüpft. Es war nur erst ein Grund gelegt, ein Anfang gemacht, und schon sollte man die bedeutendsten, weitaussehendsten Irrungen erledigen.

Von der Lehre war die Absonderung von der alten Kirche und die Einrichtung eines neuen Gemeinwesens ausgegangen: nichts konnte widriger und bedenklicher sein, als daß man sich über die Lehre wieder entzweite.

Theologische Streitigkeiten.

Vor dem Schmalkaldischen Kriege herrschte in der protestantisch-theologischen Welt ein ziemlich allgemeiner Friede. Wohl war kurz vorher der alte Ingrimm Luthers gegen die schweizerische Meinung noch einmal aufgeflammt [1]), eine Bewegung aber war daraus nicht mehr entstanden. Der Zwinglianismus, wie ihn Bullinger bekannte, war, wie berührt, damals in sehr enge Grenzen eingeschlossen; die deutschen Kirchen hielten an der Wittenberger Concordie fest. Eine kleine Veränderung [2]), die Melanchthon in dem Wortlaut der Augsburgischen Confession vorgenommen, ward ihm wenigstens auf der evangelischen Seite noch nicht zum Vorwurf gemacht [3]). Abweichende Meinungen regten sich dann und wann, wie des Eisleber Agricola oder Osianders in Nürnberg: sie wurden aber leicht beschwichtigt. Die hohe Schule zu Wittenberg, die jedoch bei schwierigen Fragen niemals versäumte, auch andere angesehene, besonders praktische Theo-

1) Calvin, Expositio consensionis capitum: ex sopitis carbonibus subinde micabant scintillae.

2) Ursprünglich hieß es: docent, . . quod corpus et sanguis Christi vere adsint et distribuantur vescentibus in coena domini, et improbant secus docentes; — später: docent, quod cum pane et vino vere exhibeantur corpus et sanguis Christi vescentibus in coena domini.

3) Luther billigte beim Wiederabdruck älterer Streitschriften in der Sacramentssache die Weglassung anzüglicher und beleidigender Stellen. Salig Gesch. der Augsb. Conf. III.

logen herbeizuziehen, bildete eine Autorität, vor der sich Alles beugte. In ihr selber ließen sich zwar verschiedene Richtungen unterscheiden, die sich an die Sinnesweise der beiden großen Lehrer, Luther und Melanchthon, knüpften, allein sie traten vor einem höheren Einverständniß zurück. Ein unvergängliches Denkmal dieser Gemeinschaft der spätern Jahre ist die neue Ausgabe der Bibelübersetzung, bei der Melanchthon, Cruciger, Bugenhagen und mehrere Jüngere den Doctor Luther, jeder mit seiner besondern Kunde, unterstützten, und die nun nicht wie in den ersten Zeiten in Form einer Flugschrift, sondern als ein Codex göttlicher Wissenschaft der deutschen Nation dargeboten wurde. Auch sonst übte diese Universität einen unermeßlichen Einfluß aus. Die ganze deutsche Nation, von Liefland bis nach Oestreich auf der einen, und nach Brabant auf der andern Seite, schickte ihre Jugend zu den Füßen der Wittenberger Lehrer [1]. Wittenberg war seit Bologna und Paris die erste selbständige hohe Schule, die es gab: keine Colonie mehr, wie die früheren gewesen. Eher konnten die kleineren protestantischen Universitäten als Pflanzstätten von Wittenberg gelten, von wo aus sie großentheils besetzt worden waren. Wenn man sich hier nur verstand, so brauchte man übrigens keinen Zwiespalt zu fürchten. Der Eid, den die zu Wittenberg creirten Magister schworen, sich in streitigen Fragen bei den Aelteren Raths zu erholen, war darauf berechnet, unreife Meinungsäußerungen und daraus zu besorgenden Zwiespalt zu verhüten, wenn er auch nicht darauf ging, wie ihn Einige verstehen wollten, als sollten die Wittenbergischen Lehrer immer zuerst gefragt werden.

Wenn die Dinge in diesem Gange geblieben wären, so hätte sich wohl eine ruhige Weiterbildung der Lehre in den Punkten, wo sie noch nicht genügte, namentlich in dem Artikel vom Abendmahl, wo die Grundsätze der Wittenberger Concordie noch nicht recht durchgearbeitet, zur Allgemeingültigkeit erhoben waren, erwarten lassen.

1) Im Jahre 1540 finden wir 448, 1541 461, 1542 594, 1543 503, 1544 814, 1545 556, 1546 748 Inscripti. Die große Masse der Studirenden gaben die nächsten Landschaften, Meißen, Thüringen, Franken, Brandenburg, Hessen; sehr regelmäßig finden wir unter den Inscribirten auch Liefländer und Preußen, ferner z. B. im Jahr 1544 35 Schlesier, 15 Pommern, 11 Hamburger, im Jahre 1543 7 Westphalen, 5 Friesländer, 4 Cölner; und diesen Norddeutschen gesellten sich dann die Oberdeutschen und Rheinländer in ziemlich gleicher Anzahl bei: im Jahre 1543 finden wir 10 Augsburger und noch 6 andere Schwaben, 2 Straßburger, 3 von Speier: Frankfurt und Nürnberg erschienen jedes Jahr mit einer Anzahl Inscriptionen, ebenso Oestreich, auch die Stadt Wien. Schweizer, Holländer, Brabanter sind doch immer Einige.

Aber die großen Ereignisse, der Schmalkaldische Krieg und was demselben folgte, unterbrachen auch hier den natürlichen Lauf der Dinge.

Wir gedachten oben der interimistischen Händel. Die Metropole der evangelischen Doctrin, in den Bereich der vordringenden Restaurationsversuche gezogen, ließ sich zu Annäherungen herbei, die im Drange des Augenblicks allenfalls entschuldigt, niemals aber die allgemeine Norm werden konnten. Sie mußten vielmehr denen ein Greuel sein, die unter persönlicher Gefahr ähnlichen Anmuthungen widerstanden, Flucht und Verbannung vorgezogen hatten, und auch die zurückstoßen, die von der vordringenden siegreichen Gewalt nicht erreicht worden waren. Melanchthon gerieth unter dem Einfluß einer provinziellen Politik in eine einseitige Stellung, in der er aufhörte, „den Wagen Israels" zu lenken.

In seiner unmittelbaren Nähe brach ihm darüber Widerspruch aus. Ein junger Lehrer der hebräischen Sprache, Matthias Vlacich von Albona, genannt Flacius, — der einst im Kloster von den Schriften Luthers angeregt, diesen persönlich aufgesucht und sich, nicht ohne den Zuspruch desselben, unter heftigen inneren Bedrängnissen, von der Rechtfertigungslehre allein durch den Glauben durchdrungen, ihre heilbringende Kraft an sich erprobt hatte, wollte nicht mit ansehen, daß man sich in diesem Hauptartikel jetzt wieder dem alten Systeme annähere. Da er jedoch weder mit schriftlichen, noch mit mündlichen Erinnerungen bei seinen Lehrern Eingang fand, so entfernte er sich lieber aus Wittenberg und begab sich nach den Gegenden, wo man von den Vermittelungsversuchen noch unberührt geblieben war. In Magdeburg vereinigte er sich mit Amsdorf, der sein Bisthum verloren hatte und die Versuche seiner früheren Collegen, sich mit den Feinden zu versöhnen, denen er hatte weichen müssen, wohl nicht anders als verdammen konnte: und mit Nicol. Gallus, der des Interim wegen von Regensburg ausgewandert war: von Hamburg her kam ihm Westphal, bei dem er sich erst Raths erholt hatte, zu Hülfe. Noch besonders durch jenen Brief an Carlowitz gereizt, trugen sie endlich kein Bedenken, den allgemeinen Lehrer in offenen Schriften anzugreifen. Sie zogen die Differenzen ans Licht, die man früher zu berühren vermieden, und erklärten die Zugeständnisse, zu denen sich Melanchthon widerstrebend hatte bewegen lassen, für eine absichtliche Abtrünnigkeit. Daß er bei der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben das Wort „allein" weggelassen, oder den Papst nicht mehr geradezu für den Antichrist erklären wollte,

schien ihnen eine Anbahnung zu neuer Unterwerfung unter das alte System. Ein theologischer Krieg brach aus, der das Getümmel der Waffen mit seinem Geräusche durchbrach.

Nachdem wir die Rettung des großen Princips betrachtet, was unsere Aufgabe war, wollen wir nicht diese Entzweiung im Einzelnen verfolgen; — fassen wir nur auf, wovon hauptsächlich die Rede war.

Die erste Streitigkeit betraf den Artikel über Glauben und gute Werke.

Es konnte Niemanden mehr beikommen, unser Heil von den gebotenen kirchlichen Werken herzuleiten, oder die Erwerbung desselben damit in Verbindung zu setzen.

Dann aber machte die Ausdrucksweise, die man in der evangelischen Kirche beibehielt, daß gute Werke zur Seligkeit nicht nöthig seien, allerdings ein Mißverständniß möglich, welches in jenen Tagen unter dem Volke öfter hervorgetreten ist, als sei schon der historische Glaube an das Mysterium der Erlösung zur Seligkeit hinreichend. Die Behauptung, die Lehre mache dadurch sichere und rohe Leute, gab den Gegnern wieder Waffen in die Hände, und ohne Nutzen wäre es nicht gewesen, ihnen jeden Grund dazu zu entreißen.

Dahin eigentlich ging die Absicht Majors und Osianders, deren Doctrinen die Fehde, die sonst mit dem Interim selbst hätte aufhören müssen, aufs neue belebten.

Georg Major, ein Schüler und treuer Anhänger Melanchthons, blieb bei dem praktischen Gesichtspunkte stehen und lehrte, Niemand sei noch selig geworden durch böse Werke, Niemand werde es ohne gute Werke. Er war der Meinung, die Wiedergeburt bringe so unfehlbar gute Werke hervor, wie die Sonne Licht und Wärme verbreite; und so sprach er die Lehre aus: gute Werke seien zur Seligkeit ohne allen Zweifel nothwendig.

Obgleich sich Osiander gegen die Wittenberger Schule, deren Autorität ihn früher zuweilen beschränkt hatte, namentlich gegen Melanchthon und dessen Anhänger, die Philippisten, in heftigen Widerspruch warf[1]), so ging doch seine Meinung eben dahin: nur daß er sie tiefer ergriff und nicht ohne Anklang an die deutsche Mystik und die Taulerischen Lehren, von denen auch Luther einst ausgegangen

1) Nur sollte man nicht immer wieder sagen, daß der Neid des Staphylus über eine Bevorzugung Osianders in der Professur den Anlaß zum Streit gegeben habe. Arnold hat längst gezeigt, daß Staphylus bereits resignirt hatte, ehe Osiander ernannt ward. Kirchengesch. p. 413.

war, entschiedener ausbildete. Das Eigenthümliche seiner Meinung ist, daß er, an dem Mittleramt Christi und der Lehre von der Genugthuung durch dessen Leiden und Sterben festhaltend, doch den Artikel von der Erneuung und Heiligung, die er mit dem Worte Rechtfertigung bezeichnete, stärker hervorhob, als es gewöhnlich geschah, und zu größerer Bedeutung auszubilden suchte. Er war mit dem Begriffe von der Einwirkung des heiligen Geistes nicht zufrieden, indem diese nichts als ein creatürliches Leben wirke und nur uneigentlich als ein Einwohnen Gottes bezeichnet werden könne: er lehrte vielmehr, daß die Gottheit in ihrer Fülle in denen wohne, welche lebendige Glieder Christi seien, wie in Christo selbst. Die Rechtfertigung bezeichnet er als die in uns wirkende wesentliche Gerechtigkeit Gottes, die ein gerechtes Wollen und gerechte Werke hervorbringt: das göttliche Licht, das dem Menschen zu Theil wird, als dasselbe, das den Tod überwindet, das Leben und Wort Gottes, Christus, Gott selbst. Im Wesentlichen das Nemliche, was Tauler lehrt, daß Gott sein Wort im Grunde der Seelen spricht, das Wort, in welchem alle Dinge geschaffen sind. Nur daß Osiander seine Sätze dem Sprachgebrauch der Zeit annähert und mit aller Gelehrsamkeit schriftmäßiger Theologie zu beweisen sucht. Sein Sinn ist, daß Christi Leiden und Sterben, auf das man gleichwohl allein zu trauen habe, durch den Glauben ergriffen, den Leib der Sünde in uns zerstöre und allmählig den alten Menschen tödte: eben wie Major die innere Nothwendigkeit der guten Werke behauptete, nicht die äußere.

Man wird nicht leugnen, daß diese Ansichten von hoher Wichtigkeit, einer weiteren Ausbildung höchst würdig waren: wie sie denn auch gleich damals nicht ohne Rückwirkung blieben [1]); aber durchdringen konnten sie nicht, schon darum nicht, weil sie wenigstens das Ansehen hatten, als näherten sie sich dem in Trident ergriffenen System: zu einer Zeit, wo nach kurzem Vermittelungsversuch das Princip der Absonderung und des Gegensatzes wieder die Oberhand gewonnen hatte. Man wollte keine Annäherung mehr, weil dadurch diesseit nur Schwanken und Entzweiung, jenseit Bestärkung und neue Umgriffe veranlaßt würden. Melanchthon selbst verwarf die Aus-

1) Osiander selbst behauptet dies: Widerlegung der ungegrundten undienstlichen Antwort Philippi Melanchthonis: „warumb hat er aber solchs in allen seinen Püchern nie gelehrt, noch bekennet, bis ichs ihm in diesem 1551 jar mit der h. schrift abgedrungen hab.“

drucksweise Majors, weil es doch scheinen könne, als werde den Werken Verdienst zugeschrieben[1]), und Major mußte sie endlich fallen lassen. Auch die Osiandristen unterlagen, wiewohl sie mächtige Unterstützung gefunden hatten. Aber der strengern orthodoxen Partei, die hier den Sieg behalten, wurde darum doch nicht gestattet, ihr Princip zu weit auszudehnen. Uebertreibende Behauptungen, zu denen sich Flacius und Amsdorf fortreißen ließen, wurden zuletzt allgemein verworfen, und namentlich dem erstern selbst verderblich. Es herrschte in der Gesammtheit so viel gesunder Sinn, daß sie sich aus der unter Luthers Führung eingeschlagenen Bahn, die sich den Katholiken gegenüber behauptete, nicht auch nach der andern Seite hin abführen lassen mochte, wo sie in das Sectirerische gefallen wäre.

Währenddem aber war auch der älteste innere Streit, über das Abendmahl, wieder in Gang gekommen, womit es folgende Bewandtniß hat.

In der Wittenberger Concordie gaben, wie wir sahen, die beiden Parteien die schroffsten Behauptungen auf, durch die sie sich früher an einander geärgert hatten. Ohne Zweifel behauptete die lutherische Auffassung das Uebergewicht, aber sie erschien doch in sehr milder Gestalt. Jene Aenderung in dem Wortlaut der Augsburgischen Confession bewirkte, daß diese von Jedermann angenommen werden konnte.

Wohl waren damit noch nicht alle Bedenken gehoben: noch gab Manchem, der sich übrigens anschloß, der Ausdruck des Darreichens, oder die Bezeichnung „real, körperlich" Anstoß. Andere wollten sich nicht überzeugen, daß auch Unwürdigen der Leib Christi mitgetheilt werde. Melanchthon suchte in den neuen Ausgaben seines theologischen Lehrbuchs, der Loci, einige dieser Zweifel zu heben: wie er z. B. im Jahre 1543 den Ausdruck „körperlich" nach dem Vorgang des Cyrillus besser auslegte, als es bisher geschehen war; nur bewirkte die Furcht, die alten Antipathien Luthers aufzuwecken, daß er äußerst behutsam vorschritt.

Die Concordie hielt unter diesen Umständen nicht allein in Deutschland die Gemüther vereinigt, sondern sie drang auch in der Schweiz vor. In Bern und den von dieser mächtigsten Stadt der Eidgenossenschaft abhängigen Landschaften gewannen die lutherischen Ansichten zwischen 1540 und 1546, unter dem Vortritt Simon

1) Vgl. s. Brief an die Nordhauser 13. Jan. 1555. Er gab nur zu, die Werke seien nöthig, nicht aber „nöthig zur Seligkeit".

Sulzers, unbezweifelt die Oberhand. Calvin, der nach Genf zurückgekommen war und dort seine große Laufbahn begann, ward noch als ein Gegner Zwinglis betrachtet. Recht im Gegensatz mit den Zürchern, welche durch die Behauptung der substanziellen Gegenwart hauptsächlich verhindert waren, sich der Concordie anzuschließen [1]), bekannte er einst in seiner Confession über die Eucharistie, welche auch von Butzer unterschrieben worden, die Mittheilung der Substanz des Leibes und Blutes unseres Herrn [2]). Die räumliche Gegenwart nahm er wohl nicht an, aber er tadelt die Schweizer, daß sie in Bekämpfung derselben zu weit gegangen, und fast aus der Acht gelassen, wie mit dem Zeichen auch die Wahrheit vereinigt sei [3]). Wir finden ihn im Jahre 1540 unter den deutschen Theologen, welche die Religionsgespräche besuchen; zu Genf fuhr er fort, diese Meinungen zu bekennen.

Sehr auffallend, wie das Unglück des Schmalkaldischen Bundes im Gebiete der Eidgenossenschaft sogar auf die rein geistlichen Angelegenheiten zurückwirkte.

Woher es auch rühren mag, wahrscheinlich doch aus der Furcht, durch eine fernere Trennung von Zürich allen Rückhalt zu verlieren: mit jenem Unglück trat eine Reaction gegen die lutheranisirenden Meinungen in Bern ein. Man besetzte entstehende Vacanzen trotz des Widerspruchs der angestellten Geistlichkeit mit Anhängern des reinen Zwinglianismus; die Zöglinge der theologischen Schule wurden einst einer Prüfung unterworfen und von sechszehn nur ihrer drei als ächte Anhänger Zwinglis befunden, alle übrigen in gefängliche Haft genommen; nach einiger Zeit wurden Sulzer und dessen nächste Freunde durch förmlichen Rathsschluß ihrer Stellen entsetzt, und bald sollte auch in der Waadt nichts anderes anerkannt werden, als was mit den Schlüssen der Berner Disputation übereinstimme [4]). Calvins nächste Freunde sahen sich in Bern bedroht und mißhandelt. Man

1) Ruchat Histoire de la reformation de la Suisse V, 552.

2) „ita ut nos ille (spiritus sanctus) carnis et sanguinis domini substantia vere ad immortalitatem pascat“. Worte der confessio fidei quam obtulerunt Farellus, Calvinus, Viretus, cui subscripserunt Bucerus et Capito.

3) De coena domini, Opera VIII, p. 10: „non cogitarunt, sibi hoc interea simul agendum, ut adjungerent ita signa esse, ut nihilominus veritas cum eis conjuncta sit.“

4) Hundeshagen: Die Conflicte des Zwinglianismus, Lutherthums und Calvinismus in der Bernischen Landeskirche p. 200.

eiferte dort über Calvinismus und Bucerianismus, was man für einerlei hielt; man warf Calvin dunkle lutheranisirende Lehren, den Begriff der Impanation vor; man tadelte ihn heftig, als er einst nach Lausanne gekommen war, um da zu predigen; in Genf selbst, sagten seine Feinde, müsse er aus dem Kirchendienst gestoßen werden.

Bei den politischen Verhältnissen Genfs, das nur unter dem Schutze von Bern die Reformation angenommen, ließ sich in der That nicht denken, daß sich dort eine Lehre halten könne, die hier verdammt wurde.

Wie ein Seufzer aus tiefster Seele bricht in einem Briefe Calvins der Ausruf hervor: es wäre ehrenvoller gewesen, die geistliche Herrschaft von Rom zu dulden, als die von Bern[1]).

Wohl kam ihm der Gedanke, von Genf, wo die alten Feinde sich aufs neue regten, abermals zu weichen, aber dagegen machte sich doch wieder die Betrachtung geltend, welch ein treffliches Mittel schon die Lage dieses Ortes zur Ausbreitung der Lehre nach allen Seiten hin darbiete[2]).

Und mußte es denn wirklich zu einem Aeußersten dieser Art kommen?

Calvin war sich bewußt, daß der Haß, mit dem man ihn verfolgte, großentheils auf falschen Vorstellungen beruhte, daß er bei seinem Bekennen der positiven Momente, dem Wesen nach, wie sie in der Concordie ausgedrückt waren, doch keineswegs in allen Streitpunkten mit den Zwinglianern in Widerspruch stand. Wie nun, wenn er versuchte, dies Verhältniß geltend zu machen? indem er sie anerkannte, sich selber Anerkennung zu verschaffen?

Man dürfte nicht sagen, daß hier lediglich von Nachgiebigkeit die Rede gewesen sei: es waltet ein viel höheres und allgemeineres Interesse ob. Calvin mußte zugleich das Werk fortsetzen, das Butzer nicht hatte zu Ende bringen können, und eine Vereinigung von allgemeiner Bedeutung unternehmen.

1) Utrum generosius saltem fuit, Romae an Bernae subjici. Calvin an Bullinger 6. Cal. Jul. 1548 bei Henry II. Anh. 132. Es ist nur sehr auffallend, daß dieser Brief schon einmal abgedruckt ist, aber nicht ohne große Abweichungen, bei Füßlin, Epistolae ab ecclesiae Helveticae reformatoribus scriptae, nr. 66. Obige Worte lauten da: quid profecimus, tyrannide Papae excussa. Bei Henry, denke ich, ist das Ursprüngliche.

2) Dum expendo quantum habeat hic angulus momenti ad propagandum Christi regnum, sum sollicitus de eo tuendo. Aus einem Schreiben Calvins (Mai 49) bei Hundeshagen p. 254.

Butzer hielt es noch nicht für möglich: er machte einige Artikel namhaft, in welchen man in Zürich niemals nachgeben werde; und Calvin selbst fühlte, welch eine schwere Sache er unternehme. Wie oft hatte er früher über den Starrsinn der Zürcher geklagt, die sich in ihre Meinungen und Feindseligkeiten immer mehr hineingeredet, über das Selbstgenügen Bullingers, der ein harter Kopf sei. Als er jetzt, im Juli 1549, in Begleitung Farels nach Zürich kam, schien es nicht anders zu stehen als früher, und es war ein Augenblick, wo er zum Ziele zu kommen verzweifelte. Plötzlich aber, sagt er, sahen wir Licht. Vielleicht, daß deutsche Flüchtlinge, wie Musculus von Augsburg, der in Bullingers Hause Aufnahme gefunden, dazu beigetragen hatten, persönliche Vorurtheile zu zerstreuen. Rascher als man hätte glauben sollen, kam zwischen Bullinger und Calvin eine Vereinigung zu Stande, der Consensus Tigurinns, in welchem einige Meinungen Zwinglis wiederholt werden, aber dabei doch auch die Grundgedanken der entgegengesetzten Lehre ihr Recht behaupten. Den Satz, daß der Leib Christi auch den Unwürdigen gegeben werde, ließ Calvin sich nicht entreißen, so vielen Anstoß auch die Schweizer von jeher daran genommen hatten: er erläuterte nur näher, daß die Verheißung zwar nur den Gläubigen zu Gute komme, welche Christum geistlich genießen, mit dem Zeichen aber doch auch die Wahrheit desselben und ihr Inhalt den Ungläubigen dargeboten werde. Den Ausdruck „darreichen, darreichende Zeichen", der den Sinn der Wittenberger Concordie so recht eigentlich aussprach und von den Schweizern bisher verschmäht worden war, hielt er fest[1]). Er lehrte unverändert, daß der Leib Christi, welcher dargeboten werde, der nemliche sei, der am Kreuze gelitten[2]). Genug, vom Objectiven des Mysteriums wich er nicht ab. Es läßt sich aber gar nicht denken, daß er es zu dieser Anerkennung desselben gebracht haben würde, hätte er nicht dagegen wieder einige eigenthümliche schweizerische Meinungen zu den seinen gemacht. Er gab zu, was dort immer behauptet worden, daß in den Sacramenten nur Gottes eigne Kraft wirke, und

1) Fatemur dignis simul et indignis Christum corpus suum offerre, nec ullius hominis pravitate fieri quin panis verum sit et exhibitivum, ut loquuntur, Christi corporis pignus.

2) Defensio ad Westphalum VIII, 775: Scio quod semel mortale corpus Christus induit, nunc novis coelestis gloriae qualitatibus esse praeditum, quae tamen non impediunt quo minus idem substantia sit corpus. Dico igitur illo corpore quod in cruce pependit, non minus in spiritualem vitam animas ipsas vegetari, quam pane terreno corpora nostra aluntur.

erklärte sich sehr nachdrücklich gegen die, welche das Göttliche in den Elementen sehen wollten. Wie Zwingli nahm er an, daß Christus im Himmel wohne und räumlich von der Erde entfernt sei; er fügte nur hinzu, durch seine göttliche Kraft steige er doch zu uns herab. In der Auslegung der Einsetzungsworte pflichtete er den Schweizern unumwunden bei. Ich weiß nicht, ob er nicht vielleicht in einem und dem andern Punkt, wenigstens im Ausdruck, einen Schritt weiter gegangen ist, als er ursprünglich beabsichtigt hatte; leicht aber gab er zu, was die Summe seiner Ansicht nicht verletzte, womit er übereinstimmen konnte [1]). Ohne Zweifel trägt der Consensus noch ein ziemlich starkes Gepräge des Ortes, wo er geschlossen wurde, der Umstände, unter denen er zu Stande kam, aller jener provinziellen Bedingungen: als das letzte Wort in der Sache kann er nicht betrachtet werden; aber dabei läßt sich doch, historisch angesehen, nicht leugnen, daß die Ideen der Wittenberger Concordie, in denen das lutherische Element überwog, dadurch einen Fortschritt machten, an einer Stelle Eingang fanden, wo man bisher noch niemals etwas davon hatte hören wollen: der Consensus ist schon eine neue Concordie, nur mit starker schweizerischer Versetzung. Die Kraft der Formel, zu der man sich vereinigte, liegt darin, daß sie beide Momente in sich enthält. Der Freund Calvins, Butzer, der einige Abweichungen, die in England vorkamen und von Peter Martyr befördert wurden, nicht billigte, war doch mit dem Consensus einverstanden: er sah darin eine Fortsetzung seines eignen Werkes.

Es ging auch dieser Formel, wie es Vermittelungen zu gehen pflegt: sie fand auf beiden Seiten Widerspruch.

In Zürich zeigten sich die Anhänger Zwinglis, in Basel die mehr lutheranisirenden Theologen ein wenig verstimmt. Die so eben in Bern emporgekommene Zwinglische Partei verweigerte eine Zeitlang ihre Unterschrift. Es gehörte die ganze Autorität des alten Bullinger dazu, um sie endlich dazu zu vermögen; doch hat es bis in das Jahr 1551 gedauert, ehe man den Consensus durch den Druck bekannt machte [2]).

1) Ego aliter verba temperaveram, sagt Calvin in einem Briefe an Butzer, ceterum quia haec quam usurpavimus forma nihil continebat nisi quod sentiebam, aliam eis concedere non fuit religio. In dem ersten Entwurf des Consensus (bei Henry II. Anh.), der im Mai nach Bern geschickt wurde, fehlt die ausdrückliche Anerkennuug der schweizerischen Auslegung. Und enthält nicht in der That die Lehre Calvins das lutherische Ist doch auch in sich?

2) Hundeshagen p. 252.

Kaum aber war es hier so weit gekommen, so erhob sich der Widerspruch von einer andern Seite her in tumultuarischer Aufwallung.

In einer ähnlichen Stellung, wie damals die Zwinglianer in Bern, welche die lutherischen Meinungen verdrängt hatten, waren die Lutheraner in den niederdeutschen Städten: ihre Herrschaft gründete sich auf eine Unterdrückung zwinglianisirender Meinungen, die hier einmal sehr stark gewesen waren und jetzt, sobald nur eine Annäherung dazu in Bremen hervortauchte, sich plötzlich wieder lebhaft regten. Dafür, daß Calvin eine vermittelnde Richtung verfolgt, der diesseitigen Auffassung in ihrem Wesen bei den alten Gegnern Raum gemacht, hatten die Niederdeutschen keine Augen. Sie bemerkten nur die Hinneigungen nach der Zwinglischen Seite, sie faßten einige anzügliche Ausdrücke auf, durch welche ihnen das Gedächtniß Luthers verunglimpft zu sein schien, das vielleicht auch mehr hätte geschont werden können: mit heftiger Leidenschaft begannen sie den Krieg. Die frühern, schon in Gang gesetzten Streitigkeiten strömten bald mit dieser zusammen: Melanchthon meinte von Anfang, er sei es hauptsächlich, dem auch dieser Angriff gelte[1]). Mochte denn nun auch Calvin sie auf den wahren Stand der Dinge aufmerksam machen[2]), so blieben sie dabei, ihn mit Zwingli gleich zu achten. Sie ihrerseits forderten jetzt die schrofferen Ausdrücke der ungeänderten Augsburgischen Confession zurück; die Wittenberger Concordie betrachteten sie als nicht geschlossen; ihre Unterscheidungslehre, die Doctrin von der Ubiquität des Leibes, bildeten sie jetzt erst förmlich aus und nahmen symbolische Autorität dafür in Anspruch.

So erfüllte sich das ganze Gebiet der evangelischen Kirche mit innerem Krieg und Hader.

1) Scito, quosdam praecipue odio mei eam disputationem movere, ut habeant plausibilem causam ad me opprimendum. An Calvin 14. Oct. 1554. Corp. Ref. VIII, 362.

2) Calvin bezeigt in der Defensio ad Westphalum (Opp. VIII, 784) sein Erstaunen darüber: Mihine qui piae sanaeque conciliationi semper dedi operam, haec merces nunc referenda est? Eben dies Mißverständniß der Gegner gab ihm aber die Ueberlegenheit, die in jener Streitschrift unverkennbar ist.

Mängel des kirchlichen Zustandes.

Es leuchtet ein, daß die Consistorialverfassung, die nur auf die innern, gleichsam häuslichen Verhältnisse berechnet war, nicht dazu beitragen konnte, ihn zu heben.

Eben darin lag für die neuen Einrichtungen die große Schwierigkeit, daß es auch kein anderes Institut gab, das dazu geeignet gewesen wäre. Oftmals dachte man auf einer allgemeinen protestantischen Synode eine Ausgleichung zu versuchen. Mächtige Stände, wie Pfalz und Würtemberg, haben es mehr als einmal in Vorschlag gebracht; andere, wie Chursachsen, es wenigstens ernstlich in Berathung gezogen. Vor Allem wäre dann nöthig gewesen, den Antheil der weltlichen Stände festzusetzen, wie denn hiervon schon bei den früheren Entwürfen des allgemeinen Conciliums oft die Rede gewesen war[1]). Man dachte sich zu dem Grundsatz zu bekennen, daß die Mehrheit das Recht der Entscheidung habe und die Minderheit sich ihr unterwerfen müsse. Ob sich aber auch eine Mehrheit hätte gewinnen lassen, in der das Gefühl der Einheit, das Bewußtsein der gemeinschaftlichen Gedanken die Oberhand bekommen hätte? man dürfte das doch wohl nicht schlechthin in Abrede stellen. Bei einer Zusammenkunft, die im Jahre 1557 zu Frankfurt gehalten wurde, hatten doch die gemäßigteren Tendenzen, wiewohl sie noch nicht zu vollem Verständniß gelangt waren, das offenbare Uebergewicht[2]). Und wie Viele gab es, die das Verdächtigmachen alter Ehrenmänner, das Schelten auf den Kanzeln, welches jetzt überhand nahm, auf das ernstlichste mißbilligten. Es wäre schon ein unendlicher Gewinn gewesen, überhaupt die Form einer allgemeinen Verfassung aufzustellen.

Indessen das Ungewohnte, Neue des Gedankens, sowie die damit doch auch unleugbar verbundene Gefahr, schreckten von seiner Ausführung zurück. Brenz sagte wohl: „ja wenn unter den Fürsten ein Constantin lebte, oder unter den Gelehrten ein Luther!“ Melanchthon urtheilte, die Sache müsse erst unter den einzelnen Fürsten

1) Melanchthons Bedenken vom Synodo Corp. Ref. IX, 463: „Soll die Potestas selbst, als ein Gliedmaß der christlichen Kirchen, auch eine Stimme, und vocem decisivam haben.“

2) Vgl. das Schreiben eines Flacianers de conventu Francoford. 1557 bei Salig III, 276 Note.

vorbereitet werden, man müsse der Einigkeit im Voraus gewiß sein, ehe man sie unternehme.

Berathung unter den vorwaltenden Fürsten war wirklich das einzige Mittel, das man zur Beilegung der Irrungen ergriff.

Und diese waren nun in der Epoche, in der wir stehen, sehr friedfertig gesinnt.

Wir berührten, wie sie sich beim Abschluß des Religionsfriedens nicht zu Bestimmungen fortreißen ließen, die den Zwiespalt zwischen ihnen selber hätten entzünden können.

Bei jener merkwürdigen Zusammenkunft v. J. 1558 zogen sie neben den Reichsangelegenheiten auch die Religionssache in Betracht. In dem Receß, der daselbst abgefaßt worden, drückten sie sich über den wichtigsten Punkt, die Eucharistie, auf eine der Fortbildung der Concordie gemäße Weise aus. Es schien ihnen genug, daß sie von der wesentlichen, substanziellen Gegenwart redeten: der körperlichen zu gedenken enthielten sie sich [1]). Der Gegensatz, den sie aussprechen, ist noch immer hauptsächlich gegen die alte Kirche, gegen die Anbetung des Sacraments gerichtet. Wenn sie die Lehre verdammen, daß die Zeichen bloß äußerliche Zeichen seien, so konnte das wahrhaftig Calvin nicht treffen.

In einer sehr zahlreich besuchten Versammlung zu Naumburg im Jahre 1561 erkannten sie aufs neue die abgeänderte Augsburgische Confession an [2]): mit den Erklärungen, die der Churfürst von der Pfalz gab, der schon als ein Calvinist betrachtet wurde, zeigten sie sich zufrieden.

Mit alle dem gelangte man jedoch nicht zur Herstellung der Eintracht; es gab jedes Mal Fürsten und Stände, die sich absonderten und Widerspruch erhoben.

Und nicht allein von bösem Willen dürfte man das herleiten. Die Dinge hatten innere Schwierigkeiten, denen auf diese Weise nicht beizukommen war. Vielmehr zeigte sich eben in den Versuchen, sie zu erledigen, eine neue, und zwar eine solche, die nicht geringer war, als die übrigen.

Die große Hauptsache war gewonnen, ein legales Dasein ge-

1) Die merkwürdigste Auffassung dieses Recesses ist wohl die von Hospinian Historia sacramentaria II, 438.

2) Neque animus est nobis, quod discedere ab ea (confessione) quae anno XL exhibita est vel in minimo velimus. Praefatio ad Ferdinandum bei Gelbke Naumburger Fürstentag p. 184.

gründet; für die Entwickelung desselben auf dem glücklich eroberten Grund und Boden aber lagen noch viele ungelöste Fragen vor.

In unserer historischen Betrachtung stellen sich deren besonders drei heraus.

Nachdem der Grundsatz von der Rechtfertigung durch den Glauben allein erhalten war, bedurfte doch die Lehre von der innigen und geheimnißvollen Verbindung, in welche der Mensch durch die fortgehende Erneuerung mit der Gottheit tritt, noch neuer Erläuterungen, um tieferen Geistern völlig zu genügen. Hatte nicht eine Durchdringung der alten ächten deutschen Mystik mit dem erneuerten Dogma in der ursprünglichen Absicht gelegen? Noch war sie wohl nicht gelungen. Nur allzu oft schlugen sich die jungen streitbaren Theologen wieder um die harten Schalen des Glaubens, die aus der Scholastik übrig geblieben.

Ferner war, wie berührt, der Zürcherische Consensus noch nicht der letzte Schritt in dem großen Werke der Vereinigung über die Abendmahlslehre. Es wäre wohl die Aufgabe gewesen, das an Zeit und Ort des Ursprungs Erinnernde, mit zufälligen Beschränkungen Behaftete, das er noch an sich trug, vollends fallen zu lassen und die wesentlichen Momente beider Ansichten noch tiefer mit einander zu durchdringen. Von allen Gelehrten eignete sich gewiß Melanchthon am meisten, die Sache durchzuführen; allein in schwieriger Lage und von Widersachern umgeben, fand er nie den Muth, sie mit vollem Ernst in die Hand zu nehmen, der Meinung, die er in sich trug, eine allseitig entwickelte Form zu geben und ihr ein festes Dasein zu erkämpfen.

Und wie viel war noch in Hinsicht der Verfassung zu thun übrig! Das Verhältniß der Geistlichen zu den Gemeinen, sowie zu den Obrigkeiten, hatte noch viel Unbestimmtes, von momentanen Regungen Abhängiges. Indem die Landesherrschaften so mächtig eingriffen, regte sich an andern Stellen der heftigste Widerspruch gegen jede Einmischung derselben. Es fehlte gleichsam an dem Schlußstein des Gebäudes, einer Einrichtung, um über die aufsteigenden Irrungen zu einer gültigen, von Jedermann anerkannten Entscheidung zu gelangen.

Eine natürlich entstandene Autorität, wie die der hohen Schule zu Wittenberg, hätte sich erweitern, fortpflanzen lassen: hergestellt werden konnte sie nicht, nachdem sie einmal gebrochen worden.

Den Protestanten war es nun einmal nicht gegeben, sich als eine einzige Genossenschaft zu entwickeln. Aus vielen Gründen möchte

man wünschen, es wäre geschehen; ob es in jeder Rücksicht das Beste gewesen wäre, wer will es sagen?

Da es aber nicht der Fall war, und doch überaus wichtige Fragen die öffentliche Theilnahme, die lebendigen geistigen und politischen Kräfte beschäftigten, so mußte erfolgen, daß sich auf einer Stelle mehr das eine, auf einer andern mehr ein anderes Princip geltend machte.

Die Bewegung warf sich in die verschiedenen Territorien, wo sie mit mannichfaltigen andern Bestrebungen in den Zweigen der Administration oder des Rechts, der Cultur oder der Befestigung des Landes zusammenfiel. Dieses landschaftliche Moment entwickelte sich in den nächsten Zeiten auf das Eigenthümlichste, und zwar in den Ländern der altgläubigen Stände nicht minder als in den protestantischen. Wir müssen uns enthalten, hier näher darauf einzugehen. Die politischen Gestaltungen der einzelnen Landschaften, die seither allerdings vorbereitet worden, sind doch erst später zu einer gewissen Festigkeit gelangt, und zwar unter den wechselnden Einwirkungen anderer Weltverhältnisse, als der hier betrachteten.

Nur eine Frage, scheint mir, muß für unsere Epoche noch erörtert werden. Wir sahen, wie die kirchliche Neuerung aus der Gesammtheit einer großen geistigen Bewegung entsprang. Seitdem hat jene die öffentliche Aufmerksamkeit fast ausschließend beschäftigt. Betrachten wir noch, welchen Fortgang diese in derselben Zeit genommen hat.

Achtes Capitel.

Entwickelung der Literatur.

Den mächtigsten innern Antrieb hatte der deutsche Geist im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts durch die Bekanntschaft mit dem classischen Alterthum empfangen, die schon in den carolingischen Zeiten begonnen, während der Herrschaft der Hierarchie unterbrochen oder in Schatten gestellt, ihm jetzt in aller Fülle zu Theil wurde.

Wir sahen, wie dieses Studium zuerst in den grammatischen Schulen erneuert ward, wie viel Mühe es kostete und was es zu bedeuten hatte, daß es sich endlich auch auf den Universitäten festsetzte.

Auch in dieser Beziehung nahm Melanchthon eine sehr wichtige Stellung ein. In dem Sinne, wie er die alte Literatur in Wittenberg förderte, thaten es die ihm nächstverbundenen Freunde, Camerarius in Leipzig, Sabinus in Königsberg und Frankfurt a. d. O.; seine Schüler in Marburg, Tübingen, Heidelberg. In Rostock gewährte Johann Albert von Mecklenburg, dessen politische und kriegerische Unternehmungen wir zuweilen berührten und der zugleich einen offenen Sinn für höhere Bildung bewies, diesen Studien seinen Schutz. Melanchthon sieht im Geiste die allenthalben verstoßenen griechischen Musen bei ihm im Norden ihre Zuflucht suchen[1]).

Dabei behaupteten sich aber auch noch einige Schulen in großem Ruf.

Erst seit dem Jahre 1531 entwickelte sich das ganze Verdienst Valentin Trotzendorfs in Goldberg; — er hatte eine Art von Jugendrepublik errichtet, mit Consuln, Senatoren, Censoren, in deren Mitte er sich selber als immerwährenden Dictator aufstellte.

1) Ergo per extremam Germani littoris oram
Hospitium miserae supplice voce petunt.
Corp. Ref. X. Carm. nr. 249.

Der letzte Abt von Ilfeld, der dieses Kloster aus eignem Antrieb in eine Schule verwandelt hatte, fand in einem Zögling von Goldberg, Michael Neander, ganz den Mann, der dazu gehörte, nach seinem Tode diese Stiftung fortzuführen und ihr allgemeine Wirksamkeit zu verschaffen: — einen stillen Gelehrten, von gebrechlichem Körper und einem in seiner Tiefe der Religion zugewandten Gemüthe, aber doch weltklug und umsichtig genug, um seine Klosterschule gegen die Ansprüche mächtiger Nachbarn zu schützen, und von unermüdlicher Thätigkeit. Die Kenntniß der griechischen Sprache hat er in den niedersächsischen Gegenden erst verbreitet; er wird als ein zweiter Lehrer von Deutschland gepriesen [1]).

Eine fast noch mehr europäische als deutsche Wirksamkeit erlangte die Schule, welche Johann Sturm 1537 in Straßburg errichtete. Johann Sturm nahm an den öffentlichen Angelegenheiten lebendigen, wohl selbst eingreifenden Antheil [2]): doch verlor seine Schule dabei nicht, der er vielmehr aus dem allgemeinen Gesichtspunkte um so größeren Eifer widmete. Sie ward gleichsam eine allgemeine weltliche Academie für die protestantische Welt, wie Genf eine theologische. Auch wurde sie gern von dem deutschen Adel besucht, dessen Bedürfnisse der Vorsteher in eignen Schriften erwog.

Bei der würdigen Stellung, welche diese Studien einnehmen, konnte sich das tumultuarische händelsuchende Treiben der früheren Poetenschulen nicht mehr halten. Das Schicksal des Simon Lemnius, der es unter den Augen Luthers fortsetzen wollte und darüber verjagt ward, ist für die Richtung überhaupt bezeichnend. Der neue Olymp dieser Poeten ward schon wieder verworfen. Der feine und elegante Micyll will nur von einer züchtigen Muse wissen. Er und seine Schüler haben wirklich keine andern Gefühle, als die der großen Tendenz entsprechen, in welcher die Nation hauptsächlich begriffen ist [3]).

1) Juventutis formandae artifex juxta dexterrimus ac felicissimus. Rhodomannus, Oratio de lingua graeca, der diese Ausdrücke braucht, fügt hinzu: man habe auch griechisch bei ihm schreiben lernen: es sei wohl gesagt worden: „plures ex eo (gymnasio) graece doctos prodiisse quam proceres ex equo trojano.“ Havemann Mittheilungen aus dem Leben Neanders p. 23. 24.

2) In Schumachers Briefen an die Könige von Dänemark finden sich viele von Sturm, mit ganz guten Notizen über damalige Kriegsereignisse.

3) Micyllus: — Quae domini plantata est vinea verbo
Si cultu careat, terra jacebit iners.
Quos igitur cultus aut quas adhibebimus artes?
Nempe has quas secum Musa pudica refert.

Schon nahm man mit ernstem und anhaltendem Bemühen an der Arbeit der Wiederbekanntmachung und Erläuterung der classischen Werke Antheil.

Noch waren die lateinischen Schätze deutscher Klöster, wie Hirschfeld oder Lorsch, nicht erschöpft; man hatte Weltverbindung und Theilnahme für die Sache genug, um auch griechische Handschriften aus dem Orient an sich zu bringen, wie z. B. die Stadt Augsburg im Jahre 1545 zu Corfu eine Summe Geld daran wandte! Manches brachten Gesandte des römischen Königs oder Procuratoren der Fugger herbei. Vincenz Obsopäus, der Lehrer des Markgrafen Albrecht, soll die deutschen Buchdrucker zuerst angeregt haben, mit dem Ruhme der Aldus und Junta zu wetteifern und die Werke der Alten diesseit der Berge zu publiciren. Er selbst konnte der Welt einen der großen Geschichtsschreiber des Alterthums, Polybius, aus einem Codex, den der Zufall von Constantinopel nach Nürnberg geführt hatte, wieder vorlegen; er hat diese Arbeit auf eine Weise vollzogen, die ihm noch heute Ehre macht[1]). Nach und nach entwickelte sich eine lebhafte Thätigkeit in diesem Zweige. Flavius Josephus und Ptolemäus, die wesentlichsten Ergänzungen des Diodorus Siculus, Livius, Ammianus und wie vieler anderer Schriftsteller in beiden Sprachen gingen zuerst aus deutschen Pressen hervor. Andre Autoren erschienen mit ihren Scholiasten, spätern Fortsetzern: oder in berichtigten Texten, die griechischen mit Uebersetzungen, die zum Theil noch den heutigen Ausgaben beigegeben werden. Es mag sein, daß diese Arbeiten noch oftmals kritisch-grammatische Genauigkeit vermissen lassen; aber es giebt auch solche, die ein tieferes Eingehen, Kritik und ächtes Verständniß beweisen. Joachim Camerarius hat für Plautus vielleicht von allen Herausgebern das Meiste gethan[2]); er ist der Erste, der die Spuren einer doppelten Recension in dem vorliegenden Texte der ciceronianischen Schriften, möge dieselbe nun stammen, woher sie wolle, bemerkt hat[3]). Ein entschiedenes philologisches Talent war Hieronymus Wolf aus Oettingen: — eine zarte, schwächliche, leicht verletzbare Natur, der darüber erröthete, wenn ein Andrer eine Un-

1) Schweighäuser, Praefatio: Non paucae lectiones in hac editione reperiuntur probatissimae, et ex hac in Basileensem transierunt, a quibus temere deinde recessit Casaubonus. (LXXV ed. Oxon.)

2) Vgl. Lessing Von dem Leben und den Werken des Plautus. Sämmtliche Schriften herausgegeben von Lachmann III, 17.

3) „quam observationem fecit suam C. Stephanus.“ Literarnotiz vor der Zweibrücker Ausgabe des Cicero I, p. LXXXV.

wahrheit sagte, der von der Sohle bis zum Scheitel erzitterte, als er zuerst des berühmten Melanchthon ansichtig wurde; immer voll Furcht vor dem Hasse der Menschen und dem widrigen Einfluß geheimer satanischer Kräfte; aber eben darum mit einsiedlerischem Fleiße unter den ungünstigsten Umständen den Studien hingegeben, und seiner Sache, obwohl er nie recht damit zufrieden war, daß er sie ergriffen hatte, vollkommen Meister. Er wagte sich an die Uebersetzung des Demosthenes, eine Arbeit, vor der Erasmus und Buddeus zurückgeschrocken waren, und führte sie auf eine Weise durch, die seinen Namen mit dem seines Autors auf immer verknüpft hat. Er ist auch in der Kritik des Textes[1]) der Sospitator des Redners, und hat ihn den spätern Zeiten erst wieder zugänglich, verständlich gemacht. Ohne seinen Fleiß würden die Byzantiner wohl noch lange unbekannt geblieben sein: er ist glücklich, gleichsam ein Ganzes byzantinischer Geschichten zusammenzustellen. Sehr lesenswürdig ist doch die Autobiographie, die er hinterlassen hat[2]). Er erscheint darin als ein recht ehrlicher Patriot, freilich als ein solcher, der mit dem, was um ihn her vorgeht, oftmals schlecht zufrieden ist: als ein überzeugter evangelischer Christ, ohne Parteiwesen, wie denn seine Religiosität nur dann und wann unwillkürlich hervorbricht: und als ein Philologe, der das Alterthum in Fleisch und Blut verwandelt hat: die sinnreichsten Sprüche bieten sich seiner Erinnerung dar: man kann an ihm sehen, daß diese Elemente einander nicht widersprechen.

Und Niemand sollte sagen, daß diese Studien in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in Abnahme gerathen seien, in die ja Sturm, Neander und Wolf zum großen Theil gehören. Schon lebten ihre Nachfolger Rhodomann und Sylburg.

Auf die Fortpflanzung der Studien allein kam es jedoch nicht an. Wir beschäftigen uns mit einem Zeitalter, von dem man nicht mit Unrecht gesagt hat, alle vier Facultäten seien da im Grunde nur eine einzige gewesen, nemlich die der Grammatiker. Von der Herstellung und Auslegung der Texte hing jeder Fortschritt ab.

Wir brauchen nicht darauf zurückzukommen, wie sehr dies in der gelehrten Theologie der Fall war, die eben auf diesem Grunde beruhte. Die Publication der Kirchenväter, auch der lateinischen, um

1) F. A. Wolf: saepe orator ibi etiam inoffensius legitur quam in postrema Lipsiensi. Vgl. Becker Literatur des Demosthenes p. 96.

2) Hieronymi Wolfii ad cl. v. Joannem Oporinum commentariolus de vitae suae ratione ac potius fortuna, in den Oratt. Attic. v. Reiske, Tom. VIII, p. 772.

die sich nach dem Vorgange des Erasmus auch andere deutsche Philologen viel Verdienst erwarben, kam den Abweichungen der Protestanten mächtig zu Statten. Vor der ursprünglichen Auffassung des christlichen Alterthums verschwanden die hierarchischen Satzungen.

Verwandter Natur, wenn auch lange nicht so weitaussehend, ist, was in der Rechtsgelehrsamkeit geschah.

Bei weitem enger hatten sich die Glossatoren ihrer Urkunde, den justinianëischen Rechtsbüchern, angeschlossen, deren Wiederbelebung und Verbreitung die Welt ihnen eigentlich verdankt, als die scholastischen Theologen der heiligen Schrift. Ihr Text beruht auf alten Handschriften, ihre Anmerkungen sind nicht selten ganz treffend. Aber dabei ist doch unleugbar, daß diese besonders unter den Händen ihrer Nachfolger sich immer mehr mit fremdartigen Elementen versetzten und nur größere Dunkelheiten hervorbrachten [1]), jener durch willkürliche Eintheilungen und Zusätze entstellt, nichts weniger als zuverlässig war. Und doch wurden diese Rechtsbücher als die kaiserlichen, allgemein gültigen betrachtet, und sollten praktisch in Anwendung kommen. Die pisanische Handschrift der Pandekten, wie hoch man ihren Werth auch anschlug, so daß man sich ihr nur mit einer Art von abergläubischer Verehrung näherte, war noch nicht zu öffentlichem Gebrauche benutzt. Da wollte nun die Gunst des Zufalls, daß ein junger Deutscher, Gregor Hoffmann aus Zwickau, genannt Haloander, der in Begleitung Julius Pflugs eine Reise nach Italien machte, in Bologna eine Abschrift von einer Collation jener Handschrift benutzen konnte, die einst Politian an dem Rand eines Exemplars der Vulgata verzeichnet hatte. Auch von den Novellen, die bisher nur in der sogenannten Authentica vorhanden waren, großentheils übersetzt und unvollständig, fand er dort Gelegenheit die Abschrift eines Manuscripts [2]) zu copiren, das bei manchen Lücken und Mängeln, die es hatte, doch die originale Grundlage eines neuen Studiums darbot. Mit diesen Hülfsmitteln erschien Haloander im Jahre 1528 zu Nürnberg, wo ihm der protestantische Abt des Aegidienklosters freundliche Aufnahme und der Rath eine nicht unbedeutende Geldunterstützung gewährte, so daß er ohne persönliche Sorge unverweilt zur Herausgabe schreiten konnte. Haloander hat nach dem Urtheil

1) Bebel an Zasius: Creverunt Glossatorum commentaria super omnes constitutiones, nec nullus finis est sperandus, nisi Caesar . . verbositatem nodosissimam atque obscurissimam in compendium reducat.

2) Daß dies die Florentinische Handschrift war, ist von Biener, Geschichte der Novellen Justinians p. 560 f., nachgewiesen.

der kundigsten Männer, wie Savignys, bei der Arbeit historische Gelehrsamkeit und kritisches Talent gezeigt. Bei den Pandekten wußte er sich der politianischen Collation, die an sich sehr unzureichend und überdies durch den ersten Abschreiber[1]) hie und da gröblich mißverstanden war, doch so geschickt zu bedienen, daß er damit eine große Menge Fehler weggeschafft hat; es gelang ihm Stellen klar zu machen, deren Sinn man vorher nicht einmal zu errathen vermochte. Dem Codex der Constitutionen gab er seine zwölf Bücher wieder; er spricht seine Genugthuung aus, wie viel Lücken er ausfüllen, wie viel Wunden er habe heilen können. In den Jahren 1529 bis 1531 erschienen die einzelnen Theile des Corpus juris — denn auch die Institutionen konnten nach der Arbeit über die Pandekten leicht verbessert werden — in einer der ursprünglichen Fassung über alles Erwarten angenäherten Gestalt.

Und mit der größten Freude ward nun diese Gabe von den Gelehrten empfangen.

Dem Kaiser Carl, der in Justinian seinen Vorgänger, in dessen Rechte sein eigenes sah, bemerkte Johann Oldendorp, wie früher durch die verunstalteten Gesetze die Rechtsübung selbst unsicher geworden sei, jetzt aber habe man Gesetze und Constitutionen in ihrem ursprünglichen Wortlaut wieder: seit vielen Jahrhunderten habe kein Volk etwas Ruhmvolleres erlebt[2]). Oldendorp verbarg sich nicht, daß damit noch nicht alles, was wünschenswerth wäre, geschehen sei. Sehr schmerzlich empfand er den Verlust der alten Rechtsquellen, aus denen erst volle Bestimmtheit und Klarheit hervorgehn würde[3]). Wenn ich ihn recht verstehe, war seine Meinung, daß sich das System auf der nunmehr gewonnenen Grundlage wissenschaftlich weiter ausbilden und zum allgemeinen Recht aller Nationen erheben lasse.

Aber auch Leute, die nicht so weit gingen, sahen doch in der Anwendung des geschriebenen Rechtes eine Verbesserung. Ich finde überhaupt, daß man weite Aussichten ergriff, schon damals die Tortur verwarf[4]), die Confiscation zu beschränken gedachte, den Miß-

1) Ludovicus Bologninus; an einem schlagenden Beispiel zeigt dies v. Savigny, Geschichte des römischen Rechtes im Mittelalter VI p. 319.

2) Variarum lectionum libri III, 1540. Dedication.

3) Institutiones et libri rerum quotidianarum Caji, actiones in ordinem ab Appio Claudio compositae, edicta praetorum . . . quare non potuissent conservari?

4) Jacob Lersener: Antwort, Bericht und Beweiß, Auff die Frage Ob es besser sei, nach gewissen, beschriebenen, vnnd sonst bewerten breuchlichen

brauch der Privilegien rügte, eine Menge Uebelstände zur Sprache brachte, die noch lange fortgedauert haben. Gabriel Mudäus, einer der ausgezeichnetsten Lehrer auf der sehr besuchten Rechtsschule zu Löwen, erwarb sich das Verdienst, von seinem civilrechtlichen Standpunkt aus den Gewaltsamkeiten der Inquisition entgegenzutreten.

Genug, mit dem Studium empfing zugleich die Praxis eine neue starke Anregung, die dann besonders auf die deutsche Provinzialgesetzgebung von größtem Einfluß gewesen ist.

Und wenden wir unsern Blick auf eine dritte Facultätswissenschaft, die Arzneikunde, so traten auch in diesem Gebiete durchgreifende Umwandlungen ein.

Die Medicin hing von viel verderbterer Ueberlieferung ab, als das Recht. Die griechische Heilkunde, weil sie einst Galen systematischer als seine Vorgänger, aber schon nicht mehr in voller Originalität zusammenfaßte, hatte einen weiten Weg gemacht, um nach Deutschland zu gelangen: — wie sie von arabischen Sammlern begriffen, dann durch Vermittelung des Castilianischen in ein barbarisches Latein übertragen, und etwa von italienischen Commentatoren dem Bedürfniß der Zeiten angenähert worden, so ward sie damals auf den deutschen Universitäten gelehrt; der Canon des Avicenna, der Commentar des Johann d'Arcoli über eine Schrift Arrasi's waren die geschätztesten Lehrbücher, die man z. B. noch in den zwanziger Jahren des sechszehnten Jahrhunderts in Wittenberg brauchte [1]. Es leuchtet ein, daß auf diesem Grunde die Kunst nicht gedeihen konnte, zumal da sich ihr eine große Anzahl mittelmäßiger Köpfe widmete, die man ohne Schwierigkeit zu Doctoren erhob.

Man muß sich diesen Zustand vergegenwärtigen, um die Opposition des Paracelsus dagegen zu begreifen. Im hohen Gebirg aufgewachsen, wo sich mancherlei sonst verschwundene Kenntnisse erhalten

Rechten, Gesetzen, Ordnungen vnd Gewonheyten, Oder nach eygner Vernunfft, Sinn, Witz . . zu regieren, zu Vrteylen ꝛc. Getruckt zu Marpurg 1542. C iij: „man findet, die lust dazu haben leute zu stöcken vnd peinigen, suchen allerley newe künstlein vnmenschlicher marter, dardurch sie auch den aller vnschuldigsten dahin engstigen können, das er was sie wöllen, vnd das jme nie getreumet oder in sinne gefallen, verjehen müsse, meynen sie haben jr ampt damit wol außgericht. Wie offt sein leute also getödtet worden? wie offt sein leuth auff solche bekentnus gericht worden, deren vnschuld sich hernach befunden hat?“

1) Adami Vitae Medicorum p. 38: Praelegebantur Avicenna, qui princeps totius artis habebatur, Rasis deinde, etc.

hatten, im Umgang mit Geistlichen von geheimnißvoller Erfahrung, mit Freunden chymischer Versuche, wie Siegmund Fugger zu Schwatz, in stetem Verkehr mit Bergleuten, Hüttenarbeitern, dem gemeinen Mann überhaupt, hatte Paracelsus nicht allein Mittel kennen gelernt und durch glückliche Curen erprobt, sondern sich auch Weltansichten gebildet, die allem widersprachen, was auf den hohen Schulen galt. Als er 1527 zu Basel auftrat, erklärte er zuvörderst, daß er nichts auf fremde Autorität lehren werde. Er spottete über den Proceß der ererbten Recepte; den Canon des Avicenna hat er einst in ein Johannisfeuer geworfen; er wollte von nichts, als von der Natur hören[1]), denn nur die Bücher seien wahrhaft und ohne Falsch, welche Gott geschrieben: die Elemente müsse man studiren, der Natur nachgehn von Land zu Land, da jedes einzelne nur ein Blatt des großen Buches sei; die Augen, „die an der Erfahrenheit Lust haben", die seien die wahren Professoren; und wie er sonst seinen Widerwillen gegen die Schriftgelehrsamkeit ausspricht. Auch das, was er leistete, ist in neuern Zeiten wieder mehr zu Ehren gekommen[2]): auf einen Laien, der seine Bücher durchläuft, macht besonders seine Ansicht von der fortwirkenden Energie des einmal angeregten Lebens Eindruck, von der dem Organismus eingebornen und denselben von innen her erhaltenden Kraft der Natur. Es lebt in ihm ein sinnvoller, tiefer und mit seltenen Kenntnissen ausgerüsteter Geist, der aber von dem Einen Punkte aus, den er ergriffen, die Welt zu erobern meint: viel zu weit ausgreifend, selbstgenügsam, trotzig und phantastisch: wie solche wohl in der deutschen Nation noch öfter hervorgetreten sind. Damals war mit der allgemeinen Bewegung der Geister auch ein Versuch verknüpft, das Joch der Zucht, die Regel der antiken Disciplin, ja Kirche und Staat von sich abzuwerfen. Die Münzerischen Inspirationen, die socialistischen Versuche der Wiedertäufer und diese Paracelsischen Theorien entsprechen einander sehr gut; vereinigt hätten sie die Welt umgestaltet. Zur Herrschaft aber konnten sie doch nicht kommen: dazu waren sie in sich zu verworren und überladen: sie hätten nur den großen welthistorischen Gang der Cultur unterbrochen.

In der Medicin war es zunächst, eben wie in andern Wissen-

1) So Christus spricht: perscrutamini scripturas, warum sollt ich nicht sagen: perscrutamini naturas rerum? Die erste Defension Opp. III, 163.

2) Marx Zur Würdigung des Paracelsus, Lessing Leben des Paracelsus, Schulz Homöobiotik u. A.

schaften, erforderlich, auf die ächtern Quellen der Belehrung zurückzugehn.

Merkwürdigerweise war es ein Landsmann Haloanders, Johann Cornarus, der die Bahn hiezu brach. In Wittenberg auf die Nothwendigkeit, sich vor allem des Hippokrates wieder zu bemächtigen, aufmerksam gemacht, unternahm er hiezu eine Reise nach Italien, aber schon in Basel kam ihm so zu sagen sein Autor selber entgegen: im Jahr 1526 war der griechische Text von Aldus, wiewohl sehr uncorrect, gedruckt worden, und vor kurzem angelangt. Bei dem ersten Studium durchdrang sich Cornarus noch mehr mit der Ueberzeugung, daß die Griechen die einzigen wahren Meister der Heilkunde seien, die man nur zuvörderst wieder bekannt machen müsse. Mit Hülfe einiger Handschriften, die Froben herbeischaffte, stellte er einen bei weitem richtigern Text auf, und konnte es dann wagen auch eine Uebersetzung zu versuchen[1]): ein Werk, von dem sein Lebensbeschreiber rühmt, es werde seit zwei Jahrtausenden in der lateinischen Sprache vermißt: so ganz fühlte man sich diesseit noch als wesentlichen Bestandtheil der alten lateinischen Culturwelt. Hierauf erscheinen an den Universitäten Vorlesungen über Hippokrates und den ächten Galen, dem Cornarus einen ähnlichen Fleiß zuwandte bei der Prüfung der Doctoranden legte man wohl eine Stelle aus den Aphorismen, oder eine Definition Galens zur Erklärung vor. Es begann eine allgemeine Reaction gegen die Araber. Leonhard Fuchs, ein glücklicher Nebenbuhler des Cornarus, sah ihre Wissenschaft fast aus dem Standpunkt einer nationalen Feindseligkeit an: als eine solche, durch die, wenn sie länger bestünde, der Untergang der Christenheit befördert werden würde: niemals seien die Griechen von ihnen verstanden worden; ihre Theorien und ihre Heilmittel seien gleich verwerflich; er seinerseits werde nicht aufhören gegen diese Sarazenen zu streiten.

Nun konnte man sich aber in der Medicin unmöglich wie in der Jurisprudenz an die hergestellten Texte halten: man ward durch die Alten selbst zu eigener Beobachtung der Natur fortgetrieben, nur auf eine ganz andre Weise, als Paracelsus im Sinn gehabt, eben auf dem von den Alten angebahnten, noch nicht vollendeten Wege.

Die ersten wichtigen Erfolge erlangte man in der Anatomie, nachdem man sich einmal der Vorurtheile entschlagen, die bisher eine

1) Er fand alle frühern Versuche unbrauchbar, „tribus aut quatuor ad summum libellis exceptis."

genügende Untersuchung des menschlichen Körpers verhindert hatten. Es war eine auffallende Neuerung, daß Dr. Augustin Schurf in Wittenberg im Juli 1526 die Anatomie eines Kopfes vornahm. Etwas Aehnliches versuchte ein andrer Deutscher, Johann Günther von Andernach, zu Paris, doch wollte er weder von den Arabern, noch vollends von Galen lassen. Einer seiner Schüler aber, Andreas Vesalius, aus einer Familie von Aerzten, die von Wesel herstammten, geboren in Brüssel, that endlich den entscheidenden Schritt. Vesalius war gleichsam von Natur zum Anatomen bestimmt: von Kindheit auf hatte er sich halb aus Muthwillen an Thieren geübt; in Paris trieb er sich mit Lebensgefahr auf dem Kirchhof des Innocent oder den Höhen von Montfaucon herum, um aus den Gebeinen, die er auflas, womöglich ein ganzes Skelett zusammenzusetzen. Eben daran hatte es Galen gefehlt, und bald wurde der muthige junge Mann der Irrthümer des alten Meisters inne. Er war erst 29 Jahre alt, als er im Jahre 1543 sein Werk über den Bau des menschlichen Körpers zu Basel drucken ließ, das die Grundlage aller spätern Anatomie geworden ist. Es fand um so mehr Eingang, da ein Schüler Titians, Johann von Calkar, den Text mit vortrefflichen Abbildungen erläuterte. Wäre Vesalius nicht als Leibarzt Carls V dem Hofe gefolgt, so hätte er vielleicht die Entdeckungen noch vollendet, die er angefangen, und wenigstens seine Schüler nicht bestritten, die sie wirklich gemacht hatten[1]). Auch am Hofe hatte er von den Anhängern Galens viel zu leiden.

Auf jeden Fall war hiedurch der große Schritt geschehen, auf den alles ankam: die innere Kraft des von den Alten angeregten forschenden Geistes führte über die Grenzen ihrer Wissenschaft hinaus.

In den verschiedenen Zweigen der Naturgeschichte ging man daran, die Kenntnisse der Alten zugleich zu sammeln und zu erweitern.

Die Eigenthümlichkeit dieses Bestrebens lernt man recht an dem zoologischen Werke Conrad Geßners kennen. Geßner arbeitete viel für das Bedürfniß des literarischen Publicums, übersetzte und verfaßte Wörterbücher: im Grunde aus Noth. Er war glücklich, wenn er einmal die besonderen Gegenstände seiner Neigung festhalten konnte, wie in der Nomenclatur der den Alten bekannten Pflanzen, der er die nicht ohne Mühe aufgesuchten neuen Namen beisetzte. Endlich

1) Sprengel Geschichte der Arzneikunde, Bd. III, Abschnitt über die vornehmsten anatomischen Entdeckungen §§ 46—78.

erhob er sich zu dem Gedanken, den Namen auch die Beschreibungen hinzuzufügen, in einem umfassenden Werke über die Thierwelt alles das zusammenzustellen, was man überhaupt von ihr wisse. Die Schilderungen der alten Autoren, der heiligen und der profanen, bildeten die Grundlage; damit werden die Notizen der spätern Schriftsteller, auch der arabischen, so weit sie den Lateinern zugänglich sind, verbunden, und unter wiederkehrenden Rubriken, z. B. Vaterland, körperliche Beschaffenheit, Nutzen, beigeordnet[1]); auch die Sprichwörter der verschiedenen Sprachen, die sich auf Thiere beziehen, werden herangezogen; die Maxime des Verfassers war, nichts zu wiederholen, nichts wegzulassen. Nicht so häufig, wie man meint, ist das Talent der Compilation. Soll sie der Wissenschaft dienen, so muß sie nicht allein aus vielseitiger Lectüre hervorgehn, sondern auf ächtem Interesse und eigener Kunde beruhen, und durch feste Gesichtspunkte geregelt sein. Ein Talent dieser Art von der größten Befähigung war Conrad Geßner. Als alles beisammen war, zeigten sich erst die Lücken. Geßner setzte seine literarischen Bekannten in den verschieschiedenen Ländern, deren er über 50 zählt, Italiener, Franzosen, Engländer, Polen und hauptsächlich Deutsche, in Bewegung, um ihnen mit Beschreibungen des noch Unbekannten und mit Abbildungen zu Hülfe zu kommen. So brachte er einen Thesaurus zoologischer Kenntnisse zusammen[2]), in dem sich Gemeinnützigkeit und Wissenschaftlichkeit vereinigen, der fortan für den Fortgang des Studiums eine treffliche Grundlage bildete und noch heute unentbehrlich ist.

Das Gleiche wünschte Geßner nun auch für das Pflanzenreich zu leisten, wofür er sein ganzes Leben lang im Stillen gearbeitet und alles vorbereitet hatte; doch war es ihm nicht beschieden, damit zu Stande zu kommen. Große Erwartungen erweckte einst für diesen Zweig Valerius Cordus, der als Studirender und junger Lehrer in Wittenberg sich so zu sagen in den innern Besitz der Pflanzenbeschreibungen der Alten setzte, und damit einen unermüdlichen Eifer, selber zu suchen und zu beobachten, verband: er hat das Meißnische Hochland ganze Tage durchstreift, um ein einziges Heilkraut zu finden;

1) Non physice aut philosophice tantum, sed medice etiam et grammatice, — — ut ad alios autores super iisdem rebus posthac non sit recurrendum —.

2) Conradi Gesneri historiae animalium libri: opus philosophis, medicis, grammaticis, philologis, poëtis et omnibus rerum linguarumque variarum studiosis, utilissimum simul jucundissimumque futurum. Tiguri 1551. 4 Foliobände hat er noch selbst herausgegeben.

aber eben dieser Ungestüm der Lernbegier zog ihm auf einer italienischen Reise, wo er des Klimas nicht achtete, einen frühen Tod zu[1]). Man kam jedoch auch hier um vieles weiter. Man hatte den natürlichen Vortheil über die Alten, daß sich die wissenschaftliche Forschung eines von denselben noch nicht beherrschten Ländergebietes bemächtigen konnte. In den Kräuterbüchern von Brunfels und Fuchs werden hauptsächlich die einheimischen Gewächse in die allgemeine Kunde eingeführt[2]).

Und sogleich ward die aus dem Alterthum stammende Wissenschaft durch diese neue Berührung mit dem Boden Germaniens auf ein Gebiet gerichtet, dessen sie sich nur noch unvollständig bemächtigt hatte: das Reich der Mineralien.

Es war eigentlich die Erwähnung metallischer Arzneistoffe, deren sich die Alten bei äußern Schäden viel bedient haben und die man nicht wiedererkannte, was einen jungen, von der classischen Richtung durch und durch ergriffenen Arzt, Georg Agricola, veranlaßte, seine Wohnung bei den Bergleuten im Joachimsthal aufzuschlagen[3]). Indem er nun aber alle Notizen der Alten über die Mineralien sammelte, und sie mit dem verglich, was er vor Augen sah, ward er inne, daß ihn eine Welt umgab, von der sich wenigstens aus den übrig gebliebenen classischen Schriften kein Begriff bilden ließ. Er ging von dem Wunsche aus, was die Alten gewußt, für seine Zeit wieder zu beleben; sah sich aber gar bald in dem umgekehrten Falle, die deutschen Bezeichnungen, die er vorfand, in die gelehrte Sprache aufzunehmen. In dem uralten Betriebe des deutschen Bergbaues hatte sich eine schon weit gediehene Kunde der Erze und Gesteine gebildet; bei den mancherlei metallurgischen Operationen, die man

1) Per mare sic rutilas pinus latura cohortes
Ante diem rapido fulmine mota cadit,

sagt Cruciger von ihm, wie denn überhaupt sein Tod als ein allgemeiner Verlust beklagt ward.

2) Es war ein ganz eigenes Unglück der Botanik, daß L. Fuchs ein größeres auf drei Theile, jeden mit 300 Abbildungen, berechnetes sehr weit verbreitetes Werk „von allerlei Bäumen und Kräutern“ auch nicht beendigte. Sein Briefwechsel mit Albrecht bei Voigt p. 274.

3) Georgii Agricolae Bermannus: Quid mirum, si ulcera quaedam.. non sanamus, cum pauca admodum emplastra, praesertim ex metallicis composita, quibus veteres . . usi sunt . . (vergl. Hecker Gesch. der Heilkunde I, 447) conficere possumus? Quae sane praecipua fuit causa, quam ob rem me ad loca quae metallis abundarent, contulerim. (Ed. Froben p. 415.)

vornahm, hatte man in den Hütten Wahrnehmungen gemacht und Erfahrungen gesammelt, die nur aufgefaßt und in der Sprache der Gelehrsamkeit ausgedrückt zu werden brauchten, um in der Reihe der Wissenschaften eine würdige und glänzende Stelle einzunehmen. Dies gethan zu haben und zwar mit eigener Einsicht und dem unablässigen Eifer, der allein wissenschaftliche Erfolge zu sichern vermag, ist das Verdienst Georg Agricolas[1]). Er hatte das Glück, nicht Anfänge, noch zweifelhafte Versuche, sondern erprobte und zusammenhängende Kenntnisse, beinahe Systeme der Mineralogie und Metallurgie darbieten zu können, die eine Grundlage der spätern Studien nicht allein diesseit der Alpen, sondern für die Welt geworden sind[2]).

Ein herrliches Werk würde sein, wenn einmal die Theilnahme, welche die Deutschen an der Fortbildung der Wissenschaften überhaupt genommen haben, im Lichte der europäischen Entwickelung jedes Jahrhunderts mit gerechter Würdigung dargestellt werden könnte. Zu einer allgemeinen Geschichte der Nation wäre es eigentlich unentbehrlich. Denn nicht allein in den Bildungen des Staates und der Kirche, oder in Poesie und Kunst, tritt der Geist eines großen Volkes hervor; zuweilen werfen sich die besten Kräfte auf die wissenschaftlichen Gebiete; man muß wissen, was sie da schaffen und vollbringen, wenn man die Bestrebungen einer Epoche überhaupt verstehen will. Die Zeit, die wir hier betrachten, würde eine der fruchtbarsten sein. Schon erscheinen, z. B. bei Paracelsus, die Anfänge der Chemie. Es kommen die feinsten und eingreifendsten physikalischen Beobachtungen vor. Georg Hartmann zu Nürnberg, der sich mit Verfertigung von Compassen beschäftigte, hat dabei die Inclination des Magnets entdeckt; er bemerkte, wie der Nordmagnetismus beim Streichen südliche Polarität hervorbringe; er scheint noch mehr gewußt zu haben, als was er ausdrücklich ausspricht. Gern unterhielt er theilnehmende Fürsten, den König Ferdinand während des Reichstags, oder den Herzog Albrecht von Preußen in Briefen, von der geheimnißvollen Tugend und Kraft des Magneten[3]). Die

1) Die Beziehung auf die Alten gab er darum nicht auf. De vett. et novis metallis (381). De rebus subterraneis, quas vel sparsas et disjectas in Graecorum et Latinorum libris inveni, vel ex bene peritis artis metallicae didici, vel denique ipse vidi in fodinis et officinis, explicavi.

2) Man findet bei ihm spathum, quarzum, wismuthum, zincum, cobalum. Beckmann Beiträge zur Geschichte der Erfindungen III, 552.

3) Voigt Briefwechsel und Erläuterung bei Dove Repertorium der Physik II.

Wißbegier Carls V, die von seiner Stellung zu beiden Hemisphären genährt ward, veranlaßte zu Arbeiten der mathematischen Geographie, welche allen Nationen zu Statten gekommen sind [1]). Aus Duisburg, von Mercator, rührt die erste durchgreifende Verbesserung der Zeichnung der Land- und Seekarten her. Ich werde mich in diesen Gebieten nicht weiter vorwärts wagen: wie es denn auch nicht an diesen Ort gehören würde einzelnen Richtungen nachzugehn; gedenken wir nur noch einiger Erscheinungen von allgemeinster Bedeutung.

An den östlichen Grenzen, wo die deutschen Elemente sich mit den polnischen berühren, ging aus einer der geschilderten ähnlichen Beschäftigung mit dem Alterthum, gleichsam unter dieser geistigen Atmosphäre, eine der größten Entdeckungen hervor, die dies Jahrhundert auszeichnen, die des wahren Sonnensystems.

Ptolemäus beherrschte, wie die Erdkunde, so auch die Astronomie: seit vielen Jahrhunderten war er hierin das Orakel von Orient und Occident.

Schon einige Zeit daher aber, nachdem man ihn besser verstand und wieder eigene Beobachtungen begannen, regten sich Zweifel gegen seine Unfehlbarkeit. Neue Berechnungen der Polhöhe verschiedener Städte z. B. wollten mit seinen Angaben nicht stimmen; aber so groß war die Verehrung für ihn und die Alten, daß man eher an eine seitdem eingetretene Veränderung im Weltsysteme, als an die Mangelhaftigkeit ihrer Beobachtungen glaubte.

Nicolaus Copernicus aus Thorn, Domherr zu Frauenburg, — ein auch in den Staatsgeschäften des dem deutschen Orden entrissenen preußischen Landes vielbeschäftigter Mann — fand nicht allein die Beobachtungen mangelhaft, wenigstens so weit sie vorlagen, sondern auch das ganze System unverständlich und zur Erklärung vieler Erscheinungen unzureichend. Er meinte wohl, die besten Beobachtungen möchten verloren gegangen oder den Hypothesen zu Gunsten willkürlich verändert worden sein; indem er dann in den Alten weiter forschte, fand er auch Andeutungen eines ganz andern Systems als des Ptolemäischen [2]). Im Alterthum war gesagt worden, daß sich

1) Beispielsweise führe ich an: Cosmographie, ou description des quatre parties du monde etc. escrite par Pierre Apian: . . corrigé et augmenté par Gemma Frison excellent geographe — — Anvers 1581. So fast in allen Sprachen.

2) Incertitudinem mathematicarum traditionum cum diu mecum revolverem . . hanc mihi operam sumpsi, ut omnium philosophorum, quos

die Erde bewege, daß sie nicht allein eine rotirende Bewegung um sich selber, sondern auch eine fortschreitende habe: wie nun, wenn hierin die noch unbekannte Wahrheit lag? Copernicus ergriff diesen Gedanken mit aller Kraft eines die Wahrheit vorahnenden Genius. In seiner Wohnung am Dome zu Frauenburg, die ihm einen großen Horizont eröffnete, betrachtete er die Höhen der Planeten, des Mondes, der Sonne und der Fixsterne, mit sehr unzulänglichen Instrumenten, nicht selten von dem aus dem frischen Haff aufsteigenden Nebel behindert, aber im Ganzen vortrefflich; er überzeugte sich, daß die Erscheinungen, die bisher unbegreiflich gewesen, sich wirklich nur erklären ließen, wenn man die verworrene Hypothese, die Bewegung der Erde, annehme und sie mit der Bewegung der Planeten und des Mondes combinire. So erst ließen sich die Erscheinungen der täglichen Bewegung der Himmelskugel, des jährlichen Laufs der Sonne in der Ekliptik, der Wechsel der Jahreszeiten und Tageslängen, des Vor- und Rückgehens der Planeten verstehen; die Erläuterungen, die er davon gab, kamen einem Beweise seines Hauptsatzes nahe[1]). Wohl war dieser noch unvollständig, und nicht von allen Irrthümern riß sich Copernicus los; aber er hatte einen Gedanken von so ächter Wahrheit ergriffen, daß Mängel der Darstellung denselben nicht hindern konnten sich allmählig Platz zu machen. Was man von Aristarch von Samos gesagt, das hat in der That erst Copernicus vollbracht: er setzte den Heerd des Kosmos in Bewegung. Die Erde erschien ihm als das, was sie ist, in dem Verhältniß eines Punktes zum Ganzen: auf das Gewaltigste durchbrach er die Welt des Scheines.

In diesem Gedanken aber, der aller Anschauung, in der sich die Menschen bewegen, zuwiderläuft, liegt etwas, was den Urheber desselben wohl bedenklich machen konnte ihn zu äußern. Copernicus meinte fast, es sei das Beste, wenn er wie Pythagoras seine Lehre nur mündlich fortpflanze.

Es gereicht der Schule von Wittenberg zur Ehre, daß einer ihrer jungen Professoren, Rhäticus, durch das Gerücht in Kenntniß gesetzt, sich zu Copernicus begab, der Welt die erste sichere Nachricht über die Entdeckung mittheilte, und wirklich den Druck des von dem Autor beinahe bei Seite gelegten Werkes veranlaßt hat.

habere possem, libros relegerem . . ac reperi quidem apud Ciceronem primum, Nicetam sensisse terram moveri. Copernicus de revolutt. orbb. coelestium. Praefatio.

1) Ideler Ueber das Verhältniß des Copernicus zum Alterthum.

Den Vorwurf dürfte man überhaupt der Wittenberger Schule damaliger Zeit nicht machen, daß ihre Theologie sie abgehalten hätte sich auch mit andern Wissenschaften zu beschäftigen. Wir finden die eifrigsten Theologen, wie Wigand zu Eisleben, die benachbarten Berge durchstreifen, um die Wunder Gottes in den seltenen Kräutern zu schauen; Michael Neander zu Ilfeld verband mit der Kräuterkunde selbst medicinische Einsichten: er wird als der Chiron des Harzes gepriesen; Johann Mathesius besaß eine treffliche Kenntniß der Metalle und Erdgewächse. In hohem Ansehen bei seinem Leben und unvergänglichem Gedächtniß nach seinem Tode stand Caspar Cruciger, Professor der Theologie, den aber physikalische und besonders mathematisch-astronomische Einsichten persönlich fast noch mehr auszeichneten[1]).

Melanchthon, der sich immer in lebendiger Theilnahme an allen diesen Fortschritten zu halten suchte, in dessen Vorlesungen z. B. Valerius Cordus Anregung zu seinen botanischen Ausflügen empfing, widmete doch seinen besten und fruchtbarsten Fleiß den philosophischen Studien.

In seiner Jugend, noch in Tübingen, hatte er es sich beinahe als die vornehmste Aufgabe seines Lebens gedacht, die Werke des Aristoteles von den Verunstaltungen zu befreien, die sie während des Mittelalters erlitten, und den wahren Sinn dieses Philosophen zu erforschen. Wie von einer ganz andern Natur auch der Beruf war, den ihm Leben und Geschichte anwiesen, so tauchen doch auch dann und wann jene Gesichtspunkte auf. Wir finden bei ihm polemische Erörterungen gegen die arabische Auffassung Aristotelischer Begriffe[2]), und neue Versuche, den ächten Sinn derselben, zuweilen in Widerspruch mit den griechischen Erklärern, zu ergründen[3]). Nur war sein Ziel hiebei nicht die Wiederherstellung des Autors, sondern die Ermittelung einer objectiv haltbaren Doctrin. In den mancherlei Lehrbüchern, die er verfaßte, — über Dialektik, Moral, Psychologie, sogar Physik — verglich er immer auch die übrigen Philosophen mit Aristoteles. In der Regel zog er den Letzteren vor, dessen Feder in Sinn und Verstand getaucht sei; die Hyperbeln der Stoa, die Zweifelsucht der Akademiker, die Ableugnung des Epicur fand er gleich unerfreulich; jedoch stieß er auch bei ihnen auf manches Gute und nahm

1) Laudes Crucigeri im Corp. Ref. VII, 223.

2) „prodigiosas naenias Averrois."

3) Z. B. bei der Erklärung der Entelechie: de anima p. 19.

es an; am Entschiedensten wich er von Aristoteles ab, wo dieser mit den Urkunden der Offenbarung in Widerspruch kommt. Stellen wir uns in den Gesichtskreis jener Zeit, so konnte von einer mit unbedingtem Selbstvertrauen auf die höchsten Probleme hinstrebenden Anstrengung des Gedankens überhaupt gar nicht die Rede sein. Das Räthsel der Welt war schon gelöst, die Summe der Dinge war schon bekannt; die allgemeine Ansicht ging vielmehr dahin, daß man „die allmächtige Kraft der göttlichen Majestät nicht schärfer zu erforschen habe"; nicht ohne Tiefsinn sagt Herzogin Elisabeth von Braunschweig: „könnten wir Gott durch unsere Vernunft ausgründen, so nähme die Gottheit ein Ende" [1]). Es konnte nur darauf ankommen, die Resultate des philosophischen Nachdenkens mit der Schrift in Einklang zu bringen [2]). Man dürfte wohl nicht sagen, daß daraus ein blos formelles Ergebniß hervorgegangen wäre. In den philosophischen Schriften Melanchthons treten einige Vorstellungen, besonders über das Wesen des Geistes, mit eigenthümlicher Stärke auf. Die Meinung, als sei die Seele einer reinen Tafel gleich und erwerbe die Begriffe erst durch Erfahrung, verwirft er mit Widerwillen: er weist vielmehr zwei verschiedene Arten angeborener Begriffe nach, speculative des reinen Denkens, und praktische der Moral [3]); eine ganze Reihe von Urgrundsätzen beiderlei Art führt er auf [4]); von dem gottähnlichen Wesen des Geistes wohnt ihm eine unerschütterliche Ueberzeugung bei. So hat er denn auch, ohne andere Beweise für das Dasein Gottes zu verschmähen, doch den moralischen mit besonderem Eifer ausgebildet. Die natürliche Unterscheidung zwischen Gut und Böse, die dem Menschen inwohne, das lastende Bewußtsein, welches aus den Verbrechen entspringe, die Freudigkeit, mit der das Gute erfülle, endlich den heroischen Aufschwung des Gemüthes bei der Gründung von Staaten oder auch im Reiche der Wissenschaften, sieht er als Beweise eines göttlichen Ursprungs und eines höchsten Geistes an, von dem der menschliche herrühre. Zwei Jahrhunderte

1) Fürstenspiegel von Strombeck p. 70.

2) Thesis von 1542: angeführt von Brucker Hist. phil. IV, 281: Prodest studiosis erudita collatio philosophiae et doctrinae, quam deus tradidit ecclesiae.

3) Ethicae doctrinae elementa, 1554, p. 210.

4) Quodlibet est aut non est; omnia quae oriuntur, ab aliqua causa oriuntur; effectus non est praestantior causa; veritas amanda est; pacta sunt servanda. De anima p. 265. Vgl. Buhle Geschichte der Philosophie II, 499 f.

beinahe — so lange nemlich der Glaube an die Offenbarung volles Leben hatte — sind diese Ansichten und das darauf gegründete sehr einfache und bescheidene System in den protestantischen Schulen herrschend gewesen; während in den katholischen die siegreichen Mönchsorden das labyrinthische Gebäude der frühern Zeit auch mit dem ächten Aristoteles aufrecht zu erhalten wußten. Später haben sich an den Grenzgebieten beider Welten andere Tendenzen des allgemeinen Geistes entwickelt. Selbständig haben doch vornehmlich protestantische Gelehrte auf den Gang der hiedurch angeregten Bewegung eingewirkt. Unmöglich kann die Summe der Ideen, die sich diesseit befestigt hatten, ohne Einfluß auf die Art und Weise gewesen sein, wie dies geschehen ist.

Welches aber auch das Verhältniß sein mochte, in das die Theologie zu andern Wissenschaften trat, Eine wenigstens empfing durch dieselbe einen neuen, überaus förderlichen Antrieb, die Wissenschaft der Geschichte.

Wollte man sich den Fortschritt encyclopädischer Geschichtskunde mit Einem Blick vergegenwärtigen, so dürfte man nur das im Anfange des Jahrhunderts ungemein oft gedruckte Compendium, den Fasciculus temporum von Rolewink, mit dem vergleichen, das um die Mitte desselben aufkam und sich lange in Geltung erhielt, dem Buche Sleidans von den vier Monarchien[1]). Dort ist hauptsächlich von Päpsten, Märtyrern und Heiligen die Rede: hier beruht schon Alles auf der erneuerten Bekanntschaft mit dem Inhalt so vieler seitdem wieder gedruckten Autoren. Sleidan kennt die Alten sehr gut, überall giebt er die Stellen an, aus denen ausführlichere Nachricht zu schöpfen ist; da er auch einen großen Theil der Chronisten des Mittelalters studirt hat, so erweitert er auch da den Gesichtskreis nach allen Seiten; es mag wenig Compendien geringen Umfangs von so gründlicher Arbeit geben.

Auch in andern Beziehungen wirkte das Studium der alten Historiker ein. Man nahm sie sich bei Behandlung der Zeitgeschichte wenigstens in der Sprache zum Muster: recht glücklich unter andern Ursinus Velius; einen unermeßlichen Eindruck machte auch in dieser Hinsicht der, so weit seine Forschungen reichten, zugleich urkundlich-gründliche Sleidan.

1) Dazwischen liegt noch die erste Chronica Carionis, ohne Zweifel hauptsächlich ein Werk Melanchthons. Vergl. dessen Schreiben an Corvinus, Januar 1532: Misit ad me Carion farraginem quandam negligentius coacervatam, quae a me disposita est.

Mit alle dem aber war doch der Weg zu einer wahren Geschichte besonders der Zeiten des Mittelalters noch nicht eröffnet. Der ganze Umkreis derselben war von absichtlicher Fiction oder unwillkürlicher Dichtung verdunkelt und umzogen. Während sich in andern wissenschaftlichen Zweigen die Kritik zur Anschauung des Aechten erhob, hatte hier, seitdem der falsche Berosus erschienen war, der Wahn noch einmal um sich gegriffen. Wohl erhoben sich einzelne Stimmen dagegen, aber der Betrug war doch immer so geschickt angelegt, daß sich die Gelehrsamkeit jener Zeit noch täuschen ließ. Einmal aber auf den Irrweg geführt, ging man recht absichtlich darauf weiter. Die Provinzialchronisten, unter denen sich gleichwohl einige entschiedene Talente finden, namentlich für die Erzählung, die sich dann und wann zu Herodoteischer Anmuth entfaltet, machten sich fast ein Geschäft daraus, die Fabel nach allen Seiten hin auszuarbeiten.

Unter diesen Umständen brauchte man nichts so dringend, als eine durchgreifende Kritik auf irgend einer Seite, welches dieselbe auch sein mochte. Die Tendenz des Protestantismus bewirkte, daß sie zunächst im kirchlichen Gebiete hervortrat.

Flacius und dessen streng lutherische Freunde, Wigand, Judex, Bas. Faber, vereinigten sich unter einander und mit einer Anzahl jüngerer Freunde zur Abfassung einer ausführlichen Kirchengeschichte. Sie hatten es dabei hauptsächlich auf eine Sammlung urkundlicher Materialien über den Fortgang der Lehre, der Ceremonien, der Kirchenregierung in den verschiedenen Jahrhunderten abgesehen, und schon diese Ausdehnung der Gesichtspunkte über den herkömmlichen Kreis der Kenntnisse muß als ein Verdienst betrachtet werden[1]). Ein noch viel größeres war, daß sie Ernst damit machten, das Unächte zurückzuweisen und die große kirchliche Fiction, die sich im Laufe der Zeiten ausgebildet, zu durchbrechen. Gleich beim ersten Jahrhundert nahmen sie die Frage über die falschen areopagitischen Schriften vor, die Erasmus zwar angeregt, aber lange nicht zu Ende geführt hatte[2]); — beim zweiten griffen sie mit gutem Recht einige Pseudepigraphen an, z. B. den Hirten des Hermas; schon da, noch mehr aber im dritten und vierten Jahrhundert stellten sich ihnen die falschen Decretalen dar. Die Centuriatoren sind die Ersten, welche

1) Sie beabsichtigen, wie es in der Vorrede heißt, quoddam copiae cornu omnium ecclesiasticarum materiarum et negociorum, maxima diligentia et solertia comparatum.

2) Centuria II, c. IV, p. 72: Den areop. Schriften weisen sie auch ihre Zeit an.

die Unächtheit derselben recht eingesehen und mit einleuchtenden, unwiderleglichen Beweisen dargethan haben[1]). Gewiß wurden sie hiebei von ihrem polemischen Eifer gegen das Papstthum angefeuert, aber indem sie die Nebelgestalten zertheilten, durch welche die hierarchische Macht ihren eigenen Ursprung verhüllt hatte, leisteten sie zugleich der allgemeinen historischen Wissenschaft einen großen Dienst. Ohne ein solches Verfahren war nirgends zu einer richtigen Anschauung geschichtlicher Entwickelung zu gelangen; sie machten wenigstens an Einer Stelle ziemlich freie Bahn. Der fleißigen Sammlung stellte sich eindringende Kritik zur Seite: was eben die beiden Grundlagen aller Historie ausmacht. Nichts ist stärkender, als ein siegreicher Kampf gegen Irrthum und Wahn. Die Erkenntniß der Wahrheit an Einem Punkte machte sie an andern nothwendig und ruft das Bestreben danach hervor. Nach und nach regte sich die Forschung in jedem Zweige.

Wir überschauen die Arbeit, in welcher der deutsche Geist begriffen war. In allen Gebieten reißt er sich von der Ueberlieferung los, welche sich im Laufe der Zeit in hohem Grade verfälscht und mit Aberglauben erfüllt hatte. Aber indem er zu ächteren Quellen der Belehrung aufsteigt, bemerkt er doch, was auch diese zu wünschen übrig lassen. Er ist überall bemüht, die Kenntniß, welche die Alten besaßen, zu erweitern und zu ergänzen. Gegen die Systeme, die sie gebildet, ruft er den fragmentarischen Widerstand zu Hülfe, der sich unter ihnen selbst geregt hat, und schickt sich an, aus eigner Kraft zur Anschauung der Natur der Dinge hindurchzudringen. Die gewonnene religiöse Ueberzeugung flößt ihm Vertrauen und Furchtlosigkeit ein: Forschung und Kritik werden ihm Natur. Wir nehmen nicht ein Bestreben wahr, das aus dem Schoße der Nationalität ohne fremde Einwirkung hervorgegangen wäre: der deutsche Geist sucht vielmehr den Boden der schon vor Zeiten gegründeten Wissenschaft nun auch seinerseits vollständig zu gewinnen und an der Arbeit der Jahrhunderte thätigen Antheil zu nehmen.

Wenn es eben daher rührt, daß Latein die ausschließende Sprache der Wissenschaft blieb, so ward doch auch die auf die Muttersprache

1) II, 7. III, 7. IV, 7. (Alles folgt nach durchgehenden Hauptrubriken.) Ihr Urtheil: non est absimile vero, circiter id tempus (Caroli M.), cum ecclesiae occidentales passim ex Romana bibliotheca libros peterent, confictas, suppositas et late sparsas esse. Wie sie anderweit einzelne Interpretationen bekämpften, davon ist Bd. II p. 906 ein Beispiel.

angewiesene Bevölkerung von der Theilnahme an der Bewegung nicht ausgeschlossen.

Schon die theologischen Flugschriften, die Predigten, die immer schwerere Fragen in Anregung brachten, nahmen die Aufmerksamkeit der Ungelehrten in Anspruch.

Ein großer Theil der alten Literatur ward ihnen in deutschen Uebersetzungen zugänglich gemacht: es ist bezeichnend, was man übersetzte, was man bei Seite ließ. Man nahm z. B. die Aeneide, die Metamorphosen, nicht Horaz, noch Catull: es war hauptsächlich der Stoff, den man sich anzueignen suchte. Man beschäftigte sich viel mit Terenz, seines lehrreichen Inhalts wegen, der gleich auf dem Titel gerühmt ward; wenig mit Plautus; man übersetzte nicht die Reden Ciceros, sondern seine populären philosophischen Schriften. Am sorgfältigsten sind vielleicht diejenigen Werke bearbeitet, die zu unmittelbarem Gebrauch bestimmt waren. Vitruvius erscheint „als ein Schlüssel aller mathematischen und mechanischen Künste, die zur Architektur gehören, aus rechtem Grund und sattem Fundament, so daß jeder Kunstbegierige einen rechten Verstand fassen möge": einer der schönsten Drucke jener Zeit mit trefflichen Holzschnitten, unter denen auch das Bildniß Albrecht Dürers prangt [1]).

Fehlt es auch nicht durchaus an freier Production, so ist es doch noch mehr Aneignung, Popularisirung schon vorhandener fremder Stoffe, was auch der deutschen Literatur jener Zeit ihren Charakter giebt.

So recht eigen ist dies das Element, in welchem sich die umfangreichen Werke des „sinn- und kunstreichen, wohlerfahrenen" Meister Hans Sachs bewegen.

Einen großen Theil der heiligen Bücher, alten und neuen Testaments, giebt er in Reimen wieder; daran schließen sich die Historien von den Märtyrern; dann folgen die weltlichen Geschichten, wo denn bei der alten Welt „der griechische Weise Herodotus", oder Justin oder Johann Herolt abwechselnd als die Gewährsmänner genannt werden, in der neuern die Chronisten, die französisch Chronica, die hochburgundisch Chronica; weiter finden sich die Erzählungen der Volksbücher, wie vom hörnen Siegfried oder der schönen Magelone; die Sprüche der alten Philosophen und die Thierfabel fehlen nicht; zuweilen werden theologische Fragen aufgeworfen, wo dann jeder

1) Vergl. Degen, Nachtrag zu der Literatur der Uebersetzungen der Römer p. 300.

Theil seine Zeugnisse aufführt, Propheten und Apostel gewissermaßen redend erscheinen.

Indem sich aber Hans Sachs fast überall früheren Autoren anschließt, weiß er sich doch ihrer Form zu erwehren. Sein Verfahren steht anderer Poesie beinahe entgegen. Während Andere dem überlieferten Stoffe neue Gestalt zu geben suchen, führt er das Gestaltete auf den Stoff zurück. Er nimmt zuweilen alte Comödien herüber, aber gleichsam auszugsweise; ihm gewinnen hauptsächlich nur die Situationen, ihre Aufeinanderfolge und das daraus hervorgehende Ergebniß Theilnahme ab. Seine dramatischen Arbeiten sind höchst sonderbar: man könnte sagen, sie entbehren des Dialogs; wenigstens arbeitet sich derselbe aus der Erzählung nur eben erst hervor. Und selbst mit seiner Erzählung verhält es sich oft auf eine ähnliche Weise: er epitomirt die Volksbücher. Den großen Inhalt der Literatur, der ihm selbst zu Handen gekommen, rückt er in einen seinen Lesern entsprechenden Gesichtskreis. Nur da entwickelt er dichterische Gaben, wo er sich entweder in diesem Kreise schon bewegt, wie in den Schwänken [1]), oder wo er das Anmuthige, Heitere, Unschuldigsinnliche berührt. Die grüne Tiefe der Wälder, die Maienluft der Wiesen, Schönheit und Schmuck der Jungfrauen weiß er mit unnachahmlicher Anmuth und Zartheit zu schildern. Ueberhaupt muß man ihm Zeit lassen und ihm nachgehen. Seine Anfänge pflegen prosaisch und uneben zu sein; weiterhin wird die Sprache fließender und die Gedanken treten mit voller Deutlichkeit hervor; mit treuherziger Einfalt spendet er besonders die Lehre aus. Es ist ihm nicht genug, in seinem Garten die schönsten und würzigsten Blumen gepflanzt zu haben: er will auch kräftige Wasser, heilsame Säfte daraus abziehen, zur Stärkung der geistig Schwachen. Religiöse Ueberzeugung und moralische Absicht sind aber in ihm eins und dasselbe. Mögen die Theologen über einzelne Punkte noch hadern: ihn berühren diese Streitigkeiten nicht: er hat eine sichere Weltanschauung gewonnen, die Alles umfaßt, der sich Alles, was in sein Bereich kommt, von selbst unterwirft. Er hat Gefühl für den Reiz der irdischen Dinge, und oft beschäftigt ihn die Vergänglichkeit derselben; man sieht wohl, daß dieser Gegensatz innern Eindruck auf ihn hervorbringt: aber er hat dafür einen ewigen Trost ergriffen, an dem ihn nichts irre machen kann.

Diese Bildung, die doch auch von ihrem Standpunkt aus die

1) Gervinus Geschichte der poetischen Nationalliteratur II, 475.

Welt umfaßt, und diese Gesinnung flößen uns Hochachtung gegen den damaligen Stand der deutschen Handwerker ein, aus dem sie hervorging. An vielen Orten, wo von jeher die Poesie geblüht, fand man noch Meistersänger. Um Hans Sachs hatten sich deren, wie man sagt, über zweihundert in Nürnberg gesammelt und noch oft hielten sie ihre Singschule zu St. Catharina. Sie wiederholten gern die Sage ihrer Altvordern, wie ihre Gesellschaft einst bei ihrem Ursprung von allem Verdacht der Ketzerei freigesprochen und von Kaiser und Papst bestätigt worden sei[1]); wenn dann aber das Hauptsingen begann, welches immer schriftmäßig sein mußte, hatte der Vorderste, der Merker, die lutherische Bibel vor sich und gab Acht, ob das Lied, wie mit dem Inhalt des Textes, so auch mit den reinen Worten, deren sich Doctor Luther bedient hat, übereinstimmte[2]).

Von den künstlerischen und poetischen Hervorbringungen dieser Zeit haben wohl diejenigen überhaupt den meisten Werth, welche die religiöse Gesinnung aussprechen. Das Kirchenlied, dessen Ursprung wir berührten, bildete sich von Jahr zu Jahr mannichfaltiger und eigenthümlicher aus; es vereinigt die Einfalt der Wahrheit mit dem Schwung und der Tiefe des auffassenden Gemüthes; es ist zugleich von dem Gefühle des Kampfes, dessen verschiedene Epochen sich darin ausgedrückt haben und der Gewißheit des Sieges durchdrungen: es ist oft wie ein Kriegsgesang gegen den noch immer drohenden Feind. Und mit dem Liede ist zugleich die Melodie hervorgegangen, häufig ohne daß man sagen könnte, wie das geschehen ist. Nur geringe Anfänge enthalten die ersten Liederbücher von 1524; im Jahre 1545 erscheinen schon 98 Melodien, im Jahre 1573, denn mit der Zeit wuchs auch die Gabe, 165. Biblische Texte hatten eine besondere Kraft, die Musiker anzuregen: zu dem Magnificat finden sich vier verschiedene Weisen, alle gleich trefflich. Und hieran knüpfte sich die kunstgerechte Ausbildung des Chorals. Das Unächte und Ueberladene, das sich der frühern Musik beigesellt hatte, ward ausgestoßen: man bemühte sich, nur die Grundtonart streng und harmonisch zu entfalten[3]); die evangelische Gesinnung gewann im Reich der Töne Ausdruck und Darstellung.

1) Als die vier Urheber bezeichnet Metzgers meisterliche Freiung der Singer einen hohen Geistlichen, einen Ritter, einen Gelehrten und einen Handwerker.

2) Wagenseil über die Minnesinger: De civit. Norimberg. 544.

3) v. Winterfeld, der evangelische Kirchengesang.

Gewiß schloß man sich auch hier an das Vorhandene an: es hat Kirchenlieder vor Luther gegeben, die neue Musik gründete sich auf die alten Gesänge der lateinischen Kirche; aber Alles athmete doch einen neuen Geist. So beruhte seinerseits auch der Gregorianische Gesang auf den Grundsätzen der antiken Kunstübung.

Eben darin liegt die Eigenthümlichkeit der ganzen Bewegung, daß sie das Conventionelle, Abgestorbene, oder doch nicht zu weiterem Leben zu Entwickelnde von sich stieß und dagegen die lebensfähigen Momente der überlieferten Cultur unter dem Anhauch eines frischen Geistes, der nach wirklicher Erkenntniß strebte, zu weiterer Entfaltung brachte.

Dadurch ward sie selbst ein wesentliches Glied des universalhistorischen Fortschrittes, der die Jahrhunderte und Nationen mit einander verbindet.

In keiner andern Nation wäre dies so bedeutend gewesen, wie in der deutschen.

Die romanischen Völker beruhten doch noch, der Hauptsache nach, auf den Stämmen, von denen die Herrlichkeit des Alterthums ausgegangen: in Italien sah man die alte Welt wohl als die eigene nationale Vorzeit an: — daß ein ursprünglich verschiedener Geist, der germanische, an der Erneuerung der alten Cultur lebendigen Antheil nahm, nicht allein lernend, sich aneignend, sondern mithervorbringend, und zwar im Reiche der positiven Wissenschaften, die von nun an unaufhörlich fortschritten, trug erst recht dazu bei, sie zu einem Gemeingut der Menschheit zu machen.

Wie dadurch eigentlich erst ausgeführt wurde, was Carl der Große bei seinen scholastischen Gründungen beabsichtigt hatte, so war auch dieser Standpunkt wieder nur eine Stufe.

Es bedurfte noch geraumer Zeit, ehe die erwachten Ideen sich durcharbeiten, bewähren konnten: — auf Copernicus mußte erst Kepler folgen; — die Einwirkungen der mitstrebenden Nationen der europäischen Gemeinschaft mußten erst, wo sie fördernd waren, aufgenommen, wo aber das Gegentheil, was doch auch geschah, überwunden werden. Die Wissenschaften waren noch zu streng an den Gebrauch der lateinischen Sprache gebunden, als daß der Geist der Nationen neuerer Zeit sich mit voller Freiheit darin hätte bewegen können. Die Tiefe und Ursprünglichkeit der eigenthümlich germanischen Anschauungen war gleichsam zu stark zurückgedrängt. Es ist eine Zeit gekommen, wo der deutsche Geist das Alterthum noch lebendiger begriffen hat, dem Geheimniß der Natur noch einen Schritt

näher getreten und zugleich zu eigner und doch allgemein gültiger Darstellung gelangt ist.

Dazu gehörte aber freilich — denn auch der wissenschaftliche Fortschritt beruht auf dem langsam reifenden allgemeinen Leben — eine Entwickelung der politischen Verhältnisse, die es möglich machte.

Und für diese standen, trotz alle dem, was bereits erreicht war, noch die schwersten Kämpfe bevor.

So viel hatte Carl V doch bewirkt, daß sich der protestantische Geist nicht der ganzen deutschen Nation und ihrer großen Institute bemächtigen konnte.

Bald nach ihm aber trat in der alten Kirche selbst eine Umwandlung in Leben und Verfassung ein, die ihr neue Energie verlieh: in Kurzem warf sie sich dem noch immer vordringenden protestantischen Elemente mit ganz andern Kräften entgegen als bisher. Auf das Zeitalter der Reformation folgte das der Gegenreformationen.

Es gelang dem Papstthum zuerst, in den Ländern seines Ursprungs und seiner ältesten Herrschaft alle entgegengesetzten Regungen zu ersticken, alsdann auch in Deutschland vorzudringen und die Landschaften, die keine protestantischen Obrigkeiten hatten, sich wieder vollkommen anzueignen; der Widerstand, auf den es hiebei an einer oder der andern Stelle doch stieß, gab ihm Anlaß, endlich nochmals zu den Waffen zu greifen; durch eine Verflechtung politischer und religiöser Verhältnisse, die es zu keiner Vereinigung unter den Protestanten kommen ließ, gewann es den Sieg; seine Heerschaaren überflutheten die Länder, aus denen der Protestantismus hervorgegangen war; der Gedanke an eine allgemeine Herbeibringung konnte sich noch einmal regen.

Dahin freilich kam es nicht, daß er auch ausgeführt worden wäre; allein es mußte in einem wilden und verwildernden Kriege, der die gewonnene Cultur zum Theil wirklich zerstörte, dagegen gekämpft werden; und als man endlich den Religionsfrieden erneuern und auf die alten Grundlagen der Verfassung zurückkommen wollte, war die Selbständigkeit der Nation durch eine von beiden Seiten angerufene und alsdann nicht wieder so bald zu beseitigende Theilnahme auswärtiger Mächte gefährdet.

Wie viel Mühe und lange andauernden Kampf hat es gekostet, in Epochen voll wechselnden Glückes und neuer Gefahren den fremden Einfluß abzuwehren! wir müssen sagen, erst in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war es einigermaßen geschehen.

Eher aber konnten die ursprünglichen Bestrebungen, welche das Zeitalter, das wir betrachtet haben, erfüllten, nicht in voller Freiheit und Kraft wieder aufgenommen werden. Sie zielten dahin, an den lebendigen Momenten der allgemeinen und nationalen Geschichte festhaltend, eine allseitige und unabhängige Entwickelung der Nation hervorzubringen; sie verknüpfen die Anfänge unserer Geschichte mit ihrer fernsten Zukunft.

Beilagen.

I.

Sommaire de l'Ambassade de feu monsieur de Vienne devers l'Empereur Charles V, en l'année 1550.

(Aus der königlichen Bibliothek zu Paris.)

L'an mil cinq cens quarente sept, le XXII^{e} jour de juillet, le Roy estant à Villiers-Cotteretz, M^{r} le mareschal de Brissac et moy fusmes dépêschez pour venir devers l'Empereur: l'un pour moienner et traiter que le prince de Piedmont vint en France espouser madame Margueritte, et moy pour débattre la querelle de Savoie, en cas q'uelle fût proposée en la diette d'Auguste qui commença bien tost après, et aussy pour résider Ambassadeur ordinaire au lieu du Seigneur Mesnage. Mais quant aux deux premiers points pour le faire court, il n'y eût rien de fait. Car quant au prince de Piedmont, l'on nous respondit qu'on vouloit avoir le consentement de son père, lequel ils nous firent depuis entendre par une lettre qu'ils avoient minuttée en Auguste et envoiée au duc de Savoie pour la suscrire, contenant en sustance qu'il desiroit singulièrement l'alliance de France, comme pour le plus grand bien et heur qui pouroit avenir à son filz, pourveu que il feust restitué en ses païs de Savoie et Piedmont, et autres qu'il prétend luy estre occupez, et non autrement daventage. L'Empereur suivant sa coustume, qui est de mettre en deffiance ceux qui sont en termes de alliance ensemble, s'avisa de rompre cette pratique envers le prince de Piedmont: c'est qu'il fit proposer le mariage d'entre madame Margueritte et le prince d'Espagne son filz, combien qu'il n'en eust aulcune volonté, ainsy qu'il montra bien quant il en fut parlé au Païs-Bas ou par conclusion il convenoit que en ce faisant le prince de Piedmont fut restitué. Ses ministres firent aussy

entendre au prince de Piedmont que si on le tenoit en France, l'on en feroit comme du More de Milan, c'est qu'on luy retiendroit tout affin qu'il ne peust répéter ou quereller ses estatz.

En ceste sorte ne fût rien fait pour ce regard d'attirer alors le prince de Piedmont en France, encores moins pour celuy dont j'avois la principalle charge. Car il ne fût oncques parlé en toute la diette de la querelle de Savoie; et la cause fût que l'Empereur ne pouvoit avecques son honneur mettre cette question en avant, sans se résoudre de prendre incontinent les armes pour restituer le duc de Savoie: laquelle chose n'estoit pas son plus court (?) d'autant qu'il avoit des affaires en allemagne, qu'il vouloit plustôt composer, lesquelles luy touchoient de plus près, comme de réduire l'Allemagne à sa volonté, et faire tumber l'empire à son filz. A cette cause ledit Seigneur dict à monsieur de Brissac, et depuis luy-mesmes et ses ministres le m'ont confirmé vint fois qu'il ne vouloit prendre les armes pour la querelle de Savoie, y adioustant qu'il tascheroit de la composer bien amiablement s'il pouvoit: mais que au demeurant il ne s'en voudroit mouvoir, comme aussy à la vérité il ne pourroit par les traitez, encores que feu Grandvelle par foys voulust alléguer qu'on estoit tenu de restituer ledit duc de Savoie. Mais luy criant remontray les actes qui foisoient mention de ce fait, je luy fis taisiblement confesser que le traité n'obligeoit en rien le Roy: car il ne scust que répliquer sinon qu'il n'estoit point besoin d'entrer en cette dispute. A quoy adioustay qu'ils n'en parlassent donc plus d'autant qu'ils ne se pouroient rapporter aux traitez qu'ils ne demeurassent confus. Car les traittés parlent seullement que si M[r] d'Orléans eust consommé le mariage avec la fille ou le niepce de l'empereur et qu'il eust esté mis en possession du pais-bas ou de l'estat de Milan, selon le choix de l'Empereur, le Roy lors estoit tenu de mettre M[r] de Savoie ès terres qu'il prétend luy estre occupées. Ainsy s'estoit une restitution conditionnée pendant la consommation du mariage de M[r] d'Orléans, et de la possession qu'il debvoit avoir prinse, cessant laquelle chose, comme il est advenu, l'on n'eust aucunement tenu comte de rien faire pour M[r] de Savoie, pour ce point qui est le plus chatouilleux reste vindre (vidé?) que l'empereur par les traités ne se peut mouvoir contre le Roy pour le regard de Savoie, ny aussy d'autres choses, car l'on a satisfait en tout.

Il reste à veoir comme ledict sieur a composé ses affaires en quoy je treuve qu'il a bien peu advancé à cause de fautes par luy faites, lesquelles luy ont fait perdre le fruit de toutes les victoires qu'il avoit eues. Car comme ainsy soit que (dans) la dernière guerre il eust battu les Allemans et rendus sy estonnez qu'il n'y avoit homme qui osast lever la teste, les aians divisez et rompu les principaux capitaines comme le Duc de Saxe et de Langrave, l'un par force et l'aultre par finesse, recouvert les fortz de Vitemberg, mis garnison ez Villes d'Ulme et d'Auguste, il est sans doubte que les Allemans qui n'avoient jamais senty les forces estrangères, ni savoient que c'estoit d'avoir telle guerre en leur pais et lesquelz s'etoient d'ailleurs divisez et rompus, joinct que

de leur naturel, leur première collère passée, sont fort lasches, estoient si estonnez L'Empereur ne debvoit rien craindre tant du costé d'Allemagne, d'autant qu'il y estoit victorieux et armé ny aussy du costé du Roy lequel estoit nouvellement venu à la coronne et desiroit en premier lieu d'assurer ses places des frontières qui estoient lors foibles, daventaige avoit lors affaire contre les Anglois, les quelz luy tenoient encores Boullongne et d'ailleurs avoient ung bien grand pied en Escosse, de sorte qu'il debvoit plustost par raison penser de recouvrer le sien et garder que les Escossois ses anciens amis ne fussent du tout perdus, que provoquer ung Empereur si grand, victorieux et armé et lequel eust tiré lors de l'Allemagne (affin qu'il les eust laissé en paix) tout ce qu'il eust voulu demander.

Mais l'Empereur, au lieu de suivre cest avantaige, s'amusa ung an entier à faire la diette d'Auguste première, et combien qu'en icelle il fit encores une partie de ce qu'il vouloit toutes fois l'on descouvrit que tout ce qu'il avoit intention de faire estoit pour son bien particullier et non pour mettre paix en Allemagne ny aussy pour restituer la Relligion Romaine. Car au lieu d'oster les prescheurs des Protestants, il commença de favoriser les Protestans pour tirer d'eux ce qu'il demandoit. A quoy il les trouva lors enclins affin quil'z rentrassent en sa grâce et de peur qu'il ne fit lors tout ce que les catoliques luy demandoient contre eux. Et néantmoings ledict sieur tira des catoliques ce qu'il leur demandoit affin qu'il fut plus roide contre les Protestans de sorte que lesdicts catoliques commencèrent de le hair et pour le danger auquel ilz craignoient se trouver après qu'il seroit sorty d'Allemagne, ilz commencèrent peu à peu d'acointer les protestans et tous ensemble penser ce que se pourroit fayre pour la liberté de leur patrie. Daventage ilz s'aperceurent tous que l'Empereur ne demandoit qu'à les apauvrir, car outre ce qu'il rançonnoit les protestans pour avoir esté rebelles, il exigeoit d'ailleurs de l'argent des catoliques pour les avoir soustenus et gardez d'estre perdus et finalement après avoir tiré d'uns et des autres tout ce qu'il avoit peu, il vint à demander aux villes ung grand nombre d'Artillerie, print toute celle du pais de Langrave outre sa capitulation et au lieu de l'envoier vers les frontières du Turc, il la fit conduire au Pais-bas et de là en Espagne par où les Allemans s'aperceurent qu'il les vouloit rendre si foibles qu'ilz fussent contraintz de luy obéyr du tout.

L'Empereur fit aussy une grande faute par où catoliques et protestans furent irritéz, c'est qu'il proposa l'interim pour estre gardé par les Protestans et la réformation ecclésiastique par les Catoliques. Quant à l'interim ce fut la chose la plus mal considérée du monde comme de vouloir réduire au chemin de l'Eglise ceux qui en estoient eslonguez en leur proposant de son autoritté seulle une doctrine qui n'est receue d'eux ny approuvée par l'Eglise qui fuct cause que voiant son erreur il demanda après les facultez du Pape Paule pour l'autorizer; mais il ne les peut avoir telles qu'il les desiroit avec ce que cependant il coula toujours temps.

Pendant ces affaires, l'Empereur passa non seullement ung an en Allemagne au lieu de poursuivre ses victoires, mais encores s'en alla au Pais-bas où il demoura environ deux ans pendant lequel temps les Allemans pensèrent sy bien à leur besongue que ledit S[r] à son dernier retour 1550 s'aperceut de la faute qu'il avoit faite; car depuis ilz ne luy ont accordé aucune chose d'importance sur toutes les demandes qu'il leur fit en la diette dernière ains au contraire vindrent à déclarer et interpreter ce qu'ilz luy avoient accordé en la précédente diette de sorte que cela ne servit de rien et partant il trouva que au lieu qu'il n'avoit eu qu'une partie des Protestans ennemis que les catoliques et générallement tous autres s'estoient alliennez de l'affection qu'ilz luy avoient portée.

En premier lieu ilz ne peut tirer à la diette que deux Electeurs Ecclesiastics, c'est assavoir Trèves et Mayence, lesquelz luy ont quasi fait encor la guerre défendant tout hault la liberté de la Germanie et faisant teste contre tout ce qu'il proposoit tendant à la diminution de sa réputation.

Après au lieu qu'il proposoit avoir le concile auquel il prétendoit les Estatz s'estre soubzmis à la précédente diette, les Protestans y vindrent mettre tant de conditions que la chose ne peust succéder pour ce regard d'autant que le Pape voiant cela fit une bulle toute contraire à leur intencion et pourtant s'en ensuivit que l'Empereur ne les peust renger par le moien de concile. Quant aux catholiques ilz ont aussy reculé plustost que avancé, disans qu'ilz ny pourroient aller jusques en septembre.

Daventaige sur le fait de l'interim, au lieu de le faire observer comme l'on avoit promis en la première diete, l'on vint dire par cette dernière diete que l'Empereur n'y pouroit proceder par force, ce que ledit seigneur a esté contraint d'accorder dont il s'ensuit qu'on luy oste les armes pour le regard de la relligion et que doresnavant les Allemans n'en feront que ce qu'ilz voudront.

Daventaige touchant les rebelles, au lieu que l'Empereur cuidoit avoir deniers pour les chatier, il fut dit en la diette qu'ils seroient auparavant sommez et appellez de sorte que ceux de Brème pour avoir comparu, encores qu'ilz n'aient rien fait sont demeurez en leur entier sans que l'Empereur ait rien décretté contre eux comme aussy n'eussent ilz fait contre ceux du Magdebourg. Mais ils ne daignèrent jamais venir ny s'excuser qui fut cause qu'on ordonna contre eux soixante mil florins par mois, lesquels sont assez mal paiez.

L'Empereur s'aperceut encores de l'allienation des Allemans en son endroit quand il fut question de bailler l'investiture du Pais-bas à son filz car aiant desja fait dresser ung eschaffault en la place publique d'Auguste pour bailler ladite investiture solennellement les Estatz ne voulurent accorder quelques petites conditions qu'il metoit par quoy il fut contraint de bailler ladite investiture soubz la cheminée non sans grande moquerie et dérision veu l'apareil qu'on avoit fait pour la bailler solennellement.

Finalement l'Empereur voulant faire tomber l'empire à son fils s'est trouvé si loin de son comte que le Roy des Romains a trouvé assez d'excuses sur la volonté des Allemans lesquels luy ont déclaré ouvertement qu'ils ne vouloient plus d'Espagnolz Empereurs.

En cette sorte est diminué de réputation en Allemagne si avant qu'il n'en peut plus guières esperer, tout le monde l'aiant maintenant descouvert. Vray est que aussy il ne peut grandement craindre d'avoir mal, d'autant que les Allemans ne desirent que de se conserver. Mais aussy il n'en peut espérer autre fruit, d'autant qu'il n'attendent rien de bien de luy; daventaige ilz ne le craignent plus pour sentir qu'il a affaire ailleurs et aussy qu'il et viel et cassé ne se pouvant montrer ung mois entier l'an hors de sa chambre.

Pour faire fin de ce propos touchant, les Allemans durant le temps du feu Roy l'on donnoit beaucoup de penssions et y faisoit grandes dépenses, cuidant qu'ils feussent pour nuire à l'empereur. Mais au contraire ilz pensoient que nostre seurté dépendoit entierement d'eux et que sans leur suport le Roy ne peust conserver son estat par quoy ne tendoient que à attirer deniers comme nation avare (!) et d'ailleurs ne faisant rien pour le Roy ne pour eux, pensans que tout le monde ensemble ne leur peust nuire; depuis voiant qu'ilz n'estoient plus recherchez du costé de France et que d'ailleurs ils avoient esté battus, la nécessité les a fait evertuer de sorte que sans faire plus de fondement sur l'espérance que leur peust venir d'ailleurs, ilz se sont résolus de s'aider de soy mesme et qui les entretiendra en ceste façon ilz rechercheront plus d'estre supportez du Roy et d'avoir son amitié que le Roy n'aura cause de les rechercher et y faire la despence qu'on souloit; car ilz savent bien qu'on se peut bien maintenant passer d'eux ce qu'ilz ne peuvent bonnement faire de l'aide du Roy.

Qui traiteroit ainsy le Pape, il rechercheroit le Roy pour le maintenir et seroit fort aisé d'avoir son amitié; au lieu qu'estant recherché il n'a fait que demander éveschez et biens pour les siens, et pense nous avoir bien paiez si par fois il donne quelque chapeau rouge à ung prince du sang ou autre grand personnage qui le méritte au lieu qu'il le donne à un gardeur de singes et au demourant au lieu de recongnoistre tant de biens qu'il a de France, il luy semble estre en son pouvoir de rabaisser le Roy chacune fois qu'il voudra en se metant comme il a faict maintenant du costé de l'Empereur.

Des pars bonnes ou mauvaises qui sont en l'Empereur.

L'Empereur a eu trois ou quatre pars entre autres qui ont esté cause de la grandeur à laquelle il est parvenu. La première et principale sont les fautes que ceux qui ont eu affaire avecques luy ont commises, dont les principalles ont esté les nostres, desquelz il n'est besoin faire discours pour ce que la memoire en est fresche et les exemples trop notoires par lesquelz il apert qu'il n'eut oncq aventaige sur nous sinon quant nous avons reculé quant il convenoit poulser ou bien quant

par précipitation nous nous sommes trop hastez lors qu'il convenoit dilaier et temporiser.

La cause seconde de sa grandeur a esté qu'il a obtenu ce point de mettre dissention avec tout le monde en tirant toujours une grande partie de son costé, en quoy l'on ne peult nier que pour ce regard il n'ait esté des plus heureux qu'on pourroit penser ainsi qu'il se voit pour nostre respect ce qu'avint de Bourbon, d'André Dorie, du Marquis de Saluces et mille autres, et quant aux estrangers comme il gangna le Pape Léon pour nous chasser de Milan, après Pape Clément pour réduire Florence en tiranie, dont vint l'establissement de sa grandeur en Italie. Depuis il fit de Pape Paul tout ce qu'il voulut tant en Italie comme en Allemagne. (!) Dernièrement il fit que le Roy d'Angleterre contre les traitez de si estroite amitié se déclara contre le Roy, combien qu'il eust répudié la Reine Catherine sa tante et déclaré sa cousine germaine bastarde que fut cause de la grandeur qu'il eust sur nous aux guerres passées; finalement il a gaigné le Pape Jules pour le tourner contre le Roy, combien qu'estant Cardinal il l'eust toujours persécuté. En somme qui fera discours de toute la vie dudict sieur, il trouvera tousjours tendu à mettre dissention entre les Amys en attirant à soy la part qu'il a peu gagner et là où il ne les a peu rendre ennemis, il a mis et getté semances de deffiance, affin que leur intelligence ne fut entière et consequemment qu'ilz ne fussent si promptz et resolus à faire quelque entreprinse.

La troisiesme part qu'il a toujours montré par parolles et contenance ung grand zèle de Relligion qui est la plus grande poison dont il s'est prévalu. Car cela a esté si longtemps imprimé au cerveau du monde qu'on a toujours pensé qu'il conduit ses affaires à ce but, et si d'avanture quelques uns de plus clair esprit ont descouvert cette imposture ou ce a esté trop tard ou bien ilz n'ont sceu persuader au surplus du monde qu'il fut ainsy d'autant que l'universel estant une foys gangné par telles démonstrations extérieures n'a peu estre capable de congnoistre la veritté qui leur a esté remontrée par la bouche de peu et mesmement que l'on voit les parolles et les façons de l'Empereur ne montrer que Sainteté et Justice, de sorte que quant l'on s'est apperceu de quelque chose mal faite, l'on n'a donné la coulpe à ses ministres sans penser que procédast d'un si saint prince que luy.

Mais qu'il en soit autrement et que cete contenance à façon extérieure soit une vraie Ypocrisie, il apert par les exemples de sa vie dont j'en toucheray quelques ungs.

Et premièrement quant à la Relligion, s'il eust eu le zèle qu'il montroit, pour quoy n'ostoit il les prescheurs de Protestans quant il fut victorieux en Allemagne, veu qu'il le pouvoit faire sans contradiction; dont son confesseur mesmes fut si scandalizé qu'il ne le voulut point absoudre; ains print congé de luy et s'en alla? Pour quoy quant les villes se rendoient à luy ne leur proposoit il qu'elles eussent à se reduire à l'Eglise Romaine dont il ne parla jamais? Pour quoy n'a il fait restituer les ecclesiastics spoliez par les Protestans comme il avoit

promis et toutesfois il s'y est porté si froidement que s'apercevant les Catoliques de cette dissimulation ilz se sont peu à peu rengez avec les Protestans pour la conservation de la liberté de leur patrie? Et mesmement que les trois Electeurs Ecclésiasticz ont cogneu que, au lieu de les assurer, il estoit le premier qui les spolioit en s'appliquant leurs terres qui confinoient aux siennes. L'on voit qu'il a fait du pais d'Utrech et qu'il feroit volontiers du pays de Cambray et de Liège, qu'il marchande il y a long temps. N'a-t-on pas veu aussy la prinse de Romme et du Pape Clément ou en effect il montra qu'il pouvoit plus que les Lutériens; car au lieu qu'ilz ne pensent qu'à dire mal du Pape, luy sceut très bien le prendre et luy faire paier rançon après avoir fait piller et sacager Romme et commettre sur les Cardinaux, Evesques et autres Ecclesiasticz tous les exemples de dérision, cruauté et inhumanité, de sorte qu'il n'y a Barbare au monde qui en seust faire daventaige; et si l'on dit que ce fut son lieutenant non pas luy, qu'on regarde quelle réparation il en a faite et s'il n'est pas plus prest une autre foys de spolier l'Eglize que de la conserver comme l'on a veu de Plaisance en ce qu'il tasche de faire encores de Parme.

Venons à la justice dont il fait si grande démonstration. Mais si le zèle de Relligion ne le meut sinon en tant que cela sert à son proffit encores moins de celluy de justice et équité; car il aime mieux que la Chrestienté soit en guerre perpétuelle et que le Turc y face descente sans qu'on luy face résistance; brief que toutes choses voisent dessus dessoubz que lascher ung pied de la terre qu'il occupe, encores q'uil congnoisse qu'il n'ait ung seul point de raison. Et si l'on eu veult discourir quelques exemples des principaux, quelle raison peut il alléguer du Roiaume de Navarre? le Roy qui estoit lors aiant perdu son roiaume pour adhérer à l'empereur Maximilian pour faire celebrer ung concile; car il faut nécessairement que l'Empereur confesse que son bon aieul Maximilian avoit raison de faire tenir ung Concile. Il doibt rendre ce roiaume puisqu'il est successeur de l'Empereur Maximilian tant en biens héréditaires comme en Empire. Mais si l'Empereur Maximilian avoit tort, il faut qu'il desdommage le Roy de Navarre de ce qu'il a souffert pour avoir soustenu son party et mesmement puisque Navarre qu'il a perdu est en la puissance de l'Empereur de luy pouvant restituer s'il veult.

Après, quelle raison peult-il avoir de la détention de Milan, puis que c'est le propre héritaige de la maison d'Orléans et que l'Empereur Maximilian en a baillé l'investiture au feu Roy Louis 12, tant pour luy que pour son gendre [Loys duc d'Orléans] et descendance de luy, de sorte que le Roy en est le vray Seigneur tant du costé du père que de la mère; et si l'on dit que cet estat apartient à l'empire, pour quoy en a il baillé l'investiture à son fils qui n'est pas Empereur qui fut contre le gré des estatz de l'Empire et partant baillée soubz la cheminée.

Pour venir aux autres exemples quelle raison avoit il de reduire Florence de libre en une tirannie sans que la République l'eut jamais offencé.

Quelle raison y avoit-il d'avoir despouillé le sieur de Plombin de

son estat pour le donner au duc de Florence son ennemy au lieu de le recompenser de tant de services que luy et ses prédécesseurs avoient fait à la maison d'Aragon aiant esté cause de leur faire recouvrer le roiaume de Naples.

En quoy se peut fonder l'Empereur de faire une forteresse à Sienne qui ne l'a jamais offencé; ains pour s'estre mise en sa protection est maintenant réduite en servitude.

Quelle couleur pouvoit il avoir de prendre Plaisance pour despouller les enffans de sa propre fille en récompense de ce que le Pape Paul, père du Duc de Plaisance, luy avoit envoié gens en Allemagne par le moien desquelz il vint à bout de Protestans.

Que peut il aussy dire du territoire de Trect qu'il a usurpé sur l'Empire et de la citadelle de Cambray dont il a investy le Prince son fils et de tant d'autres au Pais de Naples où il a chassé lez vraiz Seigneurs non pour autre raison que cela luy tournoit à propos.

Au regard de la réputation qu'il fait profession de vouloir serieusement observer cela s'entend quant çe sont petites choses et de peu d'importance; car de gros morceaux il casse aisement son jeusne, ou bien il garde réputation en tant que le monde luy pourroit imputer s'il faisoit autrement, mais s'il peut donner la coulpe au ministres, il la rejecte sur eux du tout et néantmoins prend le proffit de la mechanceté qu'ilz font.

Pour venir aux exemples, il n'y a Prince qui monstre fair plus de cas de ceux de sang que luy, affin que cela leur aide en le monde; mais s'est pour s'en servir et tant qu'il peult e non pour les secourir au besoin; ains plus tost les plante là comme il appert de son frère le Roy des Romains dont toujours il fait bouclier contre les Turcz le laissant après en la boue sans le secourir ny de gens ny d'argent si ce n'est aux depens de l'Empire. Et toutes fois sans sa confians et appuy ledit sieur Roy pouroit trouver moien de composer ses affaires avec le Turc et vivre (tranquille) au lieu que pour estre frère de l'Empereur il porte toujours le faiz de la guerre, et l'Empereur au lieu de le recongnoistre et luy aider, il veult oster l'Empire de sa maison qui est le seul moien de le conserver en Allemagne, ainsy que de ce s'en sont veus les pratiques en la diette d'Auguste.

Quel esgard de réputation est ce que le mary de se propre soeur le Roy Christierne de Danemark soit detenu prisonnier pour ung sien vassal et ses filles qui sont niepces de l'Empereur soient privées de cette coronne, et toutesfois ledict sieur les voit et ne dit mot e appelle le Roy esleu de Danemark son amy et confédéré.

Quel honneur luy a-ce esté d'avoir veu sa propre tante la Roine Catherine répudiée par le Roy d'Angleterre après avoir esté vingt deux ans Roine, et sa cousine germaine Madame Marie estre delarée bastarde et d'ailleurs estre maintenant détenue par de là sans la marier jusques en l'aage de trente neuf qu'elle a et toutesfois il n'en dit mot.

Au regard du fait du duc de Savoie, l'Empereur montre de le prendre à coeur non pas pour l'affection qu'il dit porter au Prince de

Piedmont son nepveu ainsy qu'il a bien montré en ce qu'il n'a jamais voulu promettre que sa cause fut debatue aux deux diettes passées, de peur que cela troublast ses affaires ny apparence que ledict sieur s'en mesle jamais si ce n'est pour s'en prévalloir comme pour clore le passage au Roy de passer en Italie.

Si l'on veut descendre plus bas l'on trouvera que l'Empereur n'estima jamais personne, sinon en tant qu'il en a besoin comme l'on a veu entre les autres Monsieur de Bourbon auquel il avoit promis de bailler sa soeur et lequel il traita si mal que par désespoir il s'en alla donner de la teste à Romme où il mourut.

Que pouroit aussy faire pis que laisser impunie la conjuration dernièrement faite par Domp Ferrand de faire tuer André Dorie lequel est en partie cause de la grandeur à laquelle ledict sieur Empereur est parvenu et si l'on allègue que ce n'est pas luy mais Domp Ferrand, encores moins est il excusable, veu qu'il tient ung tel ministre diffamé publiquement d'empoisonnement trahisons meurtres et autres choses inhumaines par où il montre qu'il le veult tel puisqu'il l'endure et qu'il ne s'en soucie de ce qu'il a fait au passé, joint aussy qu'il a le proffit de ce que ledict Domp Ferrand commet, rejetant après la coulpe sur luy comme il a fait de Plaisance, et que autrefoys s'est veu de Thurin, quant Caesar de Naples la vouloit surprendre qu'il veut desavouer pour ce que la pratique n'avoit pas succédé.

En somme la Relligion, la justice et la réputation ont lieu en tant qu'elles peuvent servir à son proffit et non autrement; vray est qu'il fait demonstration par dehors de si bien les observer que tout le monde ait imprimé cet opinion qu'il est Prince religieux, juste et d'honneur affin qu'on se fie plus aisément.

De la santé de l'Empereur et indisposition.

Tous les médecins s'accordent à ce que la chaleur naturelle est grandement diminuée de sorte que toute l'esperance qu'il a de se bien porter est durant la saison de l'esté; car aussy tost que le froid aproche, il fault qu'il demeure enserré en ung poisle ou pour mieux dire en une fournaize en laquelle peut on demourer ung quart d'heure et toutesfois il y est tout le jour. Au reste il a trois maladies inveterées, lesquelles à chacune fois le conduisent à l'extremité; la première est le flux de morroides par lequel il vuide beaucoup de sang, et, par conséquent, la chaleur naturelle estant foible et luy estant désordonné de la bouche que homme qui soit au monde, il est certain que le sang qui se refait après, n'est que corruption, comme il appert en ce qu'il est contraint de se purger de huit jours en huit jours et se trouve par foys faire une seulle selle où il y a plus de deux pintes d'eau et de corruption de sorte qu'à la longue non en attend moings de l'hidropisie.

L'autre maladie est qu'il est astmatique avec une continuelle défluxion de caterre sur le poulmon et par fois une toux sèche et si forte qu'on s'esmerveille comme il la peult si long temps porter sans succumber du tout.

La troisiesme est une goutte qui le saisist chacune fois aux bras, aux espoulles, dans la teste, de sorte qu'il dit Adieu à tout le monde en plorant et prenant les sacremens à grande haste comme l'on s'en est long temps aperceu.

Avec tout cela il est fort désordonné de la bouche et ne fait aucun exercice. Toutesfois il traine tous les jours en faisant tous les ans de la diette deux fois et se purgeant de huit jours en huit jours, par où l'on s'estonne fort comme son estommac le peut comporter. Aussy bien les médecins l'ont jugé deux fois pour mort depuis trois ans; dont une fois entre autres ilz escripvirent à la Roine d'Hongrie qu'il ne pourra eschaper vint jours. Et toutesfois il vit comme par miracle et contre les règles de naturallité et fisicque.

De la Guerre de Parme.

Quant Pape Jules fut esleu, l'Evesque de Faur Jacobin se trouvant nonce aupres de l'Empereur et comme il se fut laissé pratiquer jusques à prendre grosse pension de luy, il proposa et mit en avant de faire bailler Parme à l'Empereur, à la charge qu'il la recongnoistroit tenir de l'Eglize et feroit grans les nepveux du Pape. Or sur ces entrefaites fut révoqué le nunce Jacobin et fut envoié en sa place ung autre de Phegin (Pighino), homme de bien et véritable, lequel ne voulut jamais entendre à party qu'on luy proposast; ains seullement au fait du concile, disant que si l'on vouloit négocier autre chose, que l'on se debvoit aider d'autre ministre. Quoy voiant les impériaux trouvèrent moien de le faire révoquer et de faire renvoier cest evesque de Faur pour mettre en avant le premier marché de Parme et faisoient si bien qu'ilz estoient quasi d'accord. Mais ainsy que l'Empereur dilaioit et en vouloit avoir meilleur marché selon sa coustume, avinst que octavo (Ottavio) se mit en la protection du Roy, de quoy l'Empereur fut si mary qu'il envoia offrir au Pape tout ce qu'il demandoit. Le Pape voiant l'espérance de faire sa maison grande estre rabaissé, commença entrer en collère et depuis on la veu prenant couleur de s'armer sur le repos d'Italie et par conséquent de l'Eglise; et toutesfois il ne pense point qu'on a osté Plaisance par force. Il ne dit mot pour maintenant s'émouvoir d'une chose où ne luy est faict aucun préjudice. L'Empereur aussy, voiant que de la dépend la seurté de l'estat de Milan, ne veult point que la place demeure au Roy et partant nous fait la guerre soubz le nom du Pape voulant oster la Mirandole affin que n'aions plus de pied en Italie de ce costé là.

Du Concile.

L'Empereur désire le Concile pour entretenir ce nom de Catolique et réformateur des mauvaises doctrines qui est la couleur soubz laquelle il a prins les armes en Allemagne. Mais en effect c'est pour sa grandeur, par ce qu'il luy semble qu'il tirera mieux des Allemans et du

Pape qui servira au bien de ses affaires, en inclinant maintenant à l'un et après à l'autre selon que cela fera pour luy; car quant aux doctrines il ne se fault pas attendre que les Allemans en changent rien d'autant que les Protestans ne se sont soubzmis au concile en la sorte que la bule porte et qu'on le veult celebrer; et partant ledict sieur ne les veult que estonner afin qu'ilz soient plus à son commandement.

Daventaige l'Empereur, voiant qu'il n'a rien peu faire en la diette d'Auguste touchant la succession de l'Empire pour la faire tomber en sa maison, il veut essaier du Concile où l'on pouroit dispenser les Electeurs Ecclésiasticz de leur serment en leur permettant de lui faire deux adjuteurs en l'Empire; et fondera ledit sieur son intention sur la descente du Turc du costé d'Italie où le Roy des Romains ne peult entendre, et par la prendra d'aproprier la domination de l'Italie à son filz et la faire comme héréditaire à sa maison.

Finalement il veult en ce concile faire justiffier la cause de Piedmond; et combien que cela ne soit suffisant pour l'hoster au Roy, il pense qu'on aura couleur de luy faire lascher quant ledict sieur aura esté condempné par le concile. A cette cause il a fait si grande instance que le Roy y envoiast ambassadeur et deux ou trois prélatz pour approuver ledit concile et pour y parvenir le Pape promet qu'on n'y parlera point de l'Estat des Princes. Mais quant le concile sera ouvert, il n'en sera pas le maistre, avec ce que le Roy l'aiant une fois approuvé il ne pouroit après honnestement contrevenir à ce qui seroit ordonné par icellui, et partant l'Empereur en tireroit en toutes sortes de grans proffitz et le Roy au contraire n'en pouroit raporter que désaventaige.

(Zum ersten Male erscheint hier die Auffassung Carls V, welche darnach bei den französischen Schriftstellern die herrschende geworden ist. Niemand wird an dieser Stelle eine Würdigung oder Berichtigung derselben erwarten; die frühere Darstellung muß ergeben haben, was daran Falsches oder Wahres ist.)

II.

Aus den Berichten des florentinischen Gesandten 1553—1556.

d'e 19. Luglio 1553. — La morte di Mauritio si crede che non sia punto dispiaciuta a S. M^{tà}, non mancando nuovamente di dar di se qualche sospetto con pratiche di Francia, o con tentar di restringersi et far leghe con molti di quelli Prencipi Alemanni senza saputa di S. M^{tà}, tale che se stava sempre con timore che quel cervello inquieto, et vario non fusse ogni giorno per muover cose nuove, et per tener sempre l' Alemagna in arme con il credito che haveva, parendoli di haver scoperto che Cesare l' odiasse in extremo, et che per summissione ch' havesse fatta mai potuto ottener gratia di venir al conspetto di S. M^{tà} per giustificare le attioni sue.

Se Alberto havesse fatto il medesimo fine che Mauritio non sarebbe forse stato se non a proposito, perche sarebbono mancati i duo principipali turbatori della quiete di Germania. Nell' Elettorato dell' Imperio dopo Mauritio vien chiamato Augusto suo Fratello in vertu della Capitulatione di S. M. C. con Gio. Federigo; è non di meno oppenione che il pred° Gio. Federigo habbia a far ogni cosa per ricuperar lo stato con la degnita, et che l' Imperatore l' habbia a favorire. Augusto non è tenuto personaggio di molto valore, tutta volta si crede che sia per fare ogni sforzo per havere la possessione, et forse non gli mancheranno degli adjuti; siche quella provincia di Sassonia sara in arme tutta. La perdita di Mauritio si tiene che sommamente sia doluta al Re de Romani, et a Massimiliano Re de Bohemia, ch' havevano con esto strettissima intelligenza, et amicitia — —

d'e 28. Luglio 1553. — Non mi è stato punto nuovo l' intendere ch' Ella habbia sentito sommo contento et piacere dell' acquisto di Teroana, essendo stato conforme al creder suo questo successo felicissimo, et da apportare in Italia molta riputatione alle cose di S. M. C. et de devoti suoi. L 'allegrezza le sara poi moltiplicata, et con l' avviso della morte di Mauritio (del qual si vanno tuttavia scoprendo alcune pratiche, ch' egli haveva con Francia) et con la presa di Edino che pur è stata di grande importanza: ma l' acquisto d' Inghilterra havera ben sopramodo arrecato piacere all' Ecc^ta^ V., peroche, dove restando quel Regno nelle mani del Duca di Northhunberland sarebbe stato sempre favorevole a Franzesi per la particolare inclinatione di quel Sig^re^ al benefitio loro, rimanendo hora Regina Maria, si può tener par fermo ch' ella havera sincera intelligenza con l' Imperatore, la M^t^ del quale se n' è infinitamente rallegrata, et ha usato dire che stima piu questo successo d' Inghilterra, che tutti gli altri insieme di sopra nominati. La Maesta C. ha veramente havute in poco tempo molte cose prospere — —

d'e 6. d'Agosto 1553. — Il Secondogenito del Duca Gio. Federigo hebbe audienza da S. M^ta^ la qual supplicò, come s' è inteso dell' Elettorato di Sassonia in Persona del Padre, allegando che se bene il Duca Augusto è chiamata nella Capitolatione, egli ne venne poi escluso insieme con Mauritio suo fratello per essere stati ribelli di S. M^ta^ ne tumulti passati. L' Imperatore gli fece rispondere generale, dando buone parole, ma non s'obligando a cosa alcuna. Hiersera giunsse il Sig. Martino di Guzman mandato del Ser^mo^ Re de Romani nè s' è inteso anchor di certo, che habbia portato, se ben molti vogliono, che sia venuto per impedir l' Elettorato a Gio. Federico, et favorire Augusto: con le prime vedero di scrivere a V. Ecc^a^ qualche cosa di vero in questo caso — —

d'e 27. d'Agosto 1553. — L'Ambasciatore d' Inghilterra ragionò lungamente con S. M^ta^ C. delle cose attenenti alla Religione, et perche la Reina haveva in ordine un Editto, che ogni forestiero Luterâno fra certo spatio dovesse partirsi et abbandonar quell' Isola, S. M^ta^ C. è stata

di parere, che tal editto non si publichi, ma che s'aspetti la coronatione della Reina, ch'allhora nel parlamento generale potera oltre le cose attenenti alla conservation del temporale ragionar anchora dello Spirituale, et propor questo con altre constitutioni. Questo parer di S. M. C. è venuto all'orecchie del Legato, et gli è molto dispiacciuto, come quel che vorrebbe, che l'Imperatore persuadesse la Reina in questi prencipii, che sopra tutto cercasse di tirare alla devotione della sede Apostolica quell'Isola, la qual cosa non si può fare cosi un in tratto, perche ciò sarebbe en voler violentar quei popoli, et potrebbe esser cagione di qualche garbuglio. Edunque bene che la M^{ta} Sua si stabilisca prima, et che non con rigorose constitutioni, ma con amorevoli et buoni ricordi procuri di farli tornare da quel tristo sentiero a buon camino.

La nominatione ch'ha fatta S. Santità del Cardinal Polo per Legato in Inghilterra, secondo ch'io ritraggo, non è molto approvata in questa Corte, parendo fatta troppo per tempo, et da generar piu presto in questo principio cattivi effetti che buoni — —

d'e 21. Novembre 1553. — Martino di Gusman fu qua ultimamente et intese da piu bande, che per la Corte s'andava parlando del Re et Massimiliano suo figliolo, come mal satisfatti del Imperatore, haver mal animo contro lui, et havere gia tenuta et resa intelligentia col Duca Mauritio in disservitio di S. M^{tà}, il che essendo lor riferito scrissero ne giorni passati ambedue alla sudetta Maestà Lettere di Credenza al loro Ambasciatore, con ordine a lui che si sforzasse di disingannarla, et di rimoverla da tale opinione, con fargli piena fede che il Re de Romani ha sempre tenuto S. M^{tà} per S^{re} et fratello suo, ne mai ha pour pensato di far cosa che potesse tornarli in disservitio, et che Massimiliano parimente ha havuto il medesimo animo, ne mai haver hauta pratica con Mauritio, che non fusse con servitio di S. M. Lo Ambasciator sei giorni sono hebbe audientia, et fece sopra cio offitio gagliardissimo, toccando molti passi necessarj, a che S. M. rispose che quantunche per la Corte fusse corsa et corresse fama tale, non haveva pero giammai creduto se non che il Re gli fusse quello amorevole fratello che era Esso a Lui, et che haveva similmente Massimiliano per suo carissimo nipote ne poter restar d'amarlo, havendoli di piu congiunto in matrimonio sua figlia, ch'era una delle care cose ch'havesse al mondo; concludendo il ragionamento suo doppo un lungo discorso con dire, che per mantener in piedi et grande Casa d'Austria, egli era necessario che si conservassero uniti, potendo dalla disunion loro nascer molti inconvenienti che sarebbono cagione di mandarla al basso. Ma con tutti questi complimenti si crede che internamente resti fra loro una certa ruggine, la quale con difficultà possa forte torsi via, immaginandosi Ferdinando et Massimiliano che in Cesare duri ancor quella voglia di passar la Corona Imperiale in la testa a suo figliolo, il qual humor è anche in molti Prencipi Germani che lo vanno spargendo per tutta Alemagna; laonde il nome di Filippo vi è odiosissimo, anzi sono entrati alcuni in sospitione che Alberto sotto mano sia fomentato dallo

Imperatore per fargli guadagnar tanta riputatione et seguito fra soldati Thedeschi, che in un bisogno possa favorirci il Principe di Spagna. S. M. se ben si tiene offesa in molti modi dal Padre et dal figliolo, vorrebbe pur demonstrar, et riconciliar il Principe con loro, come quella che dubita che chiudendo ella li occhi essi non cerchino impatronirsi di questi Paesi — —

d'e 21. Dicembre 1553. — — S. Maesta è molto infastidita, et si governa con cibi molto contrarii alla sua indispositione, et spesso ha qualche risentimento, et per minimo che sia si travaglia molto, ne vuole udir sorte alcuna di negotii, onde ogni cosa resta sospesa. Li negotii proprii del Imperatore patiscono assai, non havendo alcuno di questi Ministri ardimento de una volta in là ricordarle o proporle cosa alcuna, importante ch' ella sia, et anco la Regina alcuna volta, per quello ritraggo da buona parte, va da S. M[ta] con animo di ricordarle qualche negotio, come se ne avede le dice che non si sente da negotiare, donde il piu delle volte ella si tace per non la travagliare.

d'e 4. Agosto 1554. — C' è avviso di Campo da più persone come l'Imperatore, oltre il titolo di Rè di Napoli dato al Prencipe gl' ha anche data la totale administratione di quel Regno, ottima resolutione a giuditio di molti, «ad alcuni non piacerà vedendosi levati di mano «gl' utili et li negotii», et si stà anco in speranza che S. M. C. gli habbia a lassar presto il governo dello stato di Milano, il che se seguisse gl' Italiani se n' harebbeno da contentar non poco, potendo sperare che le cose loro havessero a essere spedite con più sollecitudine, et che sarebbeno in maggior stiena — —

d'e 26. Agosto 1554. — Per altre mie significcie a V. Ecc[a] la resolutione che S. M[tà] C. haveva fatta di dar anco il governo, et amministratione dello stato di Milano, et del Piemonte al Rè suo figliolo, il che è certo, et già sono state spedite le Lettere al Senato, al Gran Cancelliere, et a tutti gli altri Ministri che l' ubidischino, et che per l' avenir diano conto di tutto quel che pasta a S. M[tà] Regia, volendo che ogni cosa si governe di voluntà sua. Si scrive ancor al Commendator Figuerra sopra le cose del Piemonte il medesimo, et si dice, che lo spaccio sarà levato da Don Diego di Corduba, che anderà a pigliarne il possesso; ma non si sà per certo, havendo Vargas, che ha disteso lo spaccio, lassato in bianco il nome. Il Marchese di Pescara son già Cinque giorni, che arrivò in Corte dell' Imperatore per passare a Napoli a pigliare la possessione di quel Regno, come scrissi per l'altre, ne aspetta altro che la firma di S. M[tà] C. sichè tutto il Governo d' Italia sarà per l' avenire nelle mani del Rè d' Inghilterra —

«Con lo inserto ultimo scrissi a V. E. le buone parole che furon «date da S. M[tà] et dalla Regina al Sig. Don Ferrando, le quali non «passerono più oltre, duoi giorni di poi fù chiamato in Consiglio, et gli «fù domandato dessi conto de danari spesi nello Exercito dello stato

«di Milano, et delle contributioni riscosse si nel Piemonte, come nel «Monferrato. Quanto ai pagamenti S. S^ria^ rispose non esser mai pas «sati per le sue mani, et che di questo bisognava nè dessi conto il «Contador Suara, essendo stato lui quello, ch' haveva negotiato il tutto, «subiungendo, che sapevano alcuni di loro quante volte esso haveva «scritto a S. M^tà^ che provedessi di sorte, ch' ella non fussi rubata nè «pagamenti dello Exercito. Alle contributioni disse non se n' essere «travagliato havendone dato la cura a duoi Commissarij, uno deputato «dal Duca di Savoja, et l' altro dal Monferrato, che è fussino chiamati «et che loro nè dariceno conto, che sapeva bene che con tali contri-«butioni haveva risparmiato a S. M^tà^ un milion d' oro, in questo tempo «si risenti arditamente di questi simili modi. Sono di poi altra volta «stati insieme, nè si è parlato più delle sopradette querele, forse perchè «non si habbi a trattar del Cognato di Vargas, quali hanno scoperto «alcune cose molto deboli, et per quello ha detto chi l' hà veduti, sono «quasi ridicule, si che V. Ecc^a^ consideri che questi Ministri non reste-«ranno a far cosa per levarnelo, non solo hanno sparso con poca di-«gnità di quel Sig^le^, ch' è non tornerà, ma alcuno di loro ha scritto il «medesimo a Milano; si crede sia stato fatto a fine, che le persone non «habbino respetto a querelarsi con i Sindicatori che debbono andar di «costi» — . —

Non havendo i Ministri di S. M. C. potuto conchiudere alcun partito co' Mercanti, essendo sù la Piazza d' Anversa una strettezza tale, che non vi si trova uno Scudo solo, ella è stata forzata per pagar circa Scudi 400^m^. Che la vi si trovava debito di dar a' Creditori danari in Spagna con un interesse grossissimo, perchè a che ha da haver quì 55^m^ Scudi nè sono assegnati in Spagna 81^m^ da riceverli per tutto Gennajo prossimo, interesse ingordissimo S. Mercanti dicono che nè fanno a S. M^tà^ un gran piacere, perche se ne gli vorranno cavar con Cambi costeranno loro molto più — —

d'e 4. Novembre 1554. — Il Luogotenente d' Amone se ne tornò già cinque giorni sono in Inghilterra con la mente di Cesare circa quello, che S. M^tà^ desidera, che si tratti nel futuro Parlamento, il che tutti è passato con molta secretezza, ritraggo bene, che non si ragionerà altrimenti di Coronatione, havendo il Pop^o^ mostrato alla M^tà^ S. esser cosa che non serve a nulla, per non poter quel Rè, stante la Capitolatione del matrimonio acquistar diritto alcuno in detto Regno, nè esservi Rè, se non tanto quanto gli vien concesso dalla Compagnia della Regina; Et che il proporre una simil cosa a quegli animi barbari potrebbe esser cagione di qualche grande scompiglio da non raccomodarlo poi così di leggiero. Parleravvisi della Religione, facendo però prima un decreto, come per altre scrisse a V. Ecc^a^ che non si possa trattar in modo alcuno di spogliar de' beni Ecclesiastice quelli che al di d' hoggi nè son possessori, il numero de' quali interessati ascende a più di 40^m^ persone, siche che volesse toccar tal corda sarebbe atto a rivoltar tutto quel Regno, il chi è direttamente contrario alla buona voluntà che hanno

quelle due Maestà di ridurlo alla vera Religione, et pristina ubidienza della S. Sede — —

d'e 28. (25.?) Novembre 1554. — Son già tre giorni che S. M^{tà} C. dopo desinare non ha atteso quasi ad altro, che ad ascoltar la relatione del Processo di Don Ferrante, et pure hiersera ci stette sin a due hore e mezzo per finirla. Stà hora il Sig. Don Ferrante aspettando che S. M^{tà} pronuntii la voluntà sua, risoluto poi subito di tornarsene in Italia — —

d'e 9. Dicembre 1554. — «L'haver chiamato i Reggenti in Inghil-«terra avanti lo abboccamento di Loro M^{tà} dicono alcuni che procede «da quelli Ministri di Là volendo pigliare il possesso, et la pratica de' «Negotii di quelli Stati, acio che i Ministri di quà non vi si habbino «in modo alcuno a intromettervi. Sò dire a V. Ecc^{a} che Mons^{re} d'Aras «aspetta questo colpo, et ne ha assai dispiacere per quello m'è stato «referto, parendoli quando segua così, che passi questa cosa con poca «sua reputatione, et che sia un voler mostrar dal Mondo ch'ei sia in «poca gratia di questo Rè, e pure per quanto intendo che S. M^{tà} habbia «volto la fantasia a voler di nuovo tentare la coadiuteria dello Imperio «per il Rè suo figliolo.»

«Ho inteso per certo che quelli che fecero la relatione del processo «del Sig. Don Ferrando diedero il loro voto in suo favore, non di meno «S. M^{tà} volse udire il tutto, la quale di poi le ha assoluto quanto al «processo, usando dire, che in esso non si è trovato, che menchio-«nerie» — —

d'e 3. Febbrajo 1554. — Io dissi a V. E. nell'inserto de' 13. del passato che in alcune resolutioni «il Padre et il figliolo erano stati «discrepanti, ho di poi visto una Lettera d'Inghilterra d'huomo di «qualità, che dice questo formali parole — Voi guastate costà ciò che «noi facciamo quà, et noi guastiamo quello che fate voi, si che non «è gran fatto che non si risolva cosa alcuna. Mi è passo non mancar «di significar tal particular a quella acciò le sui noto sempre tutto «quello mi viena in notitia; Ne voglio ometter dirle di più che a mio «Giuditio questa discrepantia depende tutta da Ministri di quà, i quali «sentano male volentieri il trovarsi fuora de' negotij et si sforzano «quanto possano di havervi parte, usando alcuni di esti dire che la «sono gioveni, et non con molta experienza, come V. E. può conside-«rare: Per li negotii d'Italia per ancora ogni huomo fa prima Capo «qui dove vogliono intendere il tutto, et poi li rimettono là con il loro «parere, il che con piace punto di là; nè è maraviglia poi che le re-«solutioni vadino in lungo; ne credo che a questi di quà a lungo an-«dare sia per riuscire il disegno.» — —

«Lo amico solito mi referisce che S. M^{tà} da alcuni di in qua con «difficultà ha volsuto udire negotij, mi conferma bene esser vera quella «discrepantia, che io scrissi a V. Ecc^{a} esser tra il Padre et il figliolo,

«et secondo lui ella procede, che l' Imperatore non ostante ch' habbia «dato li Stati il figliolo, che vorria ritenere in se tutta l' autorità, et «che il Rè non facesse se non quanto li fusse inclinato di quà il che «al Rè non piace punto, parendoli che è passassi con poca sua di- «gnità. Ruy Gomez parti di quì l' altra volta molto mal sodisfatto et «più della Regina, dalla quale credano dependa la maggior parte di «questa cosa. Sô dire a V. E. che un giorno trovandosi la Regina et «Ruy Gomez dall' Imperatore, partito ch' ei fù Ella disse a S. M. un «proverbio in Spagnolo, che poiche haveva dato la padella che era bene «ch' ella si ratenessi il manico in mano. Quello che volesse significare «l' Exc[a] V. lo può considerare, et per quanto esso dice il Re pensa «che Lei lo tenga in questa fantasia, e informatissimo di tutti i par- «ticulari che passano di quà, et anco questi di quà debbono sapere «quelli di là, et da molte bande ritraggo che il non risolvere i negotij «in Inghilterra, procede che costoro di quà non lasciano fare» — —

d'e 10. Maggio 1555. — «Stamattina per adviso del Rè de Romani «s'è intesso, come il PP. era passato all' altra vita, a Dio sui piaciuto «riceverlo in gloria. Questo accidente è dispiaciuto assai, per quello «dicano a S. M. C., la quale pareva che si contentassi molto della neu- «tralità sua: oggi si stà con non poco sospetto, che tal dignità non «possa cadere in qualche persona, che non sia punto approposito» — —

d'e 7. Giugno 1555. — Sendosi sparsa la presta venuta del Rè de Romani alcuni contemplativi di questa Corte hanno dato in una molto sottile consideratione, ciò è, che haver hor mai compreso l' Imperatore il parto della Reina andarsen in fumo, et lenendo per fermo che la non sia gravida, è entrato maneggio di dar per moglie a Ferdinando Arci- duca d' Austria Miladi Isabella sorella della Reina d' Inghilterra, et di procurar che a questo mariaggio condiscendano gl' Inglesi, parendo a S. M. C. a giuditio de' sudetti di non potersi assicurar con meglior mezzo di suo Figliolo, il quale, sempre che il parto riuscisse vano non è dubio, che starebbe la con maggior pericolo, che non v' è stato in sin a hoggi, peroche si tien per certo, che gl' Inglesi, disperati di tal parto, et consequentemente d' un Legittimo herede di quel Regno, non lasse- rebbono di far nuovi motivi per crearne uno a lor voluntà, all' oggetto di non lasciarvi pigliar piéde alli Spagnoli — —

d'e 8. Agosto 1555. — Li giorni passati il Rè scrisse al Padre, che per cose d' importanza li mandassi il Secretario Erasto, si come fece subito, al quale oltra li altri negotii S. M[tà] C. li commesse trattassi con il Rè de la passata. Quattro dì sono tornò quì, et poco di poi comparse Ruy Gomez. Io ritraggo che Erasto ha portato principalmente che il Rè è resoluto non voler in modo alcuno stare senza autorità nè negotii, si come è stato sino a hora, et che quando il Padre non gliene voglia dare, che sen' andrà a Spagna non li parendo star li non alcuna di- gnità, non potendo disporre nè di danari, nè risolvere alcuna cosa se

prima non manda il parer suo quà, il quale spesso per quello intendo il più delle volte non è anco approvato, et che questo modo, oltra alla indegnità di Lui, apporta infiniti danari alli negotii loro. L'offitio debbe esser stato fatto caldamente, et per quanto m'ha referito lo amico, S. M[tà] Ces. dalla tornata del Secretario Erasto in quà non ha mai fatto che sospirare, et la notte s'è poco riposata, et si conosce in Lei non poco travaglio. Ruy Gomez havendo havuto non sò che termini di terzana non è stato prima che hiersera da S. M. C., et dovette sopra di questo fare qualche ofitio: per ancora non si è penetrato altro, se non che il Rè passera presto, tenendosi come ho detto di sopra, il parto quasi del tutto vano, se non segue per il mezzo di questo mese per quello che Ruy Gomez ha detto — Ritraggo di più ch'il Re fa ogni opera di scuoprire, se questo desiderio che mostra il Padre di voler andar a Spagna è finto come lui dubita — —

d'e 11. Agosto 1555. — Per la Corte si ragiona molto, che volendo queste M[tà] trarre danari di Spagna, esser necessario che una di Loro si tranferisca là, che altrimenti quei Regni non vogliano sentire parola di dare ajuto alcuno di danari, si discorre che il Rè mostra tenere molta voluntà di andarci, et l'Imperatore ancho fa il simile, et il suo Consiglio lo persuade a mandarvi il figlio, allegando assai ragioni, et tra l'altre, che stando S. M. C. in questi paesi, che ella sempre si per la riputatione sua come ancho per acitto che la può sperare dall'Imperio si potrà sempre molto più valere di questi paesi, che non farà il figlio, aggiungendo ancora che essendo ella di quella mala indispositione che è, non conviene si metta in questa stagione a navicare l'Oceano, potendole l'agitatione di quel mare causare qualche accidente pericoloso. Molti credano che l'una et l'altra Maestà mostrino d'havere voglia s'andarsene, che non saria gran cosa, che si differissi questa resolutione sino a primavera, «Non è dubio che se il Rè se «n'andasse ch'è puderia molto di reputatione appresso del Mondo, et «saria un desautorizarlo] astatto». Queste sono, a mio giuditio, resolutioni, che credo faccino stare loro Maestà dubbie, et perplexe; pure il ritorno di Erasto, et la venuta di Ruy Gomez, aggiunto con l'esser molto verso il verno doverrà presto fare venire in luce la resolutione di questo negotio con di molti altri.

Il Rè de Romani vista la risposta che l'Imperatore li fece sopra quelli articholi, che li Principi della Dieta li havevano domandato desiderandone ancho la confermatione da S. M. C. ha mandato per questo conto quà un suo Gentil huomo a domandare di nuovo Consiglio all'Imperatore, come se nè debba governare, dicendo che non vorria consentire cosa alcuna contro a Dio, contro la Chiesa, ne contro S. M. C., ne di se stesso, ma che dall'altra banda non sà come si fare a non sodisfare loro in qualche cosa, havendo bisogno d'essi «poi si ritrahe «che quel Rè và inclinando alle voglie loro,» essendo, poi che il Turco ha fatto la pace con il Sophi, minacciato, che se è non restituisce il Regno di Transylvania alla Regina Isabella, et al figlio, che esso lo rimet-

terà con l' arme, alla quale pare che senza l' ajuto di Germania è non sia per potere resistere, onde non saria gran fatto «che questo ri«spetto lo facesse cedere a qualche cosa, che ad altro tempo forse non lo faria» — —

d'e 22. (26.?) Ottobre 1555. — Hier si fece la rinuntia nella Sala grande del Palazzo, dove S. M. C. comparse con una vestetta di panno negro semplice, con una berretta alla Civile, et co'l Toson grande al Collo, et ragiono altamente respettive più che mezza hora, dando conto di quel che l' havesse mossa a tal effetto, annoverando tutti i suoi viaggi dal principio del suo regnare, insino a questo giorno con infiniti travagli passati, concludendo che li pregava ad accettare in lor Principe et Sig^{re} il Rè suo Figliolo, et sopra tutto a conservarsi nelle fede et Religion X^{stna}, sopra che si distese più assai, et in ultimo non potendo contener le lachrime, soggiunse che la cagion del suo pianto non era perchè la si dolesse di spogliarsi di questi Stati, ma increscendole d' haver a lassare il paese natio et l' amorevolezza di tanti suoi Vassalli per esserle necessario di passare in Spagna al Governo di quei Regni, essendo morta la Reina sua Madre, con che mosse le lachrime a tutti i circustanti che l' udirono. Parlarono in oltre La Reina Maria, et Monsig. d'Arras in nome del Rè, et prima che l' Imperatore un Consiglier di Stato, alche fù risposto con una lunga oratione per parte di tutti gli stati da uno detto il masi, pensionario d' Anversa. Procurerassi d' haver l' orationi, et havendosi le manderò all' E. V. — —

d'e 8. Dicembre 1555. — Molti sanno la displicentia di questo Rè per a tardanza, che vede in suo Padre nel terminare i negotii; perchè se ben S. M. C. ha fatto renuntia, et dato a credere al mondo, ch' ognun habbi a far co'l Rè, l' essetto è del tutto in contrario, perchè senza l' Imperatore non si fù nulla, et con lui pochissimo. Ma forse poi che harà fornito di far le renuntie tutte, cioè di Sicilia, et Spagna, che di presente si praticano, et si faranno, si darà all' hora speditione a' negotii — —

d'e 4. Gennajo 1556. — Questa fredezza è nata di poi la venuta del Capitano Alessandro Tommasi, il quale vuole a tutti i partiti dar ad intendere a queste MM^{tà} et alli lor Ministri, che Franzesi unitamente co'l Papa voglion romper la Guerra nel Regno.

Tra queste due Maestà par a me, per quanto mi vien accennato di buon luogo sia non sol poca intelligentia, ma rottura, et pur hieri se n' andò il Rè dal Padre, supplicandolo a fargli la cessione della Spagnal o a ripigliarsi tutto quello che gl' haveva dato così quà, come in Italia, per non si prometter di poter mantener, nè questi nè cotesti stati, senza l' ajuto della Corona di Spagna, essendo per le continue guerre tutti consummati, soggiungendo che non voleva sostrire tanta vergogna di perdergli senza poter farci un minimo contrasto; di che pareche l' Imperatore s' alterasse nell' animo, et che di quì li sieno nati non sô

che dolori di stomaco. Li Ministri ancora di detti Maestà non tendono ad altro fine che a ustarsi con pochissimo servitio de Padroni — —

d'e 15. Gennajo 1556. — Dimattina si farà da S. M. C. la cessione di tutto 'l resto delli Stati nel Rè suo figliolo, et per quel che è Ministri m' hanno detto, Cesare non si vuol più impacciare in sorte alcuna di negotii, ma spogliarsene interamente, et me l' hanno detto perche io facevo instanza d' haver audienza per dar conto alla M. S. di quanto passa, con dire, che in ogni caso l' Ecc^a V. m'ha commesso ch' io ricorra a lei, et a lei dia parte d' ogni cosa. Piacemi veramente così santa resolutione, et spero che la cose s' incamineranno al bene conoscendosi in questa R. M^tà un immenso desiderio di rastettar quanti dis ordini ci sono.

terà con l' arme, alla quale pare che senza l' ajuto di Germania è non sia per potere resistere, onde non saria gran fatto «che questo ri«spetto lo facesse cedere a qualche cosa, che ad altro tempo forse non lo faria» — —

d'e 22. (26.?) Ottobre 1555. — Hier si fece la rinuntia nella Sala grande del Palazzo, dove S. M. C. comparse con una vestetta di panno negro semplice, con una berretta alla Civile, et co'l Toson grande al Collo, et ragiono altamente respettive più che mezza hora, dando conto di quel che l' havesse mossa a tal effetto, annoverando tutti i suoi viaggi dal principio del suo regnare, insino a questo giorno con infiniti travagli passati, concludendo che li pregava ad accettare in lor Principe et Sig^{re} il Rè suo Figliolo, et sopra tutto a conservarsi nelle fede et Religion X^{stna}, sopra che si distese più assai, et in ultimo non potendo contener le lachrime, soggiunse che la cagion del suo pianto non era perchè la si dolesse di spogliarsi di questi Stati, ma increscendole d' haver a lassare il paese natio et l' amorevolezza di tanti suoi Vassalli per esserle necessario di passare in Spagna al Governo di quei Regni, essendo morta la Reina sua Madre, con che mosse le lachrime a tutti i circustanti che l' udirono. Parlarono in oltre La Reina Maria, et Monsig. d'Arras in nome del Rè, et prima che l' Imperatore un Consiglier di Stato, alche fù risposto con una lunga oratione per parte di tutti gli stati da uno detto il masi, pensionario d' Anversa. Procurerassi d' haver l' orationi, et havendosi le manderò all' E. V. — —

d'e 8. Dicembre 1555. — Molti sanno la displicentia di questo Rè per a tardanza, che vede in suo Padre nel terminare i negotii; perchè se ben S. M. C. ha fatto renuntia, et dato a credere al mondo, ch'ognun habbi a far co'l Rè, l'essetto è del tutto in contrario, perchè senza l'Imperatore non si fù nulla, et con lui pochissimo. Ma forse poi che harà fornito di far le renuntie tutte, cioè di Sicilia, et Spagna, che di presente si praticano, et si faranno, si darà all' hora speditione a' negotii — —

d'e 4. Gennajo 1556. — Questa fredezza è nata di poi la venuta del Capitano Alessandro Tommasi, il quale vuole a tutti i partiti dar ad intendere a queste MM^{tà} et alli lor Ministri, che Franzesi unitamente co'l Papa voglion romper la Guerra nel Regno.

Tra queste due Maestà par a me, per quanto mi vien accennato di buon luogo sia non sol poca intelligentia, ma rottura, et pur hieri se n' andò il Rè dal Padre, supplicandolo a fargli la cessione della Spagnal o a ripigliarsi tutto quello che gl' haveva dato così quà, come in Italia, per non si prometter di poter mantener, nè questi nè cotesti stati, senza l' ajuto della Corona di Spagna, essendo per le continue guerre tutti consummati, soggiungendo che non voleva sostrire tanta vergogna di perdergli senza poter farci un minimo contrasto; di che pareche l' Imperatore s' alterasse nell' animo, et che di quì li sieno nati non sô